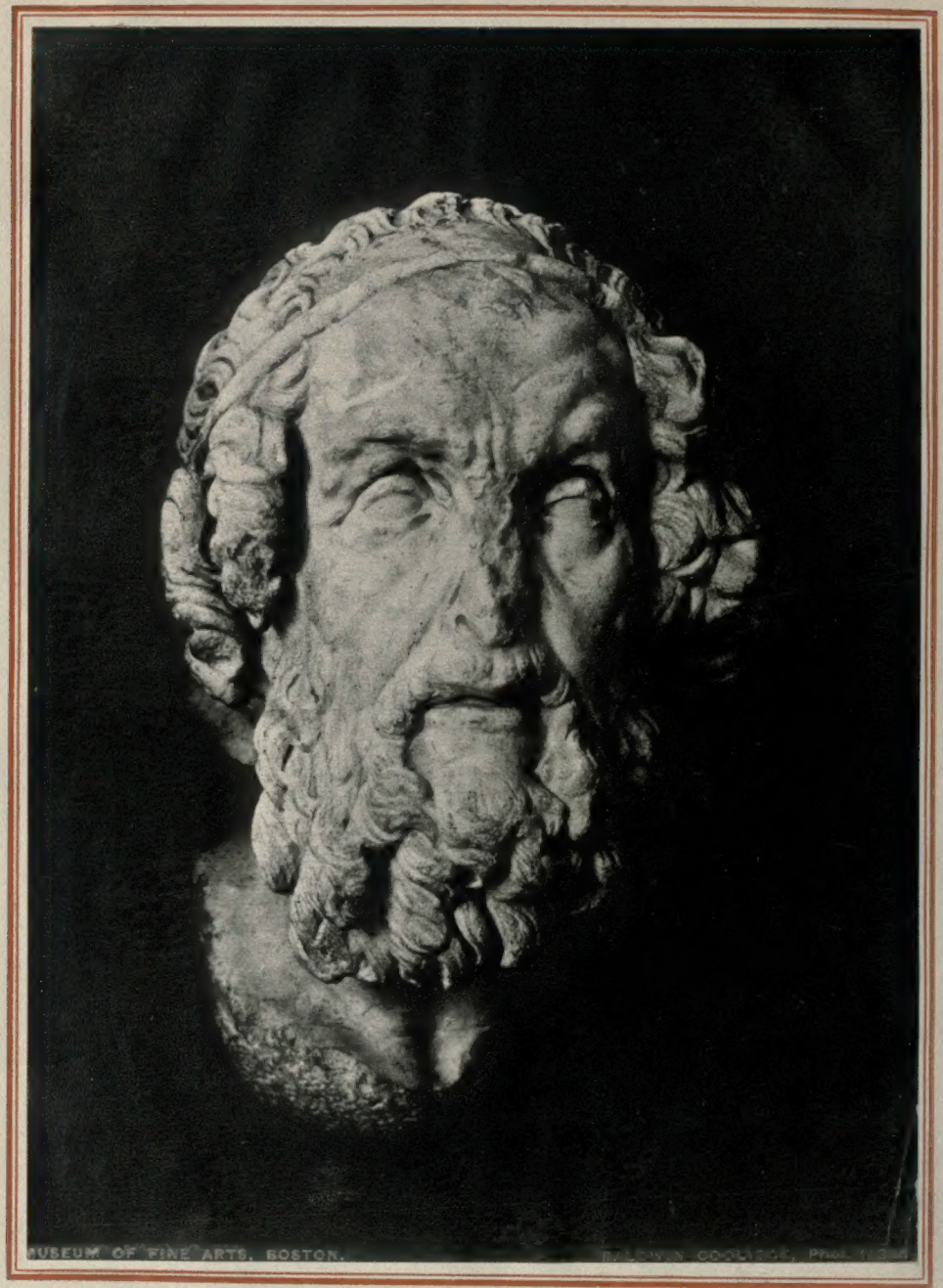
DIE SCHÖNHEIT HOMERS


MUSEUM OF FINE ARTS, BOSTON.

DIE SCHÖNHEIT HOMERS

VON

THASSILO VON SCHEFFER

ZWEITE AUFLAGE

IM PROPYLÄEN-VERLAG
BERLIN

PA
4037
S3
1921

LIBRARY
OCT 28 1964
UNIVERSITY OF TORONTO

937357

Copyright 1921 by Propyläen-Verlag G. m. b. H. in Berlin
Im Ullsteinhaus, Berlin

DER GEIST DES HERRN DEN DICHTER ZEUGT,
DIE ERDE MÜTTERLICH IHN SÄUGT,
AUF MEERESWOGEN BLAUEM SCHOSS
WIEGT SEINE PHANTASIE SICH GROSS.
DER BLINDE SÄNGER STAND AM MEER,
DIE WOGEN RAUSCHTEN UM IHN HER
UND RIESENTATEN GOLDNER ZEIT
UMRAUSCHTEN IHN IM FEIERKLEID.
ES KAM ZU IHM AUF SCHWANENSCHWUNG
MELODISCH DIE BEGEISTERUNG,
UND ILIAS UND ODYSSEE
ENTSTIEGEN MIT GESANG DER SEE.
HÄTT ER GESEHN, WÄR UM IHN HER
VERSCHWUNDEN HIMMEL, ERD UND MEER.
SIE SANGEN VOR DES BLINDEN BLICK
DEN HIMMEL, ERD UND MEER ZURÜCK.

CHRISTIAN GRAF STOLBERG

EINE KLEINE SCHAR ZIEHT STILLE BAHNEN,
STOLZ ENTFERNT VOM WIRKENDEN GETRIEBE,
UND ALS LOSUNG STEHT AUF IHREN FAHNEN:
HELLAS EWIG UNSRE LIEBE!

STEFAN GEORGE

INHALT

Vorwort XIII

Der Dichter Homer 1

Ilias 79

Odyssee 169

Verzeichnis der Abbildungen 235

Homerische Literatur 238

VORWORT

Dieses Buch soll den zwei großen Epen Homers gegenüber eine Lücke ausfüllen, und zwar eine, die man am wenigsten erwartet: die der rein künstlerischen Betrachtung. Seit über zwei Jahrtausenden ist die Dichtung Homers nicht nur der Gegenstand höchster Verehrung und das zumeist gepriesene Muster aller Poesie am Eingang der europäischen Kultur, sondern weit mehr noch das Betätigungsfeld gelehrter Forschung, zumal wo es sich um größere geschlossene Werke handelt. Überall verstreut, bei den Alten, bei unsern Klassikern und sonst an vielerlei Stellen, finden wir goldene Worte über den Wert und die Schönheit der Homerischen Dichtung, fast nirgends aber tritt uns, besonders in deutscher Sprache, ein Buch entgegen, das sich umfassend nur in den Dienst der ästhetischen Schönheit dieser alles überragenden Meisterwerke stellte; das ihren Glanz vor unsern Augen hell aufleuchten ließe, unbefangen und unbeschwert von jeder rein wissenschaftlichen Forschung, die, so notwendig sie war und ist, doch die meisten an der hellen, freudigen Hingabe an die Herrlichkeit Homers gehindert hat. Wie ein grauer, trüber Schleier fast der Langenweile und oft quälender Rückerinnerung liegt es für viele über diesen Dichtungen. Der naive, durch nichts getrübte Genuß, die ungehemmte Begeisterung, die sehnsüchtige Freude, einzutauchen in dieses Meer der Poesie rein um ihrer Schönheit willen, wie es doch kaum ein anderes Menschenwerk verdiente, all das ist selten geworden. Nicht der Forschung und den Gelehrten soll hier die Schuld gegeben werden. Wer sich ernsthaft mit Homer beschäftigt, darf sie nicht beiseite lassen; ihnen verdanken wir überhaupt die Möglichkeit,

daß diese Epen uns heut so vollendet wie möglich vorliegen und wir Erkenntnisse tiefster Art aus ihnen schöpfen können. Gerade der Verfasser dieses Buches wäre der letzte, hier einen Einspruch, statt den Ausdruck tiefer Dankbarkeit zu äußern. Denn wie wäre ihm seine Homerübersetzung, ja wie wäre ihm auch nur dieses Buch möglich gewesen ohne den unendlichen Fleiß und die rastlos schürfende Gelehrsamkeit der Homerischen Wissenschaft! Daß sich aber daneben niemand gefunden hat, der einmal all dies beiseite schob und nur den „Dichter Homer" sprechen ließ, ist seltsam und fast unerklärlich. Von diesem Standpunkt aus wäre bei uns nennenswert fast nur das Buch von Hermann Grimm, aber auch dieses ist allein der Ilias gewidmet und nicht einer ästhetischen Betrachtung Homers im ganzen. Versuche sind zwar gemacht worden, entweder aber sind sie unbedeutend, oder aber sie fallen bezeichnenderweise sofort von ihrer Absicht ab und versanden im philologischen Fahrwasser, das sie zu meiden angegeben. Eine Arbeit wie den so ausgezeichneten englischen Essay von Matthew Arnold „On translating Homer" kann ich in Deutschland nicht finden.

Noch ein anderer Grund mag den erwähnten Mangel wenigstens für heutzutage erklären und veranlaßte gerade darum den Verfasser, einmal die Beschreitung dieses neuen Weges zu versuchen. Der Grund liegt in der Stellung unserer Zeit zur Antike und besonders zu Homer. Man täusche sich darüber nicht, daß hier zwei diametrale Welten einander gegenüberstehen. Eine jahrhundertelange klassische Bildung hat es bei uns nicht vermocht, das wirkliche Wesen der Antike und ihrer Einstellung zur Welt begreiflich zu machen. Selbst die kleine Schar der verständnisvoll Eingeweihten und begeisterten Freunde tritt fast nur „romantisch" an die Sache heran. Und gerade das fälscht die reine, klassische Auffassung. Wir sind heute völlig subjektiv, sozusagen „gotisch", orientiert, das Individuum geht von sich aus, statt die Welt als ein klares Gegenüber ruhig auf sich wirken zu lassen. Bewegung und Inbrunst bezeichnen das Tempo unseres Lebens, und eine schweifende Sehnsucht sucht ihre Erfüllung ganz woanders als in der maßvollen, lichten stillmonumentalen Realität der antiken Weltauffassung.

Diese Weltauffassung war aber doch einmal da, sie war eins der herrlichsten Kleinode menschlichen Geistes, wir erkennen sie auch heute bereitwillig als Ausgangspunkt und Fundament unserer Bildung an, und ein Unterstrom von ihr geht seinen verborgenen Weg auch durch unsere Tage. Er ist für eine Minderheit stiller Geister ein Zufluchtsort, ein Trost, eine ewig glanzvolle Entzückung geblieben, wie immer der Gegensatz einer Zeit auch seinerseits einer Erfüllung zustrebt und uns für einen neuen Wechsel das zeitweilig Zurückgetretene aufbewahrt.

Es wird viele dünken, daß ich hier in der einschränkenden Einschätzung unserer Stellungnahme gegenüber der Antike und besonders Homers vielleicht zu scharf urteile. Möge ich unrecht haben. Jedenfalls gehe ich davon aus, daß hier ein verschollenes Neuland zu gewinnen ist, daß gerade das Große, dem eine Zeit nicht restlos hingegeben ist, unverlierbar hervorgehoben werden muß. Will man heute wieder die Menge für Homer nicht nur gewinnen, sondern auch begeistern, so muß die Dichtung selbst sprechen, wie im grauen Altertum, ehe man daran ging, sie zu „untersuchen". Voll bewußt lasse ich hier jeden „Apparat" und alle Probleme beiseite und führe nur zu dem Born der Homerischen Poesie selbst. Hier gilt es, trunken zu werden an jener Schönheit, die wie ein Paradies von Sonne und großzügiger Verklärung des dabei doch immer so wahren Lebens hinter uns liegt. Keine Worte über Homer können die Wirkung seiner Verse erreichen; darum ist es nur meine Aufgabe, hinzudeuten und zusammenzufassen und dann den Dichter selber sprechen zu lassen. Daß ich mich dabei meiner eigenen Verdeutschung bedienen muß, wird mir niemand verdenken.

Für jene aber, die neben der poetischen Einstellung auch auf die Ergebnisse der Forschung nicht verzichten wollen und dabei sicher noch zu weiteren tiefen Einblicken kommen, die dem nur Genießenden verschlossen bleiben müssen, für diese sei am Schluß des Buches eine Übersicht der einschlägigen Literatur zusammengestellt, aus der die Werke von Finsler, von Hermann Grimm, von Hedwig Jordan und von Wilamowitz-Möllendorff ganz besonders diesem Buch zugrunde liegen.

Die kleine Bibliographie wird dem ernsthaft Suchenden willkommen sein und ihn in seiner gefestigten Freude an der Herrlichkeit Homers nicht wie ein Ballast dünken, im Gegenteil. Vergessen wir nie, daß es sich hier um eine Welt handelt, die fast dreitausend Jahre zurückliegt und die doch trotz des Zaubers ihrer unvergänglichen Frische so mancher Erklärung bedarf.

München, im Frühling 1920

Thassilo von Scheffer

DER DICHTER HOMER

Es gibt Werke des Menschengeistes, denen die gütigen Götter Unsterblichkeit und ewige Jugend verliehen haben. Ihre Blüte leuchtet unverwelkt durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende, und eine Generation nach der andern darf staunend und beglückt die Lebensspende solcher Schöpfungen genießen. Dinge, die ihrer Zeit als das Herrlichste galten, gehen zugrunde; Werke, die sich Ewigkeitswert beimaßen, sind verhallt und vergessen. Reiche stürzen, Völker sterben aus, Religionen und Weltanschauungen wandeln sich von Grund aus. Aber wie auch das Chaos alles Irdischen dahinbrause, wenn die Flut sich verlaufen, stehen lächelnd und unberührt jene wenigen Werke da, die die wahre Unsterblichkeit in sich tragen.

Das Geheimnis dieser Unsterblichkeit, um das ganze Titanenstürme immer wieder und wieder vergeblich ringen, liegt in der Selbstverständlichkeit, der untrüglichen Lebenswahrheit, die solche Schöpfungen bis in die letzte Faser erfüllt. Das Leben in seinen Grundformen ist stärker als alles, und nur wo unbeirrt aus dem inneren Gefühl heraus ohne berechnende Absicht ein Ausdruck dafür gefunden wird, ist er auch unzerstörbar. Auch dann kann er zwar vergessen werden, aber nicht verstauben und sterben; war er aber so glücklich, eine monumentale und unvergeßlich schöne Form zu finden, so sind die Bedingungen gegeben, ihm jene gültige Dauer zu gewährleisten.

Die Absichtslosigkeit, das Naiv-Schöpferische, das ich eben als Notwendigkeit eines solchen Entstehens genannt habe, ist nun eines der seltensten Dinge im Schaffen der Menschen. Wo einzelne am Werke sind, sind sie fast immer bestimmt von einem bewußten Wollen, und das Resultat wird dann, so gut es auch sein mag, immer jene Brüchigkeit tragen, die nun einmal allem menschlichen Tun anhaftet und an der es schließlich

zugrunde geht. Quillt aber die belebende Kraft wirklich aus der Tiefe, so ist doch meist ihr Umfang nicht ausreichend, um sich trotz aller Echtheit und Anwartschaft auf die Ewigkeit im Strudel der unbarmherzigen Zeit zu behaupten.

Daher sind die wenigen unvergänglichen Werke auch fast nie das Werk eines einzelnen Menschen, sondern sie sind da, wir wissen nicht woher, geboren aus der Tiefe eines ganzen Volkes als der notwendige Ausdruck seines inneren Lebens. Und ob sie sich trotzdem zuweilen an einen Schöpfernamen klammern, es liegt doch wie der Schleier eines Geheimnisses auf ihnen, und Ursprung und Herkunft werden immer etwas Unerklärliches an sich tragen.

Es können das Bücher, Bauten und Gebilde sein, aber das Wort ist widerstandsfähiger als die stärkste Materie, und so sind es, neben den gewaltigen Religionsdokumenten einer noch rätselvollen Vergangenheit, vor allem die großen Volksepen, auf die das eben Gesagte zutrifft, und unter ihnen ist es wieder in erster Linie das Werk Homers, das am reinsten vom Staub der Jahrhunderte geblieben und unerreicht und morgenschön vor uns dasteht, als könnte es mühelos noch ebenso lange unter den Geschlechtern der Menschen weiter seinen Glanz verbreiten, wie es bisher schon den Bewohnern der vielumwanderten Erde Glück und Erhebung bedeutet hat.

Wenn ich die beiden großen Gedichte Homers Volksepen genannt habe, so bin ich mir wohlbewußt, daß wir heute gerade dieser Dichtung gegenüber nicht auf dem romantisch Verschwommenen dieses Begriffes stehenbleiben dürfen. Kunstwerke müssen schließlich einen Künstler zum Urheber oder Gestalter haben. Die schöpferische Formgewalt einer Persönlichkeit muß sie gebaut haben, aber es kommt dabei doch sehr darauf an, woher die Elemente des Kunstwerkes stammen. Sie eben sind auch bei Homer das, was ich Volksgut nenne, ein Etwas, das aus dem Zusammenklang einer ganzen Kultur heraus geboren wurde, hier so gut wie bei unserm Nibelungenlied oder dem finnischen Kalewala. Und nun ist das Wesentliche, daß wohl erst mehrere, dann schließlich ein großer Geist diese Elemente faßt und formt und sie uns neu darreicht als sein

Gebilde, aber in der uns modernen und romantischen Individualisten beinahe unverständlichen Art eines fast völligen Zurücktretens der eigenen Persönlichkeit. Gewiß, sie ist da, mehr oft, als man ahnt, nie aber ist ihr Ausdruck Selbstzweck. Auf das Werk kommt es dem Schöpfer an, nicht auf das Hineintun seiner Eigenseele in dies Werk, und eben diese grandiose Selbstbescheidung ist das, was man klassische, objektive Kunst nennt und was allein einem Werke Dauer gibt auch über die wechselnden Phasen von Kulturen und sich wandelnden Anschauungen hinaus.

Überwiegt jedoch die Inbrunst des Persönlichen, so kann oft für den Augenblick eine gewaltige, anscheinend viel intensivere Wirkung erreicht werden. Aber gerade hier setzen dann später die Keime des Alterns und der Zerstörung ein; die Zeitströmung hat sich geändert; was einst fesselte, wird nicht mehr verstanden und langweilt; was einst groß erschien, erscheint jetzt nur noch zeitlich bedingt, und schließlich ist das Werk notwendig vergessen, weil es uns nichts mehr zu sagen hat.

Gerade dieser Zustand wird bei Homer nie eintreten, trotzdem doch auch hier eine Welt zum Ausdruck kommt, wie sie abweichender von der unsrigen gar nicht gedacht werden kann. Eines aber ist nicht zu leugnen: daß die verschiedenen Epochen doch sehr verschieden auf Homer reagieren und ihn daher, wenn auch meist nicht theoretisch, so doch praktisch recht wechselnd werten. Man muß sich da nicht durch Literatururteile täuschen lassen, die in ihrer Ehrfurcht oft konservativer sind als der schnell pulsierende Geschmack. Aber Temperament und Sehnsucht mancher Epochen gehen oft wunderliche Wege und finden nicht immer den innerlichen Weg zu Göttern, die sie zwar gelten lassen, doch ohne noch Inbrunst für sie zu fühlen.

So steht es heut auch vielfach mit Homer und mit dem ganzen Problem, was Hellas uns heut noch bedeutet und bedeuten kann und muß. Die Mehrzahl, wenn sie ehrlich ist, steht ihm abgewandt gegenüber, im besten Fall mit dem Anstand einer gelangweilten Ehrfurcht. Ein ganz anderes Verhältnis zur Kunst, ein heißes Stammeln, ein Suchen nach dem intensivsten Ausdruck innerlichster Not, ein eruptives, betont persönliches Schaffen will sich eine ganz neue Ferne erobern. Natürlich löst dieser neue Sturm auch einen leidenschaftlichen Gegensatz aus, aber

nur eine kleine Gruppe hat wirklich noch ein Verhältnis zu klassischer Kultur, wie sie Homer nun einmal verkörpert. Diese wenigen bedürfen dieses Buches nicht. Sie haben längst das gefunden, was ich den Abgewandten zeigen möchte in seiner alles überwältigenden Reinheit und Größe. Machen wir uns keine Illusionen. Homer ist, trotz seines Entstehens aus den Elementen der Volksdichtung, ein Kunstwerk und kann als solches heut nicht mehr dem Volk etwas bedeuten, sondern nur einem Kreise erwählter Geister, der aber bei richtiger Leitung noch sehr vergrößerungsfähig wäre. Daß auch bei uns noch ein bedeutender Teil der Jugend an und durch Homer Schulbildung treiben muß, hat, wie wir alle traurig wissen, eher eine negative Wirkung. Auch die griechischen Knaben mußten es tun, aber für Griechenland bedeutete Homer eben alles. Für Kind, Mann und Greis, für den Künstler und den Staatsmann, für den Dichter und Philosophen, für den Krieger und Priester und Bürger lag hier die Umwelt in ihren Urelementen begründet. Homer war der zuhöchst gesteigerte Ausdruck ihrer eigenen Epoche: das fühlte die ganze antike Zeit. Sie fühlte sich in ihm geeinigt, sie schöpfte aus ihm immer wieder aufs neue ihr eigenes Leben in seiner höchsten Form. Er war ihre Verklärung und ihr Spiegel und ein Teil ihres Wesens, wie draußen das Land der Sonne im blauen Meer. Darum nährte Griechenland immer wieder sein Volk aus diesem Born. Brosamen vom Tische Homers, so nannte der alte Äschylos bescheiden seine Dramen, die uns in ihrer Größe und Wucht heut so nah dem blinden Sänger dünken. Wo wir auch beim Altertum anklopfen, überall stoßen wir auf den einen Namen Homer, er ist der rote Faden, der das ganze Griechentum durchzieht. Und doch müssen wir uns gestehen, daß wir von der eigentlichen Wirkung der Epen auf die antike Welt doch nur einen vagen Begriff haben. Wir können wohl auf die Größe dieser Wirkung schließen aus den Äußerungen, die wir überall finden, aber von dieser literarischen Überlieferung bis zur lebendigen Tatsache ist noch ein weiter Weg, auf dem viel Lebensglut verlorengehen kann.

Wenn dagegen heut auch bei uns noch Homer als Erziehungs- und Bildungsmittel gilt, so wollen wir uns nicht verhehlen, daß hier eigentlich

nur eine Tradition zugrunde liegt, deren Verlust zwar ein unermeßlicher Schaden sein und eine durch nichts auszufüllende Lücke hinterlassen würde, daß aber diese Tradition dennoch reichlich mit historischem Staube belastet ist. Sehr viel ließe sich darüber sagen, vielleicht auch helfen, leichter aber noch viel verderben. Homer ist heut nicht mehr allein als Kunstwerk zu nehmen, schon das ausgehende Altertum konnte es nicht mehr. Wer ihm naht und wirklich möglichst auf den Grund gehen will, muß durch die Last der Gelehrsamkeit hindurch. Nicht der Staub der Zeit hat das verschuldet; von ihm ist Homer, wie schon gesagt, frei, aber die ungeheure Distanz ist doch vorhanden. Ins Land der Heroen wandelt es sich für spätgeborene Sterbliche nicht so leicht.

Wenn man das alles aber gewissenhaft bedacht und danach gehandelt hat, so möge es vergönnt sein, sich einmal lediglich auf das Kunstwerk zu beschränken, wie es in diesen beiden Epen unvergeßlich schön vor uns steht. Vor dieses Kunstwerk rufe ich sie heran, alle, die da noch sehen und hören wollen, was Schönheit und reine, große Kunst bedeuten. Wir wollen alles hinter uns lassen, Wissenschaft und Kritik und das ganze im tiefsten Grunde doch so notwendige Gerüst, mit der die Herrlichkeit umbaut ist. Wir müssen es einmal versuchen, die Fähigkeit des Genusses rein in der künstlerischen Begeisterung zu suchen. Der ernste Kenner weiß wohl, wieviel dabei verlorengeht, schon das Medium der unvergleichlichen griechischen Sprache und all das Beziehungsreiche, was ein unermüdlicher Gelehrtenfleiß von über 2000 Jahren an unschätzbarem Gut zusammengetragen und was uns so überhaupt erst den Boden geebnet hat, auf dem wir nun mühelos Früchte genießen wollen.

Aber all diese Bedenken dürfen uns nicht behindern; Homer soll einmal wieder viele begeistern. Lassen wir ihn auch nur in unserer Sprache zu uns klingen, nehmen wir ihn auch nur, wie er vor uns liegt, ohne Zögern, ohne Beschwerde. Tauchen wir glückselig in diesen Jungbrunnen aller Poesie, ohne zu fragen, ob wir ihn ergründen! Wird das nicht einmal mit Erfolg versucht, so versinkt er unserem Volk immer mehr unerkannt hinter grauen Ehrfurchtsschleiern. Wer dann erst einmal bis zur Erschütterung gefühlt haben wird, welch unermeßlicher Schatz ihm hier fast

entgangen wäre, der findet dann vielleicht später noch die tieferen, schwereren Wege zu des großen Sängers Werk und seiner wahren Erkenntnis.

Wie oft, wenn ich im Lauf der Jahre immer wieder zu Homer zurückkehrte, staunend, ja trunken immer wieder neue Herrlichkeiten fand und mich an den alten erquickte, wie oft bin ich dann, wenn mir das Wort überfloß, auf den Widerstand der Gleichgültigkeit, auf die Abneigung der Langenweile gestoßen oder bin der fast skeptischen Frage begegnet: was denn wirklich uns heute noch der Urvater der Dichter zu sagen habe; und was ich dann in meines Herzens Überschwang geantwortet hätte, das soll hier im Zusammenhang gesagt sein.

Wir sind ein neues Geschlecht. Werfen wir einmal allen Ballast in die Tiefe und lassen wir unseres Schiffes Segel selig hinausgleiten auf das sonnengoldne Meer Homers! Dann fahren wir nicht nach Hellas allein, sondern in das ewige Land der höchsten Menschlichkeit.

*

Was wir Homer nennen, sind für uns nur seine beiden großen Gesänge, alles andere ist Forschung, ist Hypothese. Was gilt gegenüber der Herrlichkeit der Dichtung, ob je ein Dichter gelebt, der Homer geheißen, ob er in Smyrna das Licht erblickt oder als blinder Sänger die Jugend von Chios begeistert habe? Was sollen wir fragen, ob es der gleiche Dichter war, der in der feurigen Jugend die Ilias und im bedachtsamen Alter die Odyssee geschrieben, oder ob Generationen zwischen beiden Gedichten liegen? Was geht es uns an, in welcher Reihenfolge die Gesänge gedichtet sind, ob etliches uralt, anderes spät eingefügt ist? All diese Fragen mögen reizvoll sein, und sie mögen in anderer Form auch beim unbefangenen Lesen sich von selbst einstellen für jeden, der Empfindung für Unterschiede des Stils, der Sprache und der Schilderung hat. Aber es ist nebensächlich gegenüber der grandiosen Einheitlichkeit, die jedes der beiden Epen für sich und auch sie beide zusammen über alle Sprünge und Widersprüche zu einer einzig gearteten Welt eint.

Das Bild dieser Welt ist es, das nun nicht mehr untergeht, das uns so gut wie den Hellenen leuchtet, so anders wir und die Zukunft ihm gegenüberstehen mögen. Die Alten wußten und merkten so gut wie wir,

1. Das Urteil des Paris

daß hier nicht alles wie aus einem Guß zusammenpaßte, daß nicht nur ein Dichtergeist sich liebend über die uralten Sagen ihres Volkes gebeugt, dennoch ließen sie sich nicht beirren und nicht das große Antlitz des Einen und Einzigen zerstören, wie sie es nun einmal in der Inbrunst ihrer Verehrung trugen. So schufen sie sich auch jenes Bild von ihm, das wir noch heut besitzen, das kein Porträt ist und nie als solches gedacht war und dennoch den Ausdruck jener Größe besitzt, von dem Jakob Burckhardt die wundervollen Worte äußerte:

> Ich gestehe, daß mir gar nichts eine höhere Idee von der griechischen Skulptur gibt, als daß sie diese Züge erraten und dargestellt hat. Ein blinder Dichter und Sänger, mehr war nicht gegeben. Und die Kunst legte in Stirn und Wangen des Greises dieses göttliche, geistige Ringen, diese Anstrengung voll Ahnung und dabei den vollen Ausdruck des Friedens, welchen die Blinden genießen! An der Büste von Neapel ist jeder Meißelschlag Geist und wunderbares Leben.
>
> (Cicerone. I, S. 153)

Die Einheit dieses Ausdrucks soll uns leuchten, wenn wir dem Gefüge der zwei großen Dichtungen in ehrfürchtigem Genießen nahen.

Man mache sich doch einmal das Ungeheure wirklich klar, daß am Anfang der für uns sichtbaren Kultur Europas dieses Riesenwerk steht, das kaum als eine gesteigertste Blüte voll begreiflich wäre. Dahinter gewiß kein Chaos, kein rohes Wirrsal, aber für uns doch jedenfalls nur ein dunkles, wogendes Meer, von dem wir einzelne Teile auch nur deshalb zu erkennen glauben, weil eben aus der Homerischen Dichtung selbst hin und wieder ein Streiflicht rückwärts fällt. Diese selbst aber ist es doch allein, die mit einem mächtigen Riesenakkord unsere ganze abendländische Welt eröffnet, als sprängen ein paar große, goldene Pforten auf und ließen den vollen Glanz einer Götter- und Menschenwelt über die ganzen nächsten Jahrtausende leuchtend und beseligend dahinrollen. Wie Pallas Athene aus dem Haupte des donnernden Vaters fertig und vollendet in Weisheit und Waffenglanz hervorsprang, so plötzlich, lichtvoll und göttergroß stehen an der Pforte unserer ureigensten Kultur die zwei Dichtungen. Am Anfang war Homer, so kann man variieren, und dieser Anfang gab das Thema an, nach dem nicht nur die antike Welt

verlief, sondern das, wenigstens in der Dichtung, bis heute lebendig, wirksam und bestimmend ist.

Bedenken wir doch, daß hier zum erstenmal der poetische Ausdruck für die meisten Lebensäußerungen geformt wurde, daß die Kunst hier zum Typus bändigte, was vorher eine vage Fülle ungeformter Einzelerlebnisse war, daß so viel innere Gesetze, die dem Kunstschaffen von heute selbstverständlich sind, sich erst aus dieser Dichtung selbst kristallisierten, ja daß uns zum erstenmal die dichterischen Augen geöffnet wurden und wir in künstlerischem Zusammenfassen nicht nur die Welt und ihr Getriebe überschauen lernten, sondern auch alle Gebilde des Geistes von den Schrecken der Totenwelt bis in den nieversiegenden Glanz des Himmels und seiner Bewohner. All das war vorher nicht da, oder wir wissen wenigstens nichts davon; es war wohl da, aber nur angedeutet und regellos empfunden und gelebt, aber nicht in Ewigkeit gebannt, geformt und dauernd hingestellt wie die neuen Geschöpfe des Prometheus.

Nun erst wurde diese uns dunkle Welt zur wirklichen Welt aus einem flüchtigen Schatten. Die ganze Reihe der Jahrhunderte nach Homer empfing die ersten Möglichkeiten ihrer Ausdrucksformen erst von ihm. Immer wieder erleben wir es, daß erst der Genius uns die Welt beseelt, beleuchtet und deutet, als hätten unser Auge und Ohr vorher schlummernd geruht. Nun erst gewahren und vernehmen wir staunend, was doch auch vorher dagewesen, aber uns blind und taub ließ. Hundertmal ist im Lauf der Zeiten dies Phänomen Ereignis geworden, niemals aber mehr als durch Homer. Das muß einmal durchgedacht und voll empfunden werden, wenn wir wissen wollen, welchen Reichtum unseres äußeren und inneren Lebens wir diesem Genius schulden.

Natürlich darf man nicht annehmen, daß Homer aus dem Nichts eine neue Welt eröffnet. Wer das glaubt oder selbst als ein Wunder hinnimmt, hat das Wesen großer menschlicher Schöpfungen nicht erkannt. Sie stehen immer an den Scheidegrenzen zweier Weltalter, sie sind nicht alt und nicht neu und schließen nicht und eröffnen nicht oder höchstens beides gleichzeitig. Die höchsten genialen Werke fassen zusammen, was die reife Fülle einer sinkenden Welt als köstlich geballte Frucht

bietet, schaffen aber gerade dadurch in ihrer völlig neuen Art Ausblick und Bahnen für den Geist kommender Geschlechter. Der kritische Punkt ist immer die Wende, und in einer solchen setzt auch Homer ein.

Es mögen hier einige treffende Worte Friedrich Schlegels angeführt werden, eines der wenigen, der über die künstlerische Seite Homers sich ausführlich und glänzend geäußert hat:

> Wir genießen eine schöne Frucht gewöhnlich in dem Augenblick, wo sie reif ist, ohne über die Bedingungen ihres Daseins und die Geschichte ihrer Entstehung viel zu grübeln. Indessen darf doch niemand, der, soweit es möglich ist, wissen will, nicht bloß, was die hellenische Poesie war und ist, sondern auch, wie sie es wurde, bei der ziemlich allgemeinen und beinah verjährten Vorstellung, die Homerische Poesie sei wie durch Zauberschlag plötzlich aus der Erde gewachsen, stehenbleiben. Zwar gewachsen ist sie allerdings; sie ist ein Naturgewächs, und eines der köstlichsten: aber ebendiese pflegen langsam zu reifen. Betrachtungen über den allmählichen Fortgang bis zum Gipfel können bei Früchten dieser Art den Genuß eher erhöhen als vermindern.
>
> (Pros. Jugendschr. I, S. 256)

Und ferner:

> Daß aber das Epos, wenngleich nicht so plötzlich und wunderbar, sondern allmählich, dennoch wie von selbst unter den Hellenen aufwuchs und zur Vollendung reifte, darf uns nicht befremden. So ist auf diesem glücklichen Boden alles entstanden. Warum nicht auch die Poesie, da alle Bestandteile derselben, Nachahmung, Harmonie und Rhythmus, seit Aristoteles, in der menschlichen Natur gegründet sind? Wenn der Mensch sich nur frei bewegen kann, so muß sich alles entwickeln, was in ihm liegt.
>
> Der Mittelzustand zwischen freier Wildheit und bürgerlicher Ordnung ist überhaupt der Entwicklung des Schönheitsgefühls sehr günstig. Er vereinigt die frische Kraft der noch ungezähmten und ungeschwächten Natur und die Geselligkeit, Reizbarkeit, den Überfluß, die Spiellust der Bildung. Um so mehr bei den einzig begünstigten Hellenen, deren Übergang vom wandernden Leben zu einer festen Verfassung mit einer wohltätigen Langsamkeit fortrückte: denn erst nach der Rückkehr der Herakliden und der ionischen Völkerwanderung setzte sich der gärende Stoff einigermaßen zur Ruhe. Das hellenische Heldentum war denn auch in seiner Blüte die glücklichste Vereinigung des Großen und Reizenden, aus der die ersten Früchte der schönen Kunst hervorgingen. (Pros. Jugendschr. I, 261 f.)

*

Stolzer hat nie ein Dichter seinem aus der Vergangenheit heraufdämmernden Stoff gegenübergestanden.

Er weiß, daß sein Gesang Unsterblichkeit verleiht im Guten und im Bösen, daß seine Gestalten liedbesungen in der Nachwelt fortleben werden. Der Himmel selbst schenkte zu diesem Zwecke den Stoff:

> War das doch das Werk der Götter; sie spannen den Menschen
> Dies Verderben, damit es lebe im Liede der Nachwelt.
>
> (Od. VIII, 579 f.)

Homer wußte den Wert seiner Mission und die Ehrenstelle, die dem Sänger gebührt. Wie edel muß eine Zeit gewesen sein, die mit solcher Hochschätzung von ihren Barden sprach! Wie umweht vom Hauch der Gottheit werden sie geschaut, und eine Art Unverletzlichkeit wird ihnen zugestanden:

> Liebenswürdige Gaben verleihen also die Götter
> Nicht an alle, schöne Gestalt noch Rede noch Klugheit.
> Ist doch einer vielleicht nur unansehnlich im Äußern,
> Aber ein Gott verlieh ihm, Worte zu formen zur Freude
> Aller, die ihn schaun. Denn ohne Anstoß und sicher
> Spricht er bescheiden und schön und glänzt in versammelter Menge;
> Schreitet er durch die Stadt, genießt er göttliches Ansehn.
> Wieder ein andrer gleicht im Äußern den ewigen Göttern,
> Aber dennoch umkränzt ihn nicht die Anmut der Rede.
>
> (Od. VIII, 167 f.)

> Preisen doch den Gesang die Menschen immer am meisten,
> Der von frischen Taten den lauschenden Hörern berichtet.
>
> (Od. I, 350 f.)

> Saitenspiel und Reigen, denn das sind Zierden des Mahles . . .
>
> (Od. I, 152)

> Denn man soll den Sängern bei allen Menschen auf Erden
> Achtung zollen und Ehre, weil ja die Muse sie selber
> Lieder singen lehrt; sie liebt die Gilde der Sänger.
>
> (Od. VIII, 479 f.)

Lieder lebten ja überall, selbst die Fürsten griffen gelegentlich zur Leier und sangen von den Heldentaten der Väter. Sehen wir doch sogar den wilden Achilleus die Zeit seiner zürnenden Muße mit dem Dienst der Muse ausfüllen. Die silbergeschmückte Leier hat er erbeutet,

Und sie erfreute sein Herz, er sang vom Ruhme der Helden,
Und Patroklos allein saß vor ihm schweigend und harrte,
Wann des Aiokos Enkel im hellen Gesange verstumme.

(Il. IX, 189 f.)

Das mögen Einzellieder oder improvisierte Bruchstücke gewesen sein, Homer aber stand vor dem gesamten Sagenschatz der Vergangenheit mit der bewußten Absicht, ihm Form zu geben. Es war eine unermeßliche Fülle, in die Ordnung und Zusammenhang zu bringen war. Spüren wir doch noch heute in den zwei Epen die Existenz solch gesonderter Lieder aus den mannigfachsten Sagenkreisen. Uralte Motive wurden bald so, bald anders erzählt; jede Landschaft, jeder Volksstamm hatte seine Lokalsagen, die mit dem Stoffkreis der Epen in oft nur losem, oft gar keinem Zusammenhang standen. Aber Homer mochte sie nicht missen, er verwob sie seinem großen Gedicht, oder eine noch spätere Zeit wußte sie klug in seine schon geschlossenen Epen hineinzubauen.

Darum eben kann man Ilias und Odyssee keine eigentlichen Volksepen nennen. Sie sind Kunstwerke, aus Volksliedern geboren. Auch als Gesänge darf man sie nicht denken. Der grandiose, erhabene Rhythmus des Hexameters ist zum Rezitieren geschaffen, nicht zur Begleitung durch Musik. Das Elementare aus den Tiefen der Volksseele ist überall spürbar, aber die Form der Epen ist eine aristokratische, höfische. Das sind nicht Lieder, die das Volk auf seinen Festen oder am Strande und auf den Bergen sang. Die Epen setzen die Formvollendung einer großen Kultur voraus, sie gehörten in die Hallen der Großen oder zu den Feierlichkeiten der Städte. Sie sind komponiert und oft fast raffiniert durchgebildet, wohlbedacht gegliedert und zu einem monumentalen Riesenbau gestaltet, dessen Bestimmung eben darin bestand, den Sagenschatz in würdiger Fassung für ewig zu bewahren.

Darin aber liegt die unerreichbare Größe Homers, daß sein Werk trotz dieser stolzgewollten Kunstform nie die unbefangene Natürlichkeit des tiefgefühlten, klargeschauten, reinen und wahren Lebens verliert. Allumfassende, echte Menschlichkeit baut hier voll dichterischer Intuition das Gesamtbild einer im Großen und Grausigen, im Natürlichen und

Phantastischen verklärten Zeit auf. Wie der allumfassende gütige Himmel breitet sich Homer umspannend über das Leben ganz Griechenlands. Ganz Hellas fand in ihm seinen einigenden Punkt; Hellas, das zerrissene, streitende, von Gegensätzen durchtobte, sich selbst zerfleischende Land und Volk, in seinem Homer wußte es seine Gemeinsamkeit, von ihm strahlt es nach allen Seiten aus, Homer war seine geistige Sonne, seine Seele, sein Brennpunkt, sein universales Heiligtum.

Wiederum möchte ich einige schöne Worte Friedrich Schlegels anführen:

> Die treue Wahrheit, die ursprüngliche Kraft, die einfache Anmut, die reizende Natürlichkeit sind Vorzüge, die der griechische Barde vielleicht mit einem oder dem andern seiner indischen und keltischen Brüder teilt. Es gibt aber andere charakteristische Züge der Homerischen Poesie, die dem Griechen allein eigen sind.
>
> Ein solcher griechischer Zug ist die Vollständigkeit seiner Ansicht der ganzen menschlichen Natur, die im glücklichsten Ebenmaß, im vollkommenen Gleichgewicht von der einseitigen Beschränkung einer abweichenden Anlage und von der Verkehrtheit künstlicher Mißbildung soweit entfernt ist. — Der Umfang seiner Dichtung ist so unbeschränkt wie der Umfang der ganzen menschlichen Natur selbst. Die äußersten Enden der verschiedensten Richtungen, deren ursprünglichste Keime schon in der allgemeinen menschlichen Natur verborgen liegen, gesellen sich hier freundlich zueinander wie im unbefangenen, kindlichen Spiel. Seine heitre und reine Darstellung vereinigt hinreißende Gewalt mit inniger Ruhe, die schärfste Bestimmtheit mit der weichsten Zartheit der Umrisse.
>
> (Pros. Jugendschr. I, 127)

Aber fand Griechenland nicht auch wirklich in Homer sein ganzes Leben und Lieben vereint und gesteigert vor? Teure Heimat, lockende Ferne, pfadüberzogene Erde, lichtbeglänztes und dunkelumstürmtes Meer, Buchten und Küsten voller Erinnerungen, Städte und Burgen, Wälder, Felder und Berge und über dem allem die nie genug zu preisende, alles belebende, erhaltende Sonne! Und diese Welt bewandelt von Gestalten, wie die Griechen sich selber in ihren höchsten Traumwünschen dachten: heldenhaft und stark, in leuchtendem Glanze schöner Leiblichkeit, klug und weise, tapfer und verschlagen, voll Tatendrang und Abenteuerlust

und doch überzeugt von dem Segen der Seßhaftigkeit, der rechtlichen Gebundenheit, dem Glück der Scholle. Helden, Könige, Priester, edle Frauen, blühende Jugend durchschreiten die Welt Homers so gut wie die Menge des Volks, die fahrenden Leute, Bettler, Arme, Verstoßene. Schiffer und Landleute, Weinbauern, Handwerker, Hirten, Fischer, sie alle fanden hier ihr Abbild, ihre typische Existenz. Sitte und Kultur, Takt und Menschenkenntnis, Freundschaft und Gastlichkeit, Liebe und Haß spiegelten neben manchen Fehlern und Lastern diese Epen den lauschenden Hörern wider. Da war keiner, der sich nicht irgendwie darin wiederfinden konnte; die Fülle des ganzen Erdenseins, wie Hellas es lebte, war in seinem Homer enthalten. Und nun noch weit darüber hinaus: die Tiefe umdräut von den Dämonen der Finsternis und des Sterbens, die sichtbare Welt beseelt und durchgeistigt in jedem Stein, Baum und Gewässer, und drüber der beglänzte Götterhimmel, bewohnt von der Schar der Unsterblichen, nicht unfehlbaren, gütigen Göttern, wie wir sie fast unbildlich zu denken gewohnt, sondern von Gestalten in plastischer Herrlichkeit, glanzumwobenen, in Gutem und Bösem gesteigerten Übermenschen, die in sorgloser Schönheit, fast gleichgültig-grausam, eigenwillig und selbstsüchtig, liebend und hadernd, wie es ihnen paßt, in grandioser Unbekümmertheit ihre Neigung oder Abneigung an dem armen, verachteten Menschengeschlecht auslassen.

Daß das Altertum diese Allumfassung ebenso empfunden, zeigt die eine Stelle bei Maximos, wo er schildert, was die Darstellung Homers alles enthalten soll. Wiederum ist es Friedrich Schlegel, der auf den Ausspruch hinweist:

> Es ist merkwürdig, den Maximos* mit seinen eignen Ausdrücken darüber zu hören, was die Darstellung Homers enthalten soll: „Alle Bewegungen des Himmels, alle Veränderungen der Erde, der Götter Beschlüsse, der Menschen Naturen, der Sonne Licht, der Sterne Tanz, der Tiere Entstehungen, die Überschwemmungen des Meeres, die Austretungen der Flüsse, die Veränderungen der Luft, das Bürgerliche, das Häusliche, das Kriegerische, das Friedliche, das Eheliche, das Ländliche, das Ritterwesen, das Schifferwesen,

* Diss. XXXII. p. 116. t. II. ed. Reisk.

mannigfache Künste, verschiedene Sprachen, allerlei Gestalten, Jammernde, Frohlockende, Lachende, Kämpfende, Zürnende, Schmausende, Schiffende.

(Pros. Jugendschr. I, S. 290—91)

Nun, wo wir das alles seit Jahrtausenden kennen, dünkt uns das so selbstverständlich, so ewig dagewesen. Wir vergessen, daß der Born, aus dem dies alles quillt und aus dem das genialste Volk seine geistige Vorstellungswelt schöpfte, doch einmal erschlossen werden mußte, daß Hellas sich an seinen Homer halten mußte, wollte es etwas über seine Herkunft, seine Jugend, seine Bestimmung, seinen Glauben wissen. Homer ist die Bibel Griechenlands in weitumfassenderem Sinne, als die uns ursprünglich kulturfremden Heiligen Schriften es für das Abendland bedeuten.

Alle Hellenen fühlten ihn als ihren Vater, er durchdrang und formte ihr Wesen von Jugend auf, er war das verklärte Sinnbild der ganzen Antike und ging so mit ihr mit bis zu ihrem Erlöschen.

*

Daß Homer aber auch darüber hinaus einer so völlig anders orientierten Welt, die hier nicht ihren nationalen Spiegel sehen konnte, weiter bis auf unsere Tage der große, in seiner Art unerreichbare Dichterkönig blieb, muß also an Eigenschaften liegen, die nicht mit dem Stoff, sondern mit der Art seiner poetischen Darstellung zusammenhängen. Und der Zauber dieser unübertrefflichen Darstellung ist es eben, der uns immer wieder gefangennimmt und das Entzücken aller Zeiten bilden wird.

Was aber ist es nun eigentlich, das Homer so besonders als Dichter auszeichnet? Es ist die unvergleichliche Einheit von Kunst und Natur, die nie wieder in einem Epos so untrennbar erreicht wurde. Wertende Vergleichungen sind in der Kunst meist vom Übel, wenn es sich um wirklich große Schöpfungen handelt. Unwillkürlich aber schweift doch der Blick bei unserer Betrachtung hinüber zu den anderen Riesenepen der Völker. Da werden wir bei der Klasse jener mehr volksgeborenen Epen, wie denen der Kelten, wie in dem Nibelungenlied, der Gudrun, dem Mahabharata, dem Kalewala, immer fühlen, daß sie gegenüber Homer ungefüger, weniger abgeklärt und nicht von jener harmonischen und doch

2. Das Urteil des Paris; Entführung der Helena

monumentalen Architektur sind, ganz zu schweigen von der Weisheit und reinen, gütigen Objektivität, die uns im Homer immer wieder mit staunender Ehrfurcht erfüllen. Bei den anderen großen Epen jedoch, die als das Werk eines bedeutenden großen Dichters dastehen, ich nenne nur die Äneide, Firdusis Schahnameh, Dantes Göttliche Komödie, die Dichtungen des Ariost, Tasso, Milton, Klopstock, Goethe, ist es doch immer wieder das Persönliche, Subjektive, die poetische Leistung, die den Wert und Reiz bestimmen und die deshalb bei aller oft größeren Tiefe und Gewalt doch nie an diese unwiderlegbare, ewig gültige und zwanglose Wahrhaftigkeit des natürlich und allgemeingültig geschauten Lebens heranreichen, wie sie nun einmal Homer verkörpert. Und wenn wir, wie bei Goethes Hermann und Dorothea, einen Hauch hiervon ebenfalls verspüren, so ist es dann doch wieder die Größe des Stoffes, die Homer zugute kommt. Bei allen Epen des Abendlandes aber müssen wir das eine nie vergessen, daß Homer bei allen unmittelbar oder mittelbar Pate gestanden hat und als eine Mustervorlage benutzt wurde. Ist doch dies sogar bei unserem scheinbar unabhängigen Nibelungenliede auf dem Umweg über das lateinische auf Vergil fußende Waltharilied erwiesen.

Wenn wir uns nun die Elemente der hochgepriesenen Homerischen Technik klarmachen, so werden wir eine Anzahl Grundzüge überall wirkend finden, die durchaus der Dichterpersönlichkeit Homers zukommen, überall einheitlich gewahrt sind und wie die Grundeigenschaften, Fundamente aller poetischen Gesetze, soweit es solche gibt, anmuten. Daneben wirken dann noch verstreut eine Menge einzelner Charakterzüge und Eigenheiten, die das ganz besondere Kolorit lediglich Homerischer Dichtung bilden und deren Reiz uns immer wieder und wieder gefangennimmt.

Spüren wird das alles jeder, der die Epen mit hingebungsvollem Herzen liest; zur klareren Erkenntnis aber sollen hier Einzelstellen, soweit sie als losgelöste Bruchstücke Selbständigkeit besitzen können, die Schönheit Homers wie im Extrakt eindringlich zur Geltung bringen und uns verdeutlichen, worin die obengenannten Eigenschaften bestehen und wie sie zum Ausdruck kommen.

*

Die Haupteigenschaft, die der Homerischen Poesie ihre Größe verleiht, ist ihre Fähigkeit, durchweg in einem erhabenen Stil fortzuschreiten und jede Schilderung, jedes Ereignis damit zu adeln, ohne daß dabei ein geschraubter Stil oder ein unnatürliches Pathos entsteht. Im Gegenteil. Einfacher, natürlicher, naiver könnte eine umfangreiche epische Dichtung gar nicht verlaufen. Immer aber wahrt sie ihre Höhe, was besonders da auffällig wird, wo sie gleichgültigere Nebensachen oder Unschönes schildern muß. Nie reißt den Dichter der Gegenstand der Darstellung herab, und dennoch bleibt er ihm völlig real und sachgetreu gerecht. Das ist eine der seltensten Erscheinungen in der Poesie, viel seltener, als man im ersten Augenblick annehmen möchte. Ein vollendeter Seelenadel des Dichters gehört dazu, der sich dabei ruhig, wie selbstverständlich, mit jeder Phase des Lebens abgibt. Homer hebt eben das ganze Leben unmerklich verklärt zu seiner reinen, klaren, gütigen Anschauung empor, statt sich, um wahr zu bleiben, an das Gewirr seiner Niedrigkeit zu verlieren. „Latentes Pathos" hat man diese Art genannt, und wenn wir von dem Odium, das für uns auf dem Worte pathetisch liegt, absehen, so mag es hier völlig berechtigt sein, so verwunderlich es auch zuerst dieser schlichten Natürlichkeit gegenüber erscheint.

Denn immer ist Homers Dichtung unsagbar einfach. Auf dem direktesten Wege geht er überall auf sein Ziel zu, was eine kunstvolle Verschlingung da nicht ausschließt, wo sie aus inneren Gründen gefordert ist, aber auch nur da. Der Umweg ist bei ihm nie Selbstzweck oder unbegründete Abschweifung, sondern immer Erhöhung der Wirkung. Er macht nichts komplizierter, als es irgend notwendig ist, alles ist voll durchsichtíger Harmonie, klar und scharf umrissen und mit jener Notwendigkeit komponiert, die nie zu viel und nie zu wenig gibt. Wo für unser Empfinden die künstlerische Ökonomie gestört zu sein scheint und wir ein verzögerndes Beiwerk zu empfinden glauben, müssen wir uns fragen, ob es sich nicht um deutliche spätere Zutaten handelt, oder meist, ob nicht jene Zeit in ihrer Kenntnis und ihrem anders orientierten Interesse gerade dies Beiwerk ungern gemißt, ja sogar gefordert hätte.

Jedenfalls wird es nie den Charakter barocker Überflüssigkeit annehmen; dazu sind die Linien viel zu klar. Wort und Bild sagt und trifft immer genau das, was es will; es gibt keine Unbestimmtheit bei Homer, kein romantisches Sfumato. Seine Poesie ist wie seine Heimat, sonnendurchleuchtet, deutlich, von jenem heiteren Umriß der Ferne, den höchstens der Goldduft des Lichtes weich verklärt. Die ruhige, klare Prägnanz des Südens ist für uns Nordländer viel schwerer verständlich, als unser erstes Entzücken glauben mag. Wenn unser Auge sie zu genießen glaubt, so haben wir sie deshalb noch lange nicht verstanden, und vollends ist sie dadurch noch nicht in unsere Seele als ein wesentlicher Zug ihrer Verfassung eingegangen. Wir Menschen sind aber und bleiben Kinder der Natur, aus der wir stammen oder wo wir des längeren weilen, und ihr Grundzug spiegelt sich unerbittlich auch in unserem geistigen Schaffen. In unserer belasteten Atmosphäre voll elementarer Unbestimmtheit vergrößern und verkleinern die Dinge oft rätselhaft ihre Wirklichkeit. Das Traumhafte, das Dämonische, Groteske und Gigantische wird uns Nordländer eher überwältigen als die Kinder des Südens. Wir sind oft visionär, wo der Südländer bei allem Temperament nüchterner, besser gesagt wirklicher ist. Das Leben gibt sich ihm sozusagen menschlicher, unmittelbarer, und er nimmt es mehr, wie es ist. Die gelassene Harmonie der Natur in der Schönheit ihrer Linienführung überträgt sich auf seine künstlerischen Schöpfungen, und ich weiß nicht, ob jemand diese innere Bedingtheit von Homers Klarheit voll verstehen kann, dem nicht das Glück zuteil wurde, diesen Segen des Südens nicht nur als eine Sehnsucht durch sein Blut ziehen zu lassen, sondern auch einmal wesentlich davon durchsättigt zu sein. Was wir am Altertum so gern klassisch nennen, ist kein Stilzufall, keine Qualität einer reifausgeblühten Kunst, sondern weit mehr ein Naturprodukt, als wir oberflächlich ahnen. Nun stammt Homer selber noch aus einer Zeit, wo die Natur den Menschen unmittelbarer berührte, wo er noch naiver in ihr aufging und sich als ihr echtes und liebstes Kind fühlte. Das alles hat mitgewirkt, den Charakter der Homerischen Poesie in all ihren Teilen zu durchtränken.

Wieder lasse ich Schlegel sprechen:

> Den Musiker, der ohne Grund mit einer unaufgelösten Dissonanz endigte, würde man tadeln; und dem Dichter, der ohne Gefühl für den Einklang des Ganzen das zarte Ohr des Gemüts durch die schreiendsten Mißtöne verletzt, verzeiht man oder bewundert ihn wohl gar. In Homer hingegen wird jeder Übelstand vorbereitet und aufgelöst. Durch einen Augenblick von jugendlichem Übermut versöhnt uns Patroklos mit seinem Tode, und was sonst bittrer Unwille gewesen sein würde, wird nun sanfte Rührung. Der Übermut des Hektor ist wie Vorbereitung seines Falls. Hätte ausschweifender Zorn den Achilleus nicht bis zu Augenblicken von Wildheit und Ungerechtigkeit verlockt, so würde seine Kränkung, der Verlust seines Freundes, sein Schmerz, die unwandelbar bestimmte Kürze seines herrlichen Lebens unser Gemüt tief verwunden und mit Bitterkeit anfüllen. Der ruhigen Kraft, der weisen Gleichmütigkeit des Diomedes entspricht die ungemischte und nie getrübte Reinheit seines Glücks und seines unbeneideten Ruhms. Wie der Vater der Götter das Schicksal der Kämpfer auf der entscheidenden Wagschale gedankenvoll abmißt, so läßt Homer mit künstlerischer Weisheit seine Helden sinken und steigen, nicht nach Laune und Zufall, sondern nach den heiligen Entscheidungen der reinsten Menschlichkeit.
>
> (Pros. Jugendschr. I, S. 129)

Daher kommt es auch, daß wir bei Homer nie das Gefühl haben, daß irgendwo die Linie reiner Schönheit zugunsten einer Charakterisierung verlassen wird, ohne daß der Wahrheit dadurch der geringste Abbruch widerfährt. Aber man beachte, daß Homer wohl immer schön, aber nie elegant ist; auch hier ist die untrügliche Grenze immer unfehlbar gewahrt. Die Sicherheit dieser in sich beruhenden großen Dichterseele bedarf nie eines forcierten Akzentes, sie strömt dahin in unbewußter Fülle, aber gebändigt durch sich selbst und ihre innere Kultur.

Nicht, daß wir nun Homer als einen traumwandelnden Natursänger annehmen sollen, o nein, er wußte genau, was er tat, was und wie es zu komponieren galt, seine Mittel sind wohlüberlegt, aber er besitzt jene intuitive Treffsicherheit des Genies, die nicht ausklügelt, aber dennoch in ruhiger Überlegung sich mitteilt. Daß er dabei dem Sänger eine göttliche Begeisterung zuschreibt, wissen wir aus seinen eigenen Worten. Ohne diese Gnade der Musen ist auch noch kein Dichter groß geworden,

aber es ist ein bedeutender Unterschied zwischen der Fähigkeit des himmlischen Poetenrausches und romantisch verstiegener Verzückung. Der Sänger Homers ist erfüllt vom Gott, die Fülle der Vergangenheit nimmt in ihm Form an und bedient sich der wohlgepflegten und anerzogenen Fähigkeiten. Mit dieser begeisterten Sachlichkeit begeisterte er auch seine Zuhörer, er ist das Instrument, durch das der Stoff seiner Erzählung zum Kunstwerk gesteigert wird. Der meist wohlbekannte Inhalt wird dadurch stets aufs neue das Entzücken der lauschenden Menge, er wird zwar individualisiert, nicht aber subjektiv interessant gemacht. Der Künstler tritt hinter sein Werk, aber er erfüllt es trotzdem. Das ist die große Objektivität Homers, die doch kein Kenner je mit Kälte verwechseln kann. Das warme, menschendurchschauende, gütige, weise Herz äußert sich nie direkt, aber es durchpulst doch alles.

Homer steht der Welt und seinen Gestalten gegenüber, er schildert sie, wie sie vor seinem geistigen Auge stehen, nicht mit der subjektiven Inbrunst, die alles oft gewaltsam aus sich heraus zu gebären trachtet. Er verliert nie die Distanz der Beschaulichkeit vor seinen eigenen Schöpfungen, darum wirken sie so bildklar und greifbar: eine plastische Welt in der Fülle ihres Daseins, wohlgeordnet, kraftvoll, natürlich und voller Leben, aber niemals nüchtern geschaut. Diese Lebendigkeit macht Homer eben unwiderlegbar, unwiderstehlich, unsterblich. Er wirkt wie die ewig sich neu erzeugende Natur, denn ihre Gesetze sind auch die seinen. Was er vor uns aufbaut, ist zweifellos da, wir fragen nicht, wir leben mit. So geht ihm auch oft die Logik des Lebens über die Logik des Kunstwerks; er ist nie ein „ausgeklügelt Buch". Das Angeschaute vor unsern geistigen Augen überzeugt uns durch seine innere Notwendigkeit, nicht durch Begründung, ja es kann aller Logik sogar entgegenlaufen und bleibt doch lachend wahr, wie so oft im Leben. Es geht seinen Weg, und wir gehen willig, freudig, hingerissen mit.

*

Aber das Tempo, wie dieser Ablauf vor sich geht, enthüllt uns eine andere fundamentale Art Homers. Er fesselt immer, denn er kennt keinen Stillstand, er übereilt nicht, ja zuweilen wirkt er fast behaglich, dennoch

aber sieht der schärfere Blick, daß er immer so rasch geht wie irgend möglich. Retardierende Momente sind ganz ökonomisch abgewogen; im ganzen bemerken wir hier überall wieder diese ungeheuerliche Sicherheit, genau die richtige, angemessene Mitte zu wahren. Eine wirkliche Kunst offenbart sich da bei näherer Überlegung: die Fähigkeit nämlich, mit Zeiträumen so zu spielen und sie uns so zu suggerieren, wie er, der Dichter, es für notwendig hält. Mit welcher Schnelligkeit rast nicht das Drama der Ilias dahin wie ein bewegtes Meer. Trotzdem scheint es den ganzen Trojanischen Krieg zu schildern, und sehen wir näher hin, ist es ein Zeitraum von ganz wenigen Wochen. Das ist ebenso verblüffend wie in der noch kunstvoller gefügten Odyssee, deren Handlung eher noch kürzer dauert. Kommt das aber je dem Hörer gleich zum Bewußtsein? Von Ereignis zu Ereignis wird er gedrängt, nie erlahmt die Phantasie oder das Interesse, ein vollgerüttelt Maß von Ereignissen überwältigt ihn schier und läßt ihn kaum zu Atem kommen; er ist stets gespannt, aber nie gehetzt, und wenn er ruht, so bereitet die Rast nur auf neuen Tatendrang vor.

*

Ein großer Dichter besitzt nie ein überflüssiges Beiwerk; wohl kann er hie und da leichte Ranken die Monumentalität seines Bauwerks umspielen lassen; die aber hindern nicht, sondern heben nur den Gesamteindruck des Lapidaren und Notwendigen. Knappheit gehört meist zum Wesen des Genies; es ist dadurch befähigt, stets beschwingt fortzueilen, leicht und flüssig zu erscheinen und dennoch in seiner Einfachheit großzügig und festumrissen zu verharren, als könnte nur in der gegebenen Form die ewige Lösung endgültig gefunden werden. Das Ausschweifende und Willkürliche des Barocks liegt Homer so gänzlich fern, er braucht es nicht, denn je schlichter er wird, je monumentaler wirkt er. Mit den wenigsten Worten ist meist alles an seinen Platz gestellt und bildkräftig geworden; wenn aber die Fülle der Welt auch von ihm einen überquellenden Reichtum der Schilderung verlangt, zögert er keinen Augenblick, uns einen solchen zu bieten. Nur geht er nie über das edle Maß hinaus.

Die Treue, Sachlichkeit und Lebenswahrheit Homers ist dabei nicht von so einfach gegebener Art, wie man anfänglich annimmt.

Homer hatte nicht seine Gegenwart zu schildern oder Vergangenes im Kleide seiner Zeit darzubieten. Der Sachverhalt ist gerade umgekehrt, und wir sehen eine glänzend geglückte Methode am Werk. Homer rückte die Ereignisse, die er besingen wollte, bewußt in eine größere Vergangenheit und schilderte daher primitivere Zustände, als sie in seiner eigenen Zeit herrschten. Dadurch gewinnen die Dinge Distanz, werden aber nicht undeutlicher, sondern nur geeigneter, in jener heroischen Glorie zu erscheinen, die alles umfassend einigt, aber nicht entfremdet, da es durch die helle Beleuchtung uns wohl gesteigert, aber auch nähergerückt erscheint. Man könnte das Idealisieren nennen, wenn dieses Wort irgendwie auf Homers klare Einfachheit passen würde. Wir fühlen oft eine geheime Synthese zwischen dem Wort Idealisieren und klassischer Kunst, und irgend etwas in unserm modernen Empfinden, das leicht ein nun einmal nichtgewünschtes Pathos dahinter wittert, lehnt sich gegen diesen geahnten Zusammenhang auf. Sehr oft wird aber hierbei Idealisieren nur verwechselt mit einer bloßen Herausarbeitung des Typischen. Gewiß ist dies eine Etappe auf dem Wege zur Idee, aber diesen Punkt zu erreichen, ist nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht jedes großen Dichters. Das Unermeßliche des flutenden Lebens kann von uns allgemeingültig nur dann gebändigt werden, wenn unsere Anschauung es klar und gereinigt vom nur Zufälligen erblickt. Wir werden dabei nie bei Homer das Gefühl haben, daß er je den Boden unter den Füßen verlöre, im Gegenteil, er mag mit uns bis in die Höhen des Himmels steigen oder bis in die tiefsten Gefühle der Brust hinabgleiten, immer steht eine gerundete, beleuchtete, echte, gestaltgewinnende Welt vor uns. Nur das Ganze wird auf einen Platz gestellt, wo es, aus der nie ganz verlöschenden Trivialität der Gegenwart entrückt, in erlöster Ferne leuchtet und uns wie eine Sehnsucht und Mahnung an eine verlorene, gesteigerte Welt erfüllt.

*

Selbst wenn Homers Sprache zuweilen archaisch klingt, so ist wohl auch dies nur als ein Kunstmittel aufzufassen, diesen Eindruck einer schon verklungenen Welt zu verstärken. Homer wußte wohl, wieviel größer

bei dem kritischen Menschengeschlechte die Ehrfurcht vor der Vergangenheit ist als vor der profaneren Gegenwart. Ihre Lichtpunkte sind uns meist gegenwärtiger als ihre Schatten. Etwas von der Sage des goldenen Zeitalters schlummert jedem im Blut. Die Leuchtkraft der Erinnerung haftet stärker an den Höhen als an den Niederungen versunkener Tage, und unwillkürlich erscheint die abgelaufene Welt großzügiger und vereinfachter als die gewohnte und unruhig wechselnde um uns her.

Dazu kommt, daß Homers Stoff immer auf der Grenzlinie zwischen Mythos und Geschichte liegt. Er wird vorgetragen wie unangezweifelte Taten der Väter, aber das Dämonische leuchtet so oft hindurch und läßt das schrankenlos Elementare hinter den daraus kristallisierten Personen gerade noch ahnen. Die Gestalt des Achilleus ist typisch hierfür. Das göttliche Wesen der Meerfrau, seiner Mutter, spielt stark in diesen impulsiven Charakter herein und hebt ihn ganz eigenartig von den Mithelden vor Troja ab.

Auch hierauf deutet Fr. Schlegel:

> Nur der Grieche konnte diese brennbare Reizbarkeit, diese furchtbare Schnellkraft wie eines jungen Löwen mit soviel Geist, Sitte, Gemüt vereinigen und verschmelzen. Selbst in der Schlacht, in dem Augenblicke, wo ihn der Zorn so sehr fortreißt, daß er, ungerührt durch das Flehen des Jünglings, dem überwundenen Feinde die Brust durchbohrt, bleibt er menschlich, ja sogar liebenswürdig und versöhnt uns durch seine entzückend rührende Betrachtung.
>
> (Pros. Jugendschr. I, S. 127)

und weiter:

> Merkwürdig ist es auch, daß unter den Helden der Ilias nur gerade dem Achilleus, einem der geehrtesten und gebildetsten, dem reizbarsten und schönsten von allen, die Kunst des epischen Gesanges beigelegt wird.
>
> (Pros. Jugendschr. I, S. 256)

Daß der Stoff dieses und Ähnliches dem Sänger bot, ist nicht sein Verdienst, die psychologische Feinheit aber, mit der er solche Doppelwelten zu gesteigerter Wirklichkeit verschmolz, ist viel größer als in anderen Epen, wo die gleiche Tatsache oft nur ein Umstellen der Figur bald in das eine, bald in das andere Gebiet zeigt.

3. Rüstung zum Kampf

Die Götterwelt selbst meine ich hier nicht oder nur ganz ebenso wie die Menschen Homers. Auch seine Himmlischen sind völlig real, nur daß auch bei ihnen diese erwähnte Dämonie ursprünglicher Naturwesen etwas öfter und deutlicher hineinspielt. Über Homer und die Götter wird später noch gesondert zu reden sein.

*

Neben den großen Grundeigenschaften der Homerischen Dichtung, die hier allgemein angedeutet wurden, zeigt uns Homer eine Menge Züge, die gerade sein Werk so ans Herz wachsen lassen.

Das Sonnenfrohe, das über Böse und Gerechte gleichmäßig gebreitet ruht, wurde schon erwähnt. Es liegt nicht im Stoff, der ja Grausiges und Tragisches genug enthält, sondern in der Stärke des Lichtes und seiner Versöhnlichkeit, die auf allem ruhen. Selbst das Wilde und Trauervolle drängt zur endlichen Harmonie, und so entsteht der Eindruck einer stets edlen Heiterkeit, die ebenso ernst sein kann wie ein blaues Himmelsgewölbe. Der Tag, das starke Leben und die Sonne, das ist doch die eigentliche Welt Homers, von der alles andere nur wie die unvermeidlichen Schatten geplagter Erde und ihrer unseligen Menschen absticht. Sie gehen durch Kampf und Not, sie sind ein Spielball der Götter und des Schicksals, aber sie wissen zu siegen oder noch im Erliegen den Stolz der bejahenden Geste zu wahren. Die tiefe Erkenntnis der Vergänglichkeit alles Irdischen, die völlige Einsicht in das Elend der Erde ändern an dieser Grundstimmung nichts.

Ganz wie der Blätter Geschlecht so sind die Geschlechter der Menschen;
Streut doch der Wind auf den Boden die einen Blätter, die andern
Treibt der grünende Wald zur Zeit des knospenden Frühlings.
So von der Menschen Geschlechtern wächst eins, das andere schwindet.

(Il. VI, 146 f.)

Über mein Sterben tröste mich nicht, erlauchter Odysseus;
Wollte ich doch lieber als Knecht bei Lebenden fronen,
Selbst bei einem Armen, der ohne Äcker und Güter,
Als die Schar der abgeschiedenen Toten beherrschen.

(Od. XI, 488 f.)

Nichts Vergänglichers nährt die Erde als grade den Menschen
Von dem allen, was weit auf Erden wandert und atmet.
Meint er doch, er könne kein künftig Übel erleiden,
Solange Götter ihn stärken und seine Glieder sich regen.
Senden aber die seligen Götter die Tage der Trübsal,
Trägt er auch das, so sehr er sich sträubt, mit standhaftem Herzen,
Und so gleicht der Sinn der erdbewohnenden Menschen
Ganz dem Tage, den der Göttervater heraufführt.

(Od. XVIII, 301 f.)

Nein, wer einmal gestorben, den soll man klagend beweinen
Einen Tag und dann mit gehärtetem Herzen begraben.

(Il. XIX, 228 f.)

Eine stolze Männlichkeit weiß wohl von ihrer irdischen Bedingtheit, aber ihre Taten läßt sie nicht davon beeinflussen, solang sie wirken kann im allesgeliebten Licht.

*

Und über all diesem lebensbejahenden Wechsel liegt jene Grazie des Südens, die die starke Behauptung des Daseins nicht hochtönend und herrisch empfinden läßt, sondern umschmeichelt von jener verklärenden Anmut, die alle Schwere zu einem Schweben läutern möchte und die über die ganze Welt des Mittelmeeres jenen eigenen Zauber einer fast erschütternden Schönheit webt. Die Grazie Homers ist keine spielerische, auch keine lässig-bewegliche, sie ist ein Teil jener heroischen Heiterkeit, wie ich sie früher schilderte, eine der Seele innewohnende Klarheit. Das Trübende und Grübelnde ist ihr fremd, in der Abwesenheit des künstlich Gequälten, des Beschwerten liegt ihr Wesen, wie in der Musik Mozarts. Es ist nicht eine künstlerische Grazie, sondern eine von jener Unbewußtheit schöner Linien in südlichen Küsten und Bergen.

Eine Schönfärberei liegt hier ebensowenig vor wie in der Tatsache, daß das Böse, Häßliche und Kranke bei Homer fast völlig zu fehlen scheint oder doch nur auf das Notwendigste beschränkt wird. Das liegt keineswegs in einer Flucht vor diesen Dingen, sondern ergibt sich von selbst aus seiner Abneigung dem Negativen, Schwachen, Entstellenden gegenüber. Gleichwie den Göttern sind ihm Elend und Alter, Mängel und Niedriges

verhaßt. Er kennt sie wohl, er rechnet auch mit ihnen, aber sie sind ihm nur unvermeidliche Übel, die man darum nicht noch absichtlich aufsucht und in ihnen wühlt. Bei allen Widerständen, die uns das Leben bietet und die zu überwinden sind, braucht seine Kunst nicht noch um die zweifellos starken Eindrücke des Gemeinen und Niedrigen zu buhlen. Sein Auge geht diesen Nachtseiten des Daseins nicht aus dem Wege, aber er gibt ihnen dann sozusagen veredelte Gestalt, das Böse wird zur dämonischen Leidenschaft oder zu einer Besessenheit, der ein Zug von Größe oft nicht abzusprechen ist; das Häßliche wird humorvoll und grotesk geschildert, wie die Gestalt des Thersites, und die Krankheit naht als Schickung und Strafe der Götter. Im Grunde aber geht Homer dies alles nichts an. Er hat genug zu tun mit dem Spiel der tätigen Welt und findet hier im Kampf mit Menschen, Elementen und Göttern genügende Kontraste zur Schönheit des Daseins. Wirken, Handeln, Überwinden, das geht nicht ab ohne finstere Mächte, aber der Mensch wächst an ihrem Widerstand und sieht auch in ihnen etwas Großes. Das Sieche aber, das Lähmende, das rein Negative findet in Homers Welt keinen sichtbaren Platz. Laß es dasein, er hat Besseres zu tun, als sich darum zu kümmern. Sein Leben wird darum nicht weniger vollständig oder unwahrer, er denkt und sieht hier nur, wie Goethe auch sah und sich bewußt einstellte. Die Tragik des Geschehens braucht darum nichts an Gewalt und Leid einzubüßen. Die Kunst ist eben gesteigertes Leben, und im Drang nach Harmonie und Ausgleich schleudert ein solches die Schlacken unwillig aus seinem reinen Feuer fort. Die Schönheit der Homerischen Dichtung liegt vielleicht nicht zuletzt in dieser Abwesenheit des Negativen, die uns wohl am Ende wie eine Wohltat, nie aber wie etwas Mangelndes bewußt werden wird; und in einer sich so gestaltenden Verklärung liegt eben die höchste Kunst eines großen Dichters.

*

Das alles ist im Grunde genommen das Werk einer ungeheuren Phantasie. Phantasie, das ist die Fülle innerer Anschauung, ist das Lebensmark aller Kunst. Nur dadurch blüht sie und wirkt sie und erhält jenen inneren

Wert einer Schöpfung. Man muß Phantasie nicht mit phantastisch verwechseln, das eine ist die barocke Ausartung des andern. Dies muß man im Auge behalten, wenn man den Reichtum Homerischer Phantasie anerkennen will. Denn da diese Phantasie sich so gehaltvoll und anschaulich, so gar nicht „romantisch" gibt und da wir außerdem Homer schon fast wie etwas Altbekanntes, Selbstverständliches und nicht wie eine neue Offenbarung hinnehmen, die seine Dichtung doch ist, so vergißt der erste Eindruck leicht, welch inneres Schöpfungswerk an dichterischer Phantasie vorangehen mußte, um den Inhalt dieser Epen auch nur geistig zu schauen und dann in so wundervoller Weise wiederzugeben, daß die plastische Lebendigkeit einer anscheinend völlig wirklichen Welt für uns zum einzigen überzeugenden, ja überwältigenden Ereignis wird.

Die größte Phantasie so blutwarm mit Leben zu erfüllen, daß wir diesen inneren Schöpfungsakt für selbstverständliches Leben hinnehmen, das ist das Zauberwerk, das nur den höchsten Dichtern gelingt. Shakespeare ist der andere Meister neben Homer, während bei Dante doch immer ein dämonischer Schleier Distanz gebietet.

Homer aber gibt uns seine Welt unmittelbar, je faßbarer und stärker, um so besser.

Nur tiefe Überlegung macht sich klar, welch ungeheurer Schaffensakt hier eigentlich vor sich geht. Nicht Menschen und Charaktere allein mit ihren Handlungen galt es darzustellen, nicht nur ein Stück Legende zu überliefern, nein, Belebung und Beseelung aller menschlichen Gedankensphären waren wie neu hinzustellen. Ob Handwerker, ob Held, ob Gott, alles bedurfte einer Prägung, die erstmalig war und gleichzeitig typische Geltung für immer haben sollte, ohne an individueller Wirklichkeit etwas einzubüßen.

Dabei mußte das derart geschaute und geschilderte Menschengeschlecht eingeflochten werden in die ganze belebte Natur. Diese selber mußte sich in ihren mannigfachen Erscheinungen darstellen, einfach und großartig, wie sie sich den Sinnen und Erfahrungen darbot, und daneben gesteigert bis zur persönlichen Beseelung. Selbst allen metaphysischen Bedürfnissen wurde so auf irdischem Plan und über den Wolken und in

der Tiefe eine leibhaftige Welt geschaffen, die so glänzend und plastisch dastand, daß selbst der Untergang des Glaubens an sie ihr keine Zerstörung bringen konnte.

Diese Phantasie und ihre Gestaltungskraft zieht sich durch die ganze Dichtung Homers. Sie ist im einzelnen nicht endgültig aufzuzeigen. Für ihre starke, plastische Form aber kann man immer wieder die prächtigsten einzelnen Belege nennen.

*

Besonders gesteigert zeigt sich die Prägnanz und Bildstärke in dem prachtvollen Pathos, mit dem Homer Eingänge und Schlüsse seiner Episoden ertönen läßt. Oft genügen ihm dazu ganz wenige Worte, mit denen er den Hintergrund der beginnenden Handlung aufrollt, wie in Od. III, 1—3:

Helios stieg empor vom Schoß der herrlichen Fluten
Aufwärts am ehernen Himmel, zu leuchten den ewigen Göttern
Und den sterblichen Menschen da unten auf nährender Scholle.

Wuchtiger noch und breiter beginnt der fünfte Iliasgesang, dieses mächtige, ganz alte Stück, in dem wir vielleicht einen der ursprünglichsten, noch ganz heroenharten Quaderblöcke der Ursage vor uns haben:

Nun gab Pallas Athene des Tydeus Sohn Diomedes
Kühnheit und mutige Kraft, damit er leuchte vor allen
Andern argeiischen Helden und prange in strahlendem Ruhme.
Sprühen ließ sie aus Helm und Schild ihm ständiges Feuer
Wie dem herbstlichen Stern, der, leuchtend vor allen am meisten,
Steigend in herrlichem Glanz sich hebt vom Bade des Meeres:
Solches Feuer ließ sie ihm sprühen vom Haupt und den Schultern,
Trieb ihn dann mitten hinein, da wo das Getümmel am ärgsten.

In den Abgesängen dagegen spüren wir einen musikalischen Ton des Verklingens. Keine Weichheit zwar, aber etwas vom milden Glanz eines scheidenden Sommertages.

Schon der erste Gesang der Ilias zeigt diese kunstvolle, wundervolle Schlußrundung, mit der Homer ein Gemälde vollendet, ehe er ein neues beginnt. Möge für viele andere Fälle diese eine in ihrer Pracht zeugen:

So nun die Fülle des Tags bis tief an die sinkende Sonne
Tafelten sie, und es fehlte da nichts am geordneten Mahle,
Weder der Laute lieblicher Klang vom Spiele Apollons,
Noch die berückende Stimme der Musen in wechselnden Chören.
Als aber niedergesunken die strahlende Leuchte der Sonne,
Schritten zum Schlummer sie fort, ein jeder zu seinem Palaste,
Wo ihnen einzeln Hephaistos, der hinkende, rühmliche Künstler,
Jedem ein Haus mit kunstvoll kluger Erfindung errichtet.

Solche Eingänge und Abschlüsse brauchen sich ja aber nicht mit den einzelnen Büchern zu decken. Ein Beispiel, wie Homer auch innerhalb seiner Gesänge solch ein prägnantes Präludium einem neuen Thema vorausschicken kann, bildet der „Schiffskatalog" im zweiten Buch. Er ist ein Stück für sich und ja nicht gerade das reizvollste, ist auch erst später eingeschoben; trotzdem glaubt der Sänger, wie beim Beginn des ganzen Epos, sich hier besonders in Schwung setzen zu müssen, und beginnt das nachher so monotone Stück so volltönend und prächtig, als solle eine herrliche Dithyrambe darauf folgen. Sogar das rein Persönliche, das sonst bei Homer so selten anklingt und dann immer ein besonders gewichtiges Zeichen bildet, fehlt hier nicht. Immer wieder bemerken wir, wie der Dichter sein Werk als ein Geschenk der Götter auffaßt und darum auch das berechtigte Selbstbewußtsein hat, Ewiges zu verkünden:

Kündet mir jetzt, ihr Musen, Bewohner des hohen Olympos
— Seid ihr doch Götter, seid immer gewärtig und kundig in allem,
Wir aber wissen nur wenig und hören nur dunkele Sage —,
Wen denn nannte man da von der Danaer Führern und Helden?
Künden würde ich nie, noch jemals zählen die Menge,
Hätte ich Zungen auch zehn und zehnfach redende Stimme,
Würde auch nimmer ermatten und spräche mit ehernem Herzen,
Mahnten die Musen mich nicht, des aigiserschütternden Gottes
Olympiadische Töchter, wieviele vor Ilios zogen.

(Il. II, 484 f.)

*

Gewiß ist Homer reich an solchen volltönenden Stellen eines prachtvollen, verhaltenen Pathos und an ähnlichen Glanzstellen, die jedem

auffallen und von denen manche Weltruhm haben. Daneben aber gibt es einen Homer der stillen Weisheit, von dessen nachdenksamen Aussprüchen man ein ganzes Homerbrevier zusammenstellen könnte. Auch seine Sentenzen zeigen die große Schlichtheit, die tiefste Menschenkenntnis und daher eine zeitlose Gültigkeit.

Die milde Ausgeglichenheit alter Weisheit, die große überlegene Güte, die die Schwäche des haltlosen Menschengeschlechtes mit tiefem Mitgefühl überschaut, ist das Hauptcharakteristikum solcher an vielen Stellen bei den mannigfachsten Gelegenheiten verstreuten Aussprüche. Sie lassen uns tief in des Dichters eigene Seele blicken und so ein Bild von seiner sonst so zurücktretenden, fast mysteriös verschwundenen Persönlichkeit gewinnen. Durch den glanzvollen Schleier all der von ihm erzählten blendenden und spannenden Ereignisse leuchtet hier die Hoheit seiner gütigen, auf all das wilde Getriebe schauenden Augen. Homer steht nicht nur über seinem Stoff, er steht auch abgeklärt über der Welt, so dinghaft, jauchzend und heldenstark er sie auch schildert und mitten in ihr zu wurzeln scheint.

Die große Toleranz Homers rührt zum Teil daher, daß er für die Äußerung des Menschenherzens die Götter verantwortlich macht, ohne doch dabei eine ethische Verpflichtung von uns zu nehmen. Es ist das ein etwas komplizierter Gedankengang, der eben aus einem tiefen Einblick in die grenzenlose Gebundenheit, in die Bedingtheit und Abhängigkeit unseres Empfindens, Denkens und Handelns entspringt. Der homerische Mensch in all seiner stolzen Herrlichkeit fühlt sich doch als einen Spielball der himmlischen Leidenschaften, die nicht nur seine äußeren Geschicke lenken, sondern auch Herr seiner psychischen Regungen sein können. Eine höhere Macht kann hinter allem stecken und die Seltsamkeit manches Verhaltens erklären. Die Anschauung einer solchen teilweisen Machtlosigkeit muß ja einem nachdenksamen Geist jede Schroffheit und Unversöhnlichkeit des Urteils nehmen, ohne ihn deshalb zu einem alles verzeihenden Schwächling zu machen. Jedenfalls aber stehen Fanatismus und Intoleranz nicht in dem Wörterbuch Homers, und wenn sein Jahrhundert gedacht hat wie er, so stand es menschlich jedenfalls

weit höher als die meisten nach ihm. Aber das mag zwar teilweis zutreffen, zumeist aber liegt diese Höhe und Reinheit des Urteils wohl nur in Homer selber begründet. Es gibt eben nur ab und zu eine ganz große Seele, in deren reinem Spiegel das fleckenvolle Wirrsal der Welt sich in seiner Armseligkeit durchschauen und gerade dadurch verklärt begreifen läßt.

Ja sogar die so gepriesene Heldenhaftigkeit stellt Homer den Göttern anheim:

Zeus vermehrt und vermindert der Männer tapferes Wesen,
Wie er gerade gewillt, denn er ist der stärkste von allen.
(Il. XX, 242 f.)

Ich werde später im Zusammenhang auf das Verhältnis zu den Göttern zurückkommen; nur zur Erläuterung des oben Gesagten sei noch auf einige Stellen verwiesen, die spruchartig das Gefühl des homerischen Menschen gegenüber der himmlischen Welt zusammenfassen:

Denn wer den Göttern gehorcht, den werden sie selber erhöhen.
(Il. I, 218)

Aber nicht nur das sittliche Verhalten, auch die schmückenden Begabungen und die Leistungen der Menschen erscheinen Homer in göttlichem Zusammenhang und darum verehrungswert:

Soll man doch nimmer die hehren Geschenke der Götter verachten,
Die sie selber verleihen, und keiner kann sie sich nehmen.
(Il. III, 65 f.)

Noch anders und ausgeführter drückt dies der Dichter an einer weiteren Stelle aus:

Aber nicht alles zugleich kannst du dir selber erringen.
Einem geben die Götter, in Taten des Krieges zu glänzen,
Anderm des Tanzes Kunst und jenem Leier und Lieder,
Einem andern gab der wissende Zeus einen edlen,
Klugen Verstand; der kommt gar vielen Menschen zugute,
Viele rettet ein solcher und spürt es selber am stärksten.
(Il. XIII, 729 f.)

Aber natürlich nicht immer und alles wird gleich bewußt oder ausdrücklich auf die höheren Mächte zurückgeführt. Der große Spielraum

4. Menelaos verfolgt Paris; Aias im Kampf mit Hektor

irdischer Verantwortlichkeit bleibt bestehen. Homer verlangt, daß der Mensch edel und achtbar lebe und die kleine Spanne seines Daseins so ausfülle, daß ihm ein guter Name verbleibe. Ist doch der ersehnte Nachruhm nicht nur der treibendste Faktor seiner Helden, sondern jeder trachtet, sein eigenes Leben im Preise der Nachwelt zu überdauern:

. . . . Ach, kurze Zeit nur währt das Leben der Menschen.
Denn wer selber hart und hart an anderen handelt,
O, dem wünschen für spätere Zeiten die Sterblichen alle
Unheil, aber sie fluchen ihm laut, sobald er gestorben.
Aber wer wacker ist und wacker an anderen handelt,
Dessen Ruhm verbreiten die gastlichen Freunde zu allen
Menschen gar weit auf Erden, und viele nennen ihn edel.
(Od. XIX, 328 f.)

Es ist echt antik empfunden, wenn nicht erst die späteren griechischen Philosophen, sondern bereits Homer sich alles Gute von einer intellektuellen Durchdringung des Gegenstandes versprechen. Erkenntnis schätzt er zuhöchst, denn durch sie erringt man jene kluge Besonnenheit, jenes richtige Maßhalten, jene von den Alten nie genug gepriesene „Sophrosyne". Wer sie besitzt, der weiß nicht nur entsprechend zu handeln, sondern ist Herr seiner Affekte, und die Moderation der Gemütsbewegungen war immer ein sehnsüchtig erstrebtes Ziel antiker Ethik, das ja in späteren Jahrhunderten in der Lehre der Stoa und Epikurs geradezu zu einer Flucht vor den Möglichkeiten innerer Bewegung führte. Diese negierende und schließlich lebensverarmende Seite ist zwar bei Homer noch gar nicht zu spüren, dazu ist er viel zu gesund, aber wie ein Triumphgesang bereitet schon seine Zeit den Sieg des Geistes über das elementare Handeln, die Machtfreude des Intellekts über die rein vitale Existenz:

Einsicht hilft dem Eichenfäller besser als Stärke.
Einsicht frommt dem Steuermann, der sicher das schnelle
Schiff auf finsterem Meer im Treiben der Winde dahinlenkt,
Einsicht läßt den einen Lenker den andern besiegen. (Il. XXIII, 315 f.)

Am meisten aber ruft Homer zur Besinnung gegen den Zorn und all seine üblen Folgen auf. So viel hat er von dieser stürmischen Leiden-

schaft der Menschen zu singen. Seine ganze Ilias soll ja davon handeln:

Singe mir, Muse, den Zorn des Peleïaden Achilleus,

so lautet ja schon der Beginn und stellt das ganze Werk auf dieses größte Leitmotiv ein. Und auch die Odyssee läßt den Zorn Poseidons weithin wirkend sein, ja der Name Odysseus selbst bedeutet nach der Etymologie Homers der „Zürner", wenn auch nicht er selber, sondern sein namengebender Ahn diese Eigenschaft besitzt. Wer somit das Wesen des Zorns in all seinen Phasen und Folgen derart durchschaut hat, kann nur zu einem Warner werden, auch wenn er nicht ein solcher Liebling der Besonnenheit wäre wie Homer.

Zornig werden gar leicht wir erdgeborenen Menschen,

äußert sich Odysseus zu Alkinoos, doch dieser erwidert:

. . . . Das ist nicht meines Herzens Gewohnheit,
Unbedacht zu zürnen, denn immer handle man maßvoll.

Ist es nicht wie ein Gebet von heute, wenn es in der Ilias (XVIII, 107 f.) heißt:

Möchte doch aller Streit aus der Mitte der Götter und Menschen
Schwinden und aller Zorn, der auch die Weisesten blendet,
Der doch, verlockender noch als milder, träufelnder Honig,
Wachsend steigt wie Rauch empor in den Herzen der Menschen.

Die fressende Zwietracht Eris ist es, die alles Unheil unter die Menschen streut:

Klein und winzig hebt sie sich anfangs, dann aber endlich
Dehnt sie das Haupt an den Himmel und schreitet doch unten auf Erden.
(Il. IV, 442 f.)

Homer geht noch weiter; nicht der Zürnende allein macht sich schuldig, nein, jeder, der seine Lust am Zwist hat und ihn dadurch fördert.

Es ist ein starkes Wort, das über aller Politik und allem nationalen Leben wie ein eherner Wahlspruch stehen sollte, in unsern Tagen mehr denn je:

Sittenlos, außer Gesetz und herdlos nenne ich jeden,
Der in dem eigenen Volk sich freut am eisigen Hader.
(Il. IX, 69 f.)

Die ganze griechische Kultur ist ein Weg zur Harmonie. Die Historie von Hellas hat zwar diesen Ausgleich nie erreicht, er blieb ein Ideal der Ethik, des inneren Lebens und der Kunst, das im äußeren Leben an dem Temperament dieses ewig jungen Volkes scheiterte. Homer weiß wohl, daß die wirkliche Besonnenheit selten genug schon beim gärenden Most vorausgesetzt werden kann. Sagt er doch selbst von der holden Erscheinung der Nausikaa:

. . . . Sie zeigte gar edle Gesinnung,
Wie man es kaum erwartet, sobald man jüngere Leute
Trifft, denn es handelt ein jüngeres Alter selten bedachtsam.
(Od. VII, 292 f.)

Vom Alter aber verlangt Homer geradezu das Maßhalten, wenn auch die tiefe Mahnung an die über die ermordeten Freier jubelnde Eurykleia verschieden gedeutet wird:

Freue dich schweigend im Herzen, Alte, und hemme den Jubel,
Denn es ist Unrecht, über ermordete Männer zu jauchzen.
(Od. XXII, 411 f.)

Die meisten Erklärer wollen diesem ernsten Wort die ethische Bedeutung nehmen und glauben hier Totenfurcht als treibenden Faktor annehmen zu müssen, da der Gedanke an sich unhomerisch wäre und genügend Gegenbeispiele vorlägen. Ich kann das nicht mitmachen, selbst wenn die Ansicht stimmen sollte. Sie wird sich nicht beweisen lassen, und Homers Edelmut steht stets so groß da, daß mir selbst Widersprüche, die jede große Dichtung enthält, nicht den Eindruck des edlen Wortes abschwächen sollen.

Da hier eine Reihe von Sentenzen und Zitaten uns eben Homers Auffassung vom inneren Wesen des Menschen unter verschiedenen Gesichtspunkten gezeigt, möchte ich der Vollständigkeit halber noch zwei weitere bezeichnende Worte von ihm nennen, die des Dichters staatliche und soziale Einstellung beleuchten.

Es wird zwar behauptet, daß das Zeitalter Homers schon mehr den Zuständen der Odyssee entsprach und die Schilderung seiner großen Heldenherrscher bereits durch die Wirklichkeit einer aristokratischen

Oligarchie abgelöst gewesen sei. Auch dies leuchtet mir nicht ganz ein. Ein Wort wie Il. II, 204:

> Vielherrschaft ist immer ein Übel, Einer sei Herrscher,
> Einer König; ihm gab's der Sohn des verschlagenen Kronos,
> Zepter und Rechte zugleich, daß ihrer er walte als König . . .

widerspricht denn doch ebensosehr wie die liebevolle Zeichnung der vielen großen Königsgestalten, zumal der des Alkinoos.

Auch eine andere Stelle, die wir später im Zusammenhang mit der Argosepisode im 17. Buch der Odyssee wieder antreffen werden, gilt ebensosehr dem Preis der Herrscherautorität, wie sie ein tiefes Wort über die demoralisierende Wirkung allzu großer Abhängigkeit äußert:

> Ist kein Herrscher mehr da, mit Kraft und Stärke zu walten,
> Wollen die Knechte auch nicht die schuldige Arbeit verrichten.
> Nimmt doch der allüberschauende Zeus die Hälfte des Wertes
> Jedem Mann, sobald die Stunde der Knechtschaft ihm nahte.
>
> (Od. XVIII, 320 f.)

Noch zwei weitere kurze Sentenzen mögen unser kleines „Homerbrevier" beschließen. Sie liegen zwar außerhalb der bisherigen Gedankengänge und sind nur Sprüche für sich. Man soll aber alle edlen Körner aufheben, wenn man sie findet, denn sie können Frucht bringen, auch vervollständigt ein jedes das Bild, das wir uns von Homer zu machen haben. Das eine paßt ganz in den lebhaften Süden und seine hohe Schätzung der Rhetorik in jeder Form:

> Denn gewandt ist die Zunge der Menschen, an vielerlei Rede
> Reich, und weit ist der Worte Bezirk zur Rechten und Linken.
>
> (Il. XX, 248 f.)

Das andere spiegelt ein wenig die gleiche Resignation wie Salomons Weisheit und zeigt, daß schließlich das Schlußfazit des Alters auch bei dem lebensfrohen Sonnenvolk der Griechen das Eitle der irdischen Lust klar durchschaut:

> Alles bekommt man satt, den Schlaf und die Freuden der Liebe,
> Auch den süßen Gesang und des Reigens liebliche Tänze.
>
> (Il. XIII, 636 f.)

Damit wollen wir uns von den „Sprüchen Homers“ und ihrer Aufhellung über seine Weltanschauung zu dieser seiner Welt selbst wenden, wie er deren Charakter uns in ihrer verschiedenen menschlichen Beziehung deutet.

*

Das äußere Weltbild Homers zeigt uns eine hohe Kultur, die noch aus dem Vollen heraus in ungebrochener Stärke blüht. Die Sonnen- und Schattenseiten des späteren Hellas finden wir hier schon überall angedeutet, aber alle noch so rein und elementar, daß man sie gar nicht werten, sondern wie ein Stück schöne Natur ruhig hinnehmen möchte. Es ist durchaus keine idealisierte Welt, trotz des Glanzes, den die Dichtung distanzschaffend darüber breitet, sondern nur die Fülle einer edelgeschauten Wirklichkeit, die in bunter Mannigfaltigkeit sich mit lebenbehauptender Kraft vor uns abspielt.

Ein Kulturbild der Homerischen Zeit zu geben, ist nicht die Aufgabe dieses Buches, das nur die Schönheit der Dichtung an den Versen selbst beleuchten will. Die Welt Homers aber spiegelt sich in tausend Einzelheiten dieser Verse. Man kann sie in ihrer ganzen wundervollen Frische daraus aufbauen, aber der poetische Genuß liegt dabei im Ganzen, und die Art der Zustände hat damit weniger zu tun. Kann sich doch die Größe eines Dichters an jeder Art Welt demonstrieren; diese selbst kann für uns also hier höchstens insoweit in Betracht kommen, als sie unwillkürlich die dichterische Qualität steigert.

Da ist es natürlich vor allem der heroische Rhythmus der ganzen Zeit, der sich der gesamten Dichtung mitteilt. Das Heldenhafte und Ungebrochene der Persönlichkeiten erblickt auch die Welt in dieser eigenen Glorie. Sie ist stark und prachtvoll, wohin man bei Homer schaut. Mögen es Kämpfe und Seefahrt, Abenteuer und Handelsunternehmungen sein, mögen die Könige in ihren Palästen walten oder die Bürger ihrem Gewerbe nachgehen, ob der Landmann, der Fischer, der Hirt seinem Geschäft obliegt, immer wieder blicken wir mit den verklärenden Augen Homers in eine gesättigte, nach Schönheit strebende, besonnte Welt, die zwar an Wildheit und Bewegung nichts zu wünschen übrigläßt, die aber ihr

Ideal in jener heiteren Ruhe und Harmonie erstrebt, die immer der zwar nur in der Kunst erreichte Leitstern von Hellas und seinem Volkscharakter gewesen sind.

Das Große jener Zeit ist, daß sie in ihren Instinkten noch ungebrochen ist oder uns wenigstens so erscheint. Sie ist nirgends angekränkelt oder unsicher; was sie tut, tut sie ganz und immer auf der Basis einer vollen Seele, der jeder Atemzug ein genießendes Glück bedeutet, das Glück, zu leben und das Licht der Sonne zu schauen, selbst wenn es durch Sturm und Leid geht. Sie sind da, um bezwungen zu werden oder das wirklich Unvermeidliche dem Ratschluß der Himmlischen anheimzustellen.

Das Ideal des äußeren Lebens, wie es Homer sich denkt, läßt er einmal seinen Odysseus unerkannt zu seiner Gattin äußern:

> Hehre Frau, kein Sterblicher rings in den Weiten der Erde
> Könnte dich tadeln, dein Ruhm ist hoch zum Himmel gestiegen,
> Gleich wie der eines Königs, der gottesfürchtig und trefflich
> Über gewaltige Scharen von starken Männern gebietet
> Und Gerechtigkeit pflegt. Die dunkle Erde, sie trägt ihm
> Weizen und Gerste, und schwer von Früchten stehen die Bäume,
> Ständig gebiert das Vieh, das Meer schenkt Fische die Fülle
> Unter so guter Herrschaft, und glücklich blühen die Völker.
>
> (Od. XIX, 107 f.)

Wo der Segen des Landes und des seßhaften Lebens so eingeschätzt wird, kann es nicht wundernehmen, daß die tiefste Heimatliebe allen anderen Gefühlen vorangeht.

Sie ist ja vielleicht der schönste Zug im griechischen Ethos, und fast alle Handlungen des Volkes sind aus dieser Triebfeder erklärbar.

Wundervolle Worte findet dafür Homer:

> Denn es ist doch nichts so süß als Heimat und Eltern,
> Ja, selbst dann nicht, wenn man fern in üppigem Hause
> Wohnt in einem entlegenen Land, getrennt von den Eltern.
>
> (Od. IX, 34 f.)

oder Hektors Worte, die schon an anderer Stelle genannt sind, und so noch vielmals. Ist doch das ganze Verhalten Hektors, das ganze Irren des Odysseus nichts weiter als tiefste Liebe zur heimischen Erde.

So heiß der Hellene das Leben liebt, die Heimat geht ihm noch darüber. Sie zu schützen ist seine Ehre und Aufgabe, hinter der alles zurücksteht. Ein vager, schweifender Trieb liegt dem Griechen eigentlich fern und muß nicht mit gelegentlicher ritterlicher Abenteuerlust verwechselt werden. Daher auch die enge Beziehung der einzelnen Gemeinden, das Abschließende, woraus ja andererseits auch wieder die Kehrseite der sich selbst zerfleischenden Kleinkämpfe entstand.

In Homers Zeiten ruht noch die schöne Würde des Patriarchalischen auf diesen Gemeinwesen. Und auch die großen Tugenden einer solchen Zeit: Ehrfurcht, Gastfreundschaft und Ehrlichkeit, echte Religiosität und gesunde Sittlichkeit, sie blühen alle bei Homer im vollen Sinne des Wortes.

Man findet das ja öfters bei großdenkenden Völkern in einem noch natürlichen Zustand, man denke an die Korsen und ähnliche Stämme. Bei Homer vereinigt sich das aber mit einer relativ schon sehr fortgeschrittenen Kulturepoche.

Besonders die Gastlichkeit feiert Triumphe in den beiden Epen. Odysseus' Fahrten liefern genug Beweise dafür, aber auch überall sonst; wird doch selbst der irrende Mörder nicht abgewiesen, und der König Priamos kann im Zelt des Todfeindes ruhig schlummern, nachdem er einmal als Flehender sich nahte.

Bei einem edlen Volke ist das ja eigentlich selbstverständlich; staunenswert aber ist die Durchbildung der feinen Form, des zartesten Taktgefühls, wie es hier auf dem Gebiete der Gastlichkeit kaum mehr überboten werden kann und ein Ideal bedeutet, das wir heute wohl weniger erreicht haben als die Alten.

Wie feinfühlend äußert sich über diesen Punkt Menelaos:

> . . . . Ich selber würde es jedem
> Gastlichen Wirt verargen, der Freundschaft oder auch Feindschaft
> Über die Maßen erweist; denn immer handle man maßvoll.
> Beides ist schlimm, drängt einer den Freund, der gerne verweilte,
> Rascher zum Gehen und hemmt den, der zum Reisen entschlossen.
> Pfleg' den verweilenden Gast und laß den enteilenden ziehen.
>
> (Od. XV, 69 f.)

Überhaupt ist ja der echte Seelentakt, dieses unbeirrbar richtige Gefühl der homerischen Menschen für die unendlich feine, so leicht verwischbare Grenzscheide zwischen Anteilnahme und Aufdringlichkeit den Mitmenschen gegenüber, eines der bewundernswertesten Kapitel Homers.

Nur Menschen, die ihrer selbst sicher und in sich geschlossene Persönlichkeiten sind, sind zu diesem Takt fähig, denn es handelt sich hier um ein instinktives Verhalten, das nicht anerzogen werden kann und das wohl eine Kulturblüte darstellt, aber im großen Strom der Welt viel seltener ist als da, wo noch ein reineres Verhältnis zur Natur besteht.

Und gerade diese „Natürlichkeit" im genauen Wortsinn besitzt der homerische Mensch so stark, daher auch seine echte Sittlichkeit, die meilenfern von jeder Prüderie steht und die Dinge schleierlos und menschlich nimmt, wie sie sind, aber immer edel in der Form. Noch heute steht ja der Südländer des Mittelmeeres all dem nicht so problemgequält, sondern sozusagen „heidnischer" und damit sicher glücklicher gegenüber.

Aber wir kommen mit all dem zu Fragen, die mit der Schönheit der Dichtung als solcher nichts zu tun haben, es müßte denn der eine Punkt nicht übersehen werden, daß die Liebe bei Homer nicht annähernd die Rolle spielt wie bei irgendeinem späteren Dichter seines Umfangs. Gattenliebe, Kindesliebe, Freundschaft, gewiß, sie sind vorhanden, und zwar oft im stärksten Maße, man denke nur an das Verhältnis des Achilleus und Patroklos oder die Treue der Penelope, aber das ist doch jedenfalls etwas ganz anderes als die große Glut, die sonst die Poesie auf diesem Gebiet erfüllt und zu ihren höchsten Schätzen gehört.

Man hat zwar versucht, auch hier in Homer allerhand hinein zu interpretieren; ich erinnere an Achilleus und Briseïs, an Odysseus und Nausikaa, aber das sind lauter mißverstehende Versuche unserer heutigen Natur, die durchaus ihr eigenes Empfinden in dieser noch mehr orientalisch antikgesinnten Welt nicht missen will und es darum künstlich und verunglückt dorthinein verpflanzt.

Homer ist so groß, so umfassend, so unfremd allem Menschlichen, daß er der Liebe eben nur eine so große Domäne einräumte, als sie in seiner Zeit besaß, und diese Beschränkung bildet nicht eine Schwäche

5. Hektors Abschied

seiner Poesie, sondern beweist nur doppelt ihre gesunde Stärke, die eines Stimulans gar nicht bedarf, von dem ganze Dichtergenerationen allein ihr Leben fristen.

*

Ehe wir nun zu den Epen im einzelnen übergehen, müssen wir noch Homers dichterisches Verhalten kurz auf einigen besonderen Gebieten betrachten, denn es gehört dies so völlig zum Wesen seiner Poesie und durchtränkt sie überall.

Da ist einmal das Verhältnis Homers zu der Götterwelt, von der man sagen zu müssen glaubt, daß erst er sie den Griechen als eine geschlossene Religion gegeben oder zusammengefaßt habe, eine Anschauung, die bei einem richtigen Kern natürlich viel Trügerisches bietet.

> Ohne Zweifel haben die olympischen Szenen Züge, die zu der Erhabenheit der Götter nicht passen. Sie deshalb als Burleske zu bezeichnen, halte ich trotzdem für falsch. Es sind den Göttern humoristische Züge geliehen, aber ihre Übermacht über die Menschen steht außer Zweifel, und gegen sie anzukämpfen, bringt Gefahr und Verderben.

Diese Anschauung Finslers (II. S. 59) teile ich durchaus, aber sie ist noch nicht erschöpfend.

Bei unserer Beurteilung der homerischen Götterwelt lassen wir uns allzuleicht von Vergleichen mit unseren eigenen religiösen Vorstellungen beeinflussen und beginnen dann sofort ethisch zu werten. Das ist grundfalsch und wird jedes richtige Urteil über den Olymp unmöglich machen. Mit Ethik ist überhaupt dem Problem nicht beizukommen; das ist wiederum ein Beweis gegen den üblichen Wahn, daß Ethik und Religion unlösbar zusammengehören. In sogenannten fortgeschrittenen Religionen verschmelzen beide ja scheinbar, in primitiven Religionen aber ist die Götterwelt immer lediglich ein Komplex von menschlichen Gestalten, die ins Riesenhafte und Geisterhafte gesteigert sind und dies nicht nur im Äußeren und in ihrer Machtfülle, sondern auch in ihren Leidenschaften und ihrem inneren Triebleben. Die Götter erscheinen wie Menschen, nur von elementarer Grandiosität, sie bilden eine Wesensschicht über den Menschen, wissen dies auch und dünken sich über die Sterblichen derart erhaben,

daß sie sich wohl mit ihnen abgeben, ja nicht von ihnen lassen können, im Grunde aber ein Gefühl von Verachtung, ja Ekel gegenüber dem irdischen Getriebe empfinden. Mit dem Scheine der Barmherzigkeit, der Fürsorge oder gar der idealisierenden Reinheit darf man nicht an antike Götter herantreten. Sie sind im Grunde genommen froh, wenn sie nichts mit dem irdischen Gezücht zu tun haben, befassen sich auch anscheinend nur aus Laune mit ihm und keineswegs planmäßig oder gar fürsorgend. Die Laune kann günstig und ungünstig sein, sie ist auch wechselnd und unbeständig. Die antiken Götter fühlen gar keine Verpflichtung gegen die Menschen. Sie sind eine lachende, sorglose, für sich lebende, im Grunde genommen nichtstuerische Schar, die die Erde mit ihren Bewohnern als Spielball und Tummelplatz herablassend, oft achselzuckend betrachtet, aber natürlich auch hin und wieder helfend, ja edel und gütig in die Geschicke eingreift. Diese Geschicke sind allerdings für die Menschen ganz das Werk der Götter, ja nicht nur die äußeren Geschehnisse, sondern auch die inneren Regungen. Die Götter sind es, die diese nach Willkür und Gefallen hervorrufen, und der Mensch ist fast fatalistisch, ohne allerdings ganz seine Verantwortlichkeit einzubüßen, ihrer Lenkung ausgeliefert.

Daneben besteht aber eine seltsame Macht einzelner Menschen über einzelne Götter. Gewalttätigkeiten und erfolgreiches Sichvergreifen an den Göttern kommen vor (Il. V, 382 f.), ja noch weit darüber hinaus scheint eine Lebensabhängigkeit der Götter von der Verehrung und den Opfern der Menschen zu bestehen, so daß der Himmel auf diese angewiesen ist und ohne sie verbleicht.

Es sind das sehr komplizierte und verwickelte Vorstellungen, in denen man aber nie, wie es oft geschehen ist, eine Art Verhöhnung oder Mißachtung der himmlischen Mächte erblicken darf.

Das würde gar nicht zur Art des homerischen Hellenen passen. Er verehrt seine Götter durchaus, aber es ist eine Verehrung ohne Gottesfurcht in unserem Sinne. Man scheut höchstens ihr Übelwollen, ihre Reizbarkeit und ihre Rache, aber nicht in der Form der Devotion, sondern indem man sie praktisch zu vermeiden trachtet.

Man muß nie übersehen, daß das Bild der Götter im letzten Grunde ein durchaus hoheitsvolles, von grandiosem Pathos getragenes ist, und selbst in den Entartungen der Götterschlacht des 21. Iliasgesanges kann ich noch lange nicht herabzerrende Skepsis erblicken.

Denn überwältigend ist doch der Glanz, den Homer auf dies göttlich gesteigerte Menschentum überall ausgießt, die lachende Kraft dieser schimmernden Himmelsgeschöpfe.

Natürlich hat sie nicht die Phantasie Homers geschaffen; er hat nur überkommenes Gut gestaltet, wobei wir allerdings gar nicht unterscheiden können, wieviel ihm allein zukommt. Auch soll uns der Stoff ja weniger interessieren als die Art, wie Homer ihn behandelt, und da ist denn seine Phantasie allerdings in blühendster Bewegung und mag vieles erst geformt haben, was vorher nur vage oder zerstreut bestand. Sicher ist ja vieles von dem vorhomerischen Götterglauben verlorengegangen, so daß einige Stellen der Epen dunkel und vielleicht dadurch grotesk wirken, wie die große prahlende Rede des Zeus zu Beginn des 15. Iliasbuches oder die Stelle von der Rettung des Göttervaters durch Thetis und den durch diese herbeigeholten Briareos, wie sie Achilleus seiner Mutter erzählt:

Denn ich hörte dich oft, wie du im Palaste des Vaters
Rühmend erzähltest, du habest den schwarzumwölkten Kronion,
Du allein von den Göttern, von schmählichem Unheil gerettet,
Als ihn in Fesseln zu schlagen die andern Olympier planten;
Here wars und Poseidon und auch noch Pallas Athene.
Du aber, Göttin, erschienst, die schlingenden Bande zu lösen,
Riefst den Hundertarmigen schnell zum weiten Olympos,
Den die Götter Briareos nennen, aber Aigaion
Sagen die Menschen, dieweil er an Stärke noch über dem Vater.
Dieser setzte in lachender Kraft sich neben Kronion,
Scheu befiel die seligen Götter, sie ließen vom Plane.

(Il. I, 396 f.)

Schon hier hören wir von einer Macht, die ebenbürtig neben oder sogar über Zeus steht. An dieser Stelle deutet sie in mythologischem Gewand auf ein ganz verschollenes Legendenstück. Aber es gibt andere Partien, wo wir die Grenzen der Göttermacht, ich möchte sagen mehr

geistig, gezogen sehen; ich meine weniger die elementaren Naturereignisse, wie z. B. die Nacht, die der racheschnaubende Zeus, als sie den Schlaf schützt, nicht anzutasten wagt, als vielmehr ein ungeheures Schicksal, das wie über Walhalla auch hier notwendig zwingend über den Göttern steht und das selbst Zeus durch Wägung der Lose in Einzelfällen befragt. Wir kommen hier in Tiefen der religiösen Vorstellung, die wohl zu den interessantesten gehören, aber schließlich nichts mit unserem Thema von der Schönheit der Homerischen Dichtung zu tun haben.

Da ist und bleibt es nicht die metaphysische Spekulation, sondern das greifbare Bild und seine klingende Erläuterung.

Denn die arischen Götterwelten muß man auf den ersten Blick immer sinnlicher und lebendiger nehmen als die himmlischen Vorstellungen semitischer Völkergruppen, die oft mehr abstrakt eine weltanschauliche Idee ihren halb geistig verflüchtigten Himmelsgewalten unterlegten. Die arischen Götter sind nichts anders als eine Klasse übergewaltiger, menschenähnlicher Wesen, die wie diese, nur gesteigerter, fühlen, lieben, leiden, handeln, ja auch in äußerster Perspektive — sterben.

Homer ist fromm, das kann man ruhig so ausdrücken. Ihm sind die Götter ebenso selbstverständlich wie die Pflicht, sich ihnen, trotz all ihrer Willkür, unterzuordnen.

Interessant ist aber eine nähere Untersuchung, wie er die Götter seiner Dichtung in die Handlungen der Menschen und die Geschehnisse eingreifen läßt. Prüft man diese Stellen nämlich genauer und befreit sich einmal von der vom Dichter beabsichtigten Suggestion, so findet man, daß fast alles ohne die göttliche Einwirkung nicht viel anders verlaufen könnte und jedenfalls eine sogenannte „natürliche" Erklärung fast immer möglich ist. Ich will einer solchen gar nicht das Wort reden, denn das wäre gegen den künstlerischen Sinn aller Poesie, nur ist es interessant zu sehen, wie kräftig der Wirklichkeitssinn der Griechen auch unbewußt handelt und sich ein Dichter selbst bei der Schilderung göttlicher Taten nicht ins Phantastische einer orientalischen Märchenschilderung steigert. Ich möchte sagen, das göttliche Leben und Wirken innerhalb des Menschenkreises ist menschlich-psychologisch begründet.

Daher verwendet Homer seine Götter auch gar nicht wahllos in den Epen. Mit weiser Berechnung verteilt er ihr Eingreifen auf Höhepunkte der Handlung oder da, wo wir mit ähnlichem Gedankengang von einer „Schickung" reden. Oft aber sind auch die großen olympischen Szenen als abwechselnde Kontraste eingesetzt, oder aber sie bilden als Einleitungen das grandiose Fundament, auf dem sich dann die Ereignisse auf Erden abspielen sollen.

Über die Götterwelt Homers ließe sich natürlich ein ganzes Buch schreiben, ja viele, und auch über die Taktik ihrer dichterischen Verwendung, die mit der ersten Seite beginnt und mit der letzten Zeile endet. Aber dieser Umstand der Fülle verbietet schon allein eine erschöpfende Behandlung des Themas.

Verweisen möchte ich aber doch im Anschluß auf zwei Stellen von besonderer Schönheit, die in das metaphysische Gebiet hinüberragen und zeigen, wie sich Homer mit vielen schwer deutbaren Erscheinungen des Seelenlebens und des Schicksals auseinandersetzt.

Die eine handelt von dem Wesen der Träume und ist Penelope in den Mund gelegt:

Fremdling, freilich, es gibt wohl unerklärliche, dunkle
Träume, auch finden nicht alle für uns Menschen Erfüllung.
Sind doch zweierlei Arten die Pforten der luftigen Träume,
Eine ist aus Horn und elfenbeinern die andre.
Jene Träume, die durch das Tor von Elfenbein treten,
Sind nur täuschender Trug und reden nur nichtige Worte;
Die aber aus dem Glanz des hellen Hornes hervorgehn,
Finden ihre Erfüllung, wenn sterbliche Menschen sie schauten.

(Od. XIX, 560 f.)

Die andere Stelle werden wir noch später in epischem Zusammenhange beim Schluß der Ilias wiederfinden. Hier aber sei sie gelöst als ein Stück Homerischer Schicksalsphilosophie:

Also spannen es ja den armen Menschen die Götter,
Kummerbelastet zu leben, sie selber aber sind leidlos.
Denn in der Halle des Zeus, da stehen zwei Krüge und spenden
Ihre Gaben, der eine böse, der andere gute.

Wem sie nun spendet vermischt der donnerfrohe Kronion,
Der begegnet wechselnd dem Glück und daneben dem Unheil;
Wem er aber nur bittere gibt, dem sendet er Schande:
Über die göttliche Erde verfolgt ihn Elend und Hunger,
Unstet irrt er umher, verachtet von Göttern und Menschen.

(Il. XXIV, 525 f.)

*

Eine ganz besondere Seite der homerischen Götterwelt habe ich bisher absichtlich noch nicht berührt, das ist die durch sie erfolgte Beseelung der ganzen Natur. Das Verhältnis Homers zu göttlicher Vorstellung und zur Natur fließt hier untrennbar ineinander, und wenn wir noch die Einstellung des Dichtervaters zum bestirnten Himmel, zum durchsegelten Meer und zur pfadüberzogenen Erde betrachten wollen, so bildet das göttliche Element hier jedenfalls die elementarste Grundlage.

Die ganze Natur bei Homer ist be-geistert und durchgöttert. Da ist nichts, was nicht als persönlich belebt vorgestellt wird, und sein Dichterauge schaut in der Seele aller Dinge das göttliche Wesen. Ob es das Himmelsgewölbe, die Sterne, die Winde, das Meer, das Feuer oder die Felsen, Flüsse, Bäume gilt, alles ist nur die Umkleidung für eine göttliche Personifikation — ein Pantheismus größten Stils.

Das ist ja die wahre dichterische Phantasie, der nichts tot erscheint, die alles mit Leben erfüllt und in beseelter Bewegung schaut. So wird Homer die ganze Welt zum Gedicht, und was das Herrliche, uns Unerreichbare ist: dies ganze Verhalten ist von selbstverständlicher Naivität, ungebrochen durch irgendeine intellektuelle Überlegung. Der wundervolle Mittelweg zwischen phantastischer Ausschweifung und allzu kaltem Realismus ist der beseligende Pfad, auf dem der Dichter wandelt, als wäre er selbst ein überall lebenspendender Schöpfer des unermeßlichen Alls in seinen vielseitigen Erscheinungen.

Wie köstlich, wie reich ist diese Welt, wie warm und lebendig!

Wer denkt dabei nicht an Schillers Verse, die das damalige Weltbild so treffend zeichnen:

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand,
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrings Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus diesem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere
Ach, umsonst, dem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen,
Nahm der Leto Sohn den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
War aus euerm heitern Dienst verbannt;
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.

Damals war nichts heilig als das Schöne,
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch errötende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

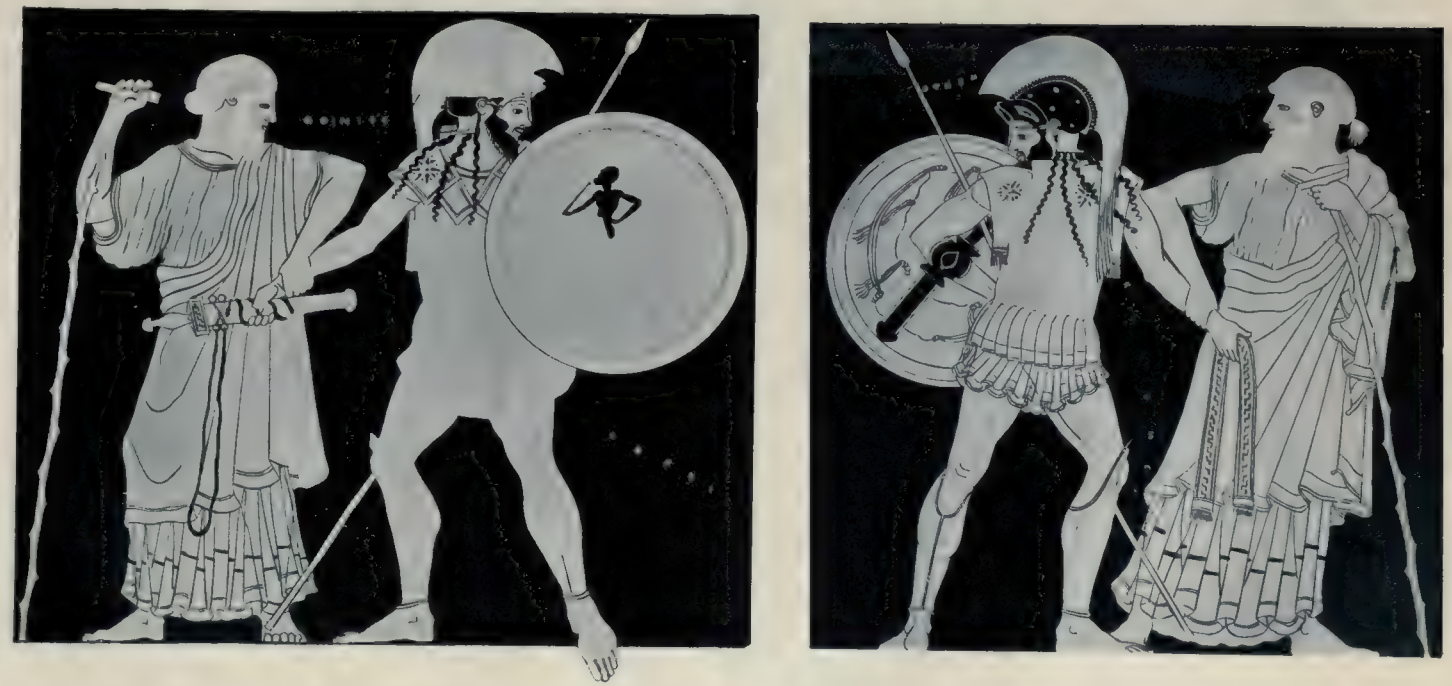
Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne, seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

*

Neben diesem göttergebärenden Blick, mit dem Homer die Natur anschaute und unsagbar bereicherte, hatte er aber auch helle Augen für das, was wir reale Wirklichkeit nennen, ja es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Vielseitigkeit und Sachkenntnis er nicht nur an die Natur herantritt, sondern wie herrlich und fast erschreckend deutlich er sie uns auch auf allen erdenklichen Gebieten zu vergegenwärtigen weiß.

Homer muß auf Meer, auf Bergen, auf Triften und Äckern, in Weinbergen und Gärten ebenso zu Hause gewesen sein wie bei allen der Natur so innig verwobenen Geschäften des Jägers, Ackermanns, Seefahrers, Hirten, Weinbauers und all den mannigfaltigen Betätigungen der Erdbewohner. Zu erklären ist das kaum, wenn man nicht eben bedenkt, wieviel naturnäher und natürlicher die Menschen damals hausten, dann aber muß doch ein gut Teil größter dichterischer Intuition hinzukommen, denn das Anschauen allein kann nicht zu solch gestaltrundender Kraft führen.

Gibt es doch fast keine Phase der Naturerscheinungen, die Homer nicht poetisch behandelt und damit verklärt hat. Alle Verschiedenheiten der Jahreszeiten auf tausend Schauplätzen sind ihm geläufig, am meisten aber das Meer und der Jagdwald, aber auch sein Kulturland zeigt eine sehr hohe Stufe der Durchbildung und die gleichen Gewerbe wie heute nach dreitausend Jahren.



6. Hektor und Aias

Und was er uns davon schildert, niemals ist es trivial, trocken oder idyllisch-philiströs, worin bei gleichem Thema fast alle seine Nachfolger sündigen. Bei Homer bleibt die Beschreibung jeder Naturbetätigung köstlichste Poesie, die wir mit Genuß am Ohr vorübergleiten lassen. Es ist nicht eine erklärte, nur geschilderte, sondern neubereicherte Welt, die er uns schenkt. Sie gewinnt ganz ungeahnte Farbe und Mannigfaltigkeit, und besonders ist das Feld der Beziehungen überraschend ausgebaut. Letzteres kommt schon daher, daß Homers Naturschilderungen meistens seinen Gleichnissen einverwoben sind, von denen später geschlossen die Rede sein wird.

Aber auch ohne ausdrückliche Schilderung als Selbstzweck ist bei Homer alles unlösbar in Natur eingebettet und diese der nicht fortzudenkende Rahmen der Geschehnisse, besonders in der Odyssee. Wie diese Seestürme beobachtet und wiedergegeben sind, wie er die Winde und Wolken in ihren schillerndsten Abwandlungen begriffen hat, ist oft von lapidarer Größe. Ob er vom Angelsport und dem Verhalten der Fische spricht oder die visionäre Verklärung des Wogennebels ihm Gestalten vordämmert, immer wieder sehen wir ein kluges, volles Herz am Herzen der Natur ruhen.

Auch das organische Leben ist mit einer Feinheit beobachtet wie wohl bei keinem anderen Dichter; Haustiere und Raubgetier zeigen alle Charakteristika, daß man eine Naturgeschichte daraus aufbauen könnte, aber nie wird dabei der Boden echt gehobener, wirklich poetischer Diktion verlassen. Es ist das ein Geheimnis, das man wohl genießen, aber kaum erklären und jedenfalls nicht nachahmen kann.

Nicht deutlich genug muß aber dabei betont werden, daß all das fern von jeder Romantik und Sentimentalität geschieht.

Klare, sachliche Treue, die fast kühl anmutet, bleibt auch hier Homers Art, und wer Naturgefühl nur im Schwärmen wiederzuspüren glaubt, könnte so weit kommen, Homer überhaupt dies innere Verhältnis abzusprechen; denn wir sind allzu gewohnt, hierin immer nur subjektiv zu fühlen, und brauchen das Hervorkehren einer Art persönlicher Inbrunst. Dafür aber ist Homer viel zu schlicht und, sagen wir, gesund.

Wer ihn verstehen will, wird und kann ihm die Innigkeit seines Naturverhältnisses nicht absprechen, denn ohne diese hätte er nicht eine solche Fähigkeit eindringlichster Beobachtung entwickeln können. Nur beobachtet er die Natur nie an sich, sondern stets im Verhältnis zu Taten der Menschen, also irgendwie kulturell, und das löst uns dann anscheinend einen Zauberschleier ab, den unsere Zeit, von Übermaß der Zivilisation sich fortsehnend, ganz besonders in der „unberührten Natur an sich" suchen zu müssen glaubt. Hier liegt eben auch eine verschiedene Einstellung des Nord- und Südländers vor, und wenn wir die Lande des Südens uns immer in poetischer Verklärung träumen, dann soll man sich gesagt sein lassen, daß dort die Realität eine viel klarere, dingentsprechendere ist und daß es eine unberührte Natur in den alten Kulturländern des Mittelmeers nicht in dem Maße gibt, wie wir träumen.

Mehr als sonstwo ist dort der Mensch das Maß aller Dinge, und ohne ihn interessiert einen Dichter dort die Natur nicht. Das ist kein Mangel, sondern nur eine andere Einstellung, der wir in ihrer Art gerecht werden müssen.

Ich sagte schon, es ergebe sich von selbst, daß Homer seine Naturbetrachtungen zum großen Teil seinen Gleichnissen einverleibt, und da sein Verhältnis zu diesen auch eine gesonderte Betrachtung notwendig macht, so ist auch hier eine Trennung schwer, ja fast unmöglich.

Wenn ich also im folgenden an Beispielen aufzeigen möchte, wie prachtvoll Homer an einzelnen Stellen die Natur vergegenwärtigt, dann muß hier die andere Seite solcher Partien, nämlich das Interessante des Vergleichs, zunächst unberücksichtigt bleiben.

Mit am losgelöstesten von unmittelbarer menschlicher Beziehung sind die wundervollen Verse in Il. VIII, 555 f.:

> Wie wenn am Himmel die Sterne in feuchtem Glanze entflammen
> Rings um den leuchtenden Mond, wenn die Winde des Äthers entschlafen,
> Nun erscheinen im Lichte die Warten und Kuppen der Berge
> Und in den Tälern der Wald, weit leuchtet der Äther vom Himmel,
> Rings erglühen die Sterne, der Hirte schaut es mit Freuden:
> So von den Fluten des Xanthos bis hin zu den Schiffen erglänzten
> Alle die Feuer, die rings die Troer vor Ilios schürten.

Hier atmet schon fast ein romantischer Hauch, aber das ist höchst selten, und die Beziehung auf den Hirten merkt man gleich kräftiger in einem wilderen Gegenstück:

Wie von bergiger Warte der Hirt eine finstere Wolke
Eilen sieht über das Meer, gejagt vom heulenden Westwind,
Und sie scheint in der Ferne, wie über dem Meere sie aufzieht,
Ihm noch schwärzer als Pech und schüttet strömenden Regen,
Schauernd sieht er sie nahn und treibt das Vieh in die Höhle:
So zog mit den Aianten der himmelskräftigen Mannschaft
Dicht geordnete Schar heran zum brennenden Kampfe,
Finster und schwarz und schauerlich starrend von Schilden und Lanzen.
(Il. IV, 275 f.)

Überhaupt ist mehr die Natur im Aufruhr die Domäne Homers, da ja alles bei ihm Leben und Bewegung und nie Versonnenheit ist.

Prachtvolle Beispiele dafür sind zwei Winterbilder, die der Nichtkenner ja wohl am wenigsten bei diesem Sohn des Südens erwartet haben wird.

Die eine Stelle (Il. XII, 278 f.) ist ebenso berühmt als Kampfgleichnis:

Wie die Flocken des Schnees an Tagen des Winters in Fülle
Fallen, sobald der waltende Zeus zu schneien begonnen,
Daß er den Menschen auf Erden die himmlischen Pfeile enthülle;
Ruhe gebietend den Winden, ergießt er Flocken ohn' Ende,
Bis er die Scheitel der Berge und äußersten Gipfel bedeckte
Und die Fluren voll Klee und nährenden Äcker der Menschen,
Ja, es wirbelt der Schnee auf Buchten und Küsten des Meeres,
Nur die brandende Woge erwehrt sich seiner, doch sonst ist
Alles von oben umhüllt beim Sturz der Wetter Kronions:
Also flogen die Steine von beiden Seiten in Fülle
Hier von den Troern und dort von den Danaern wider die Troer
Schleudernd umher, und hoch umdröhnte die Mauer das Tosen.

Die andere Stelle gilt dem Wüten des Diomedes und gibt in wenig Versen ein ganz prachtvolles Bild südlicher Elementargewalten:

Tosend durchbrach er das Feld gleich eines geschwollenen Stromes
Winterlich Wasser, das stürmisch im Wirbel die Dämme zerschmettert.
Nimmer vermögen ihn hemmend die schützenden Dämme zu halten,
Noch das Gehege der Zäune um lieblich blühende Felder,

Wenn er im prasselnden Schauer des Zeus urplötzlich daherbraust;
Unter ihm stürzen dann viele und herrliche Werke der Männer:
So vor der Hand des Tydiden entfloh der troischen Scharen
Dichtes Gewühl und trotzte ihm nicht; und waren doch viele.

(Il. V, 87 f.)

Diese Knappheit, mit höchster Anschaulichkeit vereinigt, ist ja eine der charakteristischsten Fähigkeiten Homers. Man höre, wie er in drei Zeilen einen Waldbrand in allen typischen Eigenschaften wiedergibt:

Wie wenn ein fressendes Feuer des Waldes Gehölze beflutet,
Rings vom wirbelnden Winde getragen; die Büsche, entwurzelt,
Stürzen dahin, von dem Sturm der flackernden Flammen bewältigt,
So auch sanken vor Atreus' Sohn Agamemnon die Häupter
Fliehender Troer.

(Il. XI, 155 f.)

Um aber auch zu zeigen, wie nicht nur die elementare Natur, sondern selbst das Leben der Insekten scharf beobachtet ihm zur Verdeutlichung dienen muß, sei die prächtige Stelle angeführt, wo er so anschaulich das summende Zusammenströmen der Heeresmassen zur Ratsversammlung vor Troja schildert:

. . . . Da strömten die Mannen zusammen.
Wie die Schwärme der Bienen in dichtem Gedränge enteilen,
Immer aufs neu in Scharen den Spalten des Felsens entquellend,
Dann wie ein Traubengebilde umhängen sie Blumen des Frühlings,
Hierhin entfliegen die einen zu Haufen, die anderen dorthin:
Also wälzten in Strömen sich rings von den Schiffen und Zelten
Vielerlei Scharen entlang dem tiefgebuchteten Ufer,
Haufen nach Haufen zum Rat; denn rings wie ein Feuer durcheilte
Alle ein treibend Gerücht, Zeus' Bote: so kamen sie alle.
Wogend erbrauste die Menge, und unter ihr stöhnte die Erde
Von dem gelagerten Volk. Es wuchs das Getöse. Da mahnten
Neun verkündende Herolde laut, sie sollten doch endlich
Dämpfen ihr Schreien und lauschen den gottentsprossenen Herrschern.
Mühsam nur kamen die Leute zum Sitzen und, endlich beruhigt,
Ließen vom Lärmen sie ab.

(Il. II, 86 f.)

*

Unwillkürlich haben uns diese wenigen Proben bereits in das Gebiet der Gleichnisse, dieses bei Homer so wichtigen Kapitels, geführt.

Homer als Gleichnisdichter ist weltberühmt. Lehrte er doch zuerst die Menschen in Bildern zu schauen und sich dadurch poetisch zu verdeutlichen. Er nimmt in dieser Form einen ganz besonderen, neben Shakespeare wohl den ersten Rang ein, wenn auch eine Überfülle von Metaphern eigentlich nicht das Zeichen fortgeschrittenster, sondern mehr volksmäßig-ursprünglicher Dichtung ist. Daher bietet auch die Ilias eine weit größere Ausbeute an Gleichnissen als die Odyssee, ja es gibt dort Stellen, wo sie sich förmlich überstürzen, eins immer prachtvoller als das andere:

Nicht so brüllt an den Strand des Ozeans brandende Woge,
Wenn sie des Nordwinds schneidender Hauch vom Meere heranrollt,
Nicht so prasselt und pfeift das Lohen des funkelnden Feuers,
Wenn es, zu fressen den Forst, aus waldigen Schluchten herbeirast,
Nicht so wütet der Wind in den Wipfeln der ragenden Eichen,
Wenn sein schnaubendes Brausen in lautestem Zorne sie schüttelt:
Wie der Achaier und Troer Gebrüll den Himmel erfüllte,
Als sie mit grausigem Schrein sich widereinander geworfen.

(Il. XV, 394 f.)

In viel größerem Umfang finden wir eine solche Häufung im II. Gesang der Ilias:

Wie ein verheerendes Feuer die Fülle der Wälder entzündet
Weit auf dem Scheitel des Berges mit fernhin leuchtenden Gluten,
So beim Nahen des Heeres von endlos schimmernden Waffen
Strahlte ein leuchtender Glanz und teilte die Lüfte des Himmels.
Wie unermeßlich in Schwärmen die Scharen gefiederter Vögel,
Gänse und Kraniche wohl und auch langhalsige Schwäne,
Über die asische Au rings an des Kaystrios Fluten
Hierhin und dorthin fliegen mit freudeprunkenden Schwingen,
Kreischend zur Erde dann gleiten, daß Brausen die Aue erschüttert:
So von den Schiffen und Zelten ergossen sich vielerlei Scharen
In des Skamander Gefild, daß drunten die Erde erdröhnte,
Fürchterlich schallend vom Marsche der Krieger und Tritten der Rosse.
Dann aber machten sie halt in Skamanders blühender Aue,
Zahllos standen sie da, wie Blätter und Blüten im Frühling.

So wie Schwärme von Fliegen in endlos dichtem Gewimmel,
Die durch die Hürden der Herden zur Zeit des steigenden Jahres
Streifen umher, wenn triefende Milch die Gefäße befeuchtet,
So unzählig stand das lockige Volk der Achaier
Gegen die Troer im Felde bereit und drohte Vernichtung.

Wie die Hirten der Ziegen die weithin grasenden Herden
Leicht zu scheiden verstehn, wenn sie auf der Weide sich mischten,
Also verteilten die Führer die Mannen hierhin und dorthin,
Um zum Kampfe zu eilen, darunter der Held Agamemnon,
Stolz an Augen und Haupt wie Zeus, der Donnererfreute,
Ares aber an Leib und hoch die Brust wie Poseidon.
Wie der Stier in der Herde gewaltig über die andern
Ragt und unter der Zahl der Rinder deutlich sich zeichnet,
So umkleidete Zeus an jenem Tage den König
Strahlend inmitten der Menge und unter den Helden der höchste.

(Il. II, 455 f.)

Diese ungeheure Gleichnishäufung steht nicht absichtslos am Schluß einer ganzen Partie, denn sie bedeutet wohl das ursprüngliche Ende des zweiten Gesanges. Schließt sich doch unmittelbar daran der erst viel später eingeschobene „Schiffskatalog", dessen pompösen Eingang wir schon S. 30 kennengelernt haben.

Gerade bei den Gleichnissen können wir das Spezifische des Dichters Homer erkennen. Sie sind ganz sein Eigentum, seine poetische Methode, den Stoff, der ihm zum größten Teil gegeben war, zu verdeutlichen. Die Gleichnisse sind kleine Gedichte für sich, viele sitzen gleich lyrischen Lichtern auf dem epischen Grundstoff. Nichts steht im Wege, anzunehmen, daß Homer überhaupt der Schöpfer dieser Art Verdeutlichung ist, jedenfalls in dieser Fülle und Vollkommenheit, denn es ist uns nicht bekannt, ob epische Dichtungen vor ihm ebenso verfuhren. Zudem steckt im Homerischen Gleichnis so viel ganz individuelle Dichtungsart, daß besonders in der Ausgestaltung an nichts Überkommenes zu denken ist.

Homer handhabt, wie gesagt, das Kunstmittel des Gleichnisses ganz anders als spätere Dichtergrößen, die ihm darin an Bedeutung nahekommen, besonders Dante und Shakespeare.

Es ist nicht zu leugnen, daß Dante im Gleichnis ergreifender und großartiger wirkt, aber er hat nicht diese wundervolle Vielseitigkeit und Schlichtheit, die den Umkreis des Lebens zu umspannen scheint. Die poetische Wucht, meist nach der tragischen Seite, mag bei Dante überwiegen, bei Homer aber die eindringliche, reale Beobachtung, die ihn befähigt, auch einfachste Vorgänge so lebendig und sozusagen unter neuem Gesichtspunkt zu schauen, daß die trivialsten Dinge — ich nenne das Summen der Fliegen um Milchgefäße, den störrisch am Wege distelrupfenden Esel — poetisch bildkräftig werden.

Schön und treffend sind Hermann Grimms Worte anläßlich des feindlichen Zusammentreffens von Hektor und Patroklos:

> Homer läßt, um dem Zweikampf höchsten Glanz zu verleihen, den Löwen und den Sturmwind antreten, als riefe er sie zum ersten Male. Wenn wir, rückwärts blickend, uns all der Fälle erinnern, wo Löwen und Sturm bereits eingriffen, so müßten Wiederholungen und Monotonie beinahe als notwendig erscheinen. Aber diese bleiben aus. Immer weiß Homer neue Ansichten bei uns heraufzubeschwören, deren dramatisches Interesse stets auf anderen Punkten liegt. Wir meinen, er müsse sein Leben mit der Beobachtung kämpfender Löwen im wilden Gebirge, mit Hirten und Holzbauern verbracht haben, verlockten andere Stellen nicht zum Gedanken, er sei auf dem Meere heimisch gewesen, und wieder andere, er habe als Bürger oder Ackerbauer in der Ebene gelebt. Shakespeare war alles, was der Mensch betreibt, vertraut, doch er verarbeitete es nicht zu so abgerundeten Bildern wie Homer. Weder in Goethes noch in Schillers Natur lag es, mit Beispielen so zu operieren. Dante ist erfüllt von Anschauungen nationalen Daseins, er übertrifft Homer vielleicht an Kühnheit, aber es fehlt seinen Beispielen der ästhetische Zusammenhang mit dem, wozu er sie verwendet. Sie bestehen mehr geistreich für sich und verbinden sich nicht zu einem dichterischen Ganzen mit dem, was sie erklären sollen.
>
> (Homer II, S. 176 f.)

Was hier gegen Dante gesagt ist, geht wohl etwas zu weit. Jedenfalls aber ist der Unterschied betont. Auch gegen Shakespeare liegt dieser grundlegend vor, und zwar in der Haupteigentümlichkeit, die Homers Gleichnisse besitzen. Sie sind nämlich fast alle keine durchgeführten Parallelen zu dem Vorgang, der verdeutlicht werden soll,

sondern es gilt fast immer nur der letzte Punkt des Bildes als Vergleich. Alles übrige, mit Ausnahme der ersten angeschlagenen Noten, ist meist ein ganz selbständiger, breit ausgeführter Komplex, der oft gar nichts mit dem Geschehnis, auf das der Dichter zustrebt, zu tun hat. Shakespeare dagegen führt seine Gleichnisse in allen Punkten kunstvoll und genau durch.

Hören wir dazu Ilias XVII, 262 f.:

Haufenweis stürzten die Troer heran, es führte sie Hektor.
Wie an dem mündenden Lauf eines zeusentsprossenen Flusses
Brandet wider den Strom die riesige Woge des Meeres;
Draußen brüllen die Klippen des Ufers im würgenden Wasser:
Also nahten die Troer mit gellenden Rufen. Doch ruhig,
Einerlei Sinnes umstanden die Söhne Achaias Patroklos,
Rings mit ehernen Schilden gedeckt. Und ihnen umhüllte
Zeus Kronion die leuchtenden Helme mit deckendem Nebel.

Bei Homer überwiegt die Sorglosigkeit einer überquellenden Intuition. Bei einem Vorgang fällt ihm irgendein Bild ein, gleich nennt er es, und schon umfängt ihn diese neue Situation, er beginnt darin zu malen, zu schwelgen, und wir fühlen oft geradezu, wie mühsam und fast unwillig er wieder zum Ausgangspunkt zurücklenken muß, um im Zusammenhang zu bleiben. Diese Eigenart gibt allen seinen Gleichnissen die köstliche Selbständigkeit, mit der sie den epischen Stoff beleben. Natürlich gibt es daneben auch ganz kurze, prägnante Metaphern und Bilder.

Auffallend und bezeichnend ist es, daß die hierfür ganz zufällig ausgewählten Beispiele alle der gleichnisärmeren Odyssee entstammen:

Steh mir selber zur Seite, entflamme mich mutig, wie damals,
Als wir den glänzenden Zinnenkranz von Troja entblättert.

(Od. XIII, 387 f.)

Oder:

. . . . Aufbrüllte die Pforte so dröhnend
Wie ein weidender Stier, so dröhnten die prächtigen Türen
Unter des Schlüssels Stoß und traten dann rasch auseinander.

(Od. XXI, 48 f.)

7. Kampfszene

Oder:

Wie wenn jemand den Feuerherd in dunkeler Asche
Birgt ganz fern im Feld, wo keine anderen Nachbarn,
Um die Glut zu wahren und nicht aus der Ferne zu holen,
Also verbarg sich Odysseus im Blätterhaufen.

(Od. V, 487 f.)

Aber meist kann der Dichter doch nicht der Verlockung einer breiteren Ausführung widerstehen. Denn nicht immer ist es Homer um Verdeutlichung zu tun; diese mag gar nicht immer notwendig sein, aber der Vergleich ist ihm nun einmal eingefallen, und so benutzt er ihn.

Ganz so wahllos, wie dies Urteil vermuten läßt, verfährt aber Homer doch nicht. Dazu ist er viel zu sehr Stilkünstler, wenn auch seine dichterische Größe so bedeutend ist, daß wir die gewollte Technik gar nicht als solche empfinden.

Homer weiß aber sehr wohl, wie belebend die Gleichnisse wirken und wie notwendig sie darum an Stellen sind, die durch das Gebot des Stoffes eine gewisse Eintönigkeit und häufigere Wiederholung mit sich bringen, besonders die Kämpfe.

Da weist denn ein solches Gleichnis den Hörer mit einemmal in einen neuen Bannkreis und gibt ihm ein neues, erfrischendes Bild.

Wählt doch Homer seine Gleichnisse, wie wir schon bei Grimm hörten, aus allen Bezirken, die dem Volk geläufig, vertraut und lieb sind. Die Zahl seiner Stoffe ist unbeschränkt, wenn es sich auch von selbst gibt, daß das Bild meist aus der Natur genommen ist.

Denn es ist Homer immer mehr um die lebendige Stimmung als um die begriffliche Klarheit zu tun, daher verweilt er auch so gern bei der packenden Nähe seines Bildes, ohne sich anscheinend zu kümmern, was aus seinem eigentlichen Stoff wird.

Aber auch hier gibt es eine Einschränkung, sei es nun, daß Homer darin mit dichterischem Instinkt oder vollbewußt vorgeht. Es ergibt sich nämlich klar, daß Beispiele unwillkürlich verzögern, und da können wir feststellen, daß Homer geradezu gesetzmäßig von seinen Gleichnissen nicht an schlagenden, dramatischen Höhepunkten Gebrauch macht, sondern

da, wo ihm ein Verweilen, ein Zögern aus Gründen der Ökonomie erwünscht ist. Am klarsten tritt das hervor, wenn Homer absichtlich Gleichnis auf Gleichnis häuft, denn alsdann muß ja der ganze Vorgang gedehnt erscheinen; und so tut er es auch nur dort, wo er längere Zeit verweilen und doch die lebendige Kraft einer vielleicht eintönigen Handlung nicht einschlafen lassen will.

Ein klassisches Beispiel hierfür ist eine Stelle aus Hektors Kampf an den Schiffen:

Rasend wütete er wie der lanzenschwingende Ares
Oder wie fressendes Feuer im tiefen Dickicht des Bergwalds.
Geifer umstand seinen Mund, es glänzten leuchtend die Augen
Unter den finsteren Brau'n, und fürchterlich klirrend erbebte
Rings der glänzende Helm um die Schläfen des kämpfenden Hektor.
Denn ihn deckte vom Äther herab beschirmend Zeus selber,
Der ja ihm allein in der Menge der kämpfenden Männer
Preis und Ehre verlieh. Denn kurz nur sollte sein Leben
Währen; verhängte ja schon den Tag des Todes dem Helden
Pallas Athene, unter der Kraft des Peliden zu sinken.
Und so versuchte er denn die Reihen der Männer zu brechen,
Wo er das stärkste Gewühl und die besten Waffen gewahrte.
Aber er konnte sie nicht durchbrechen, so sehr er sich mühte.
Denn sie hielten ihn auf in geschlossener Schar wie ein schroffer
Riesiger Fels, der dicht am grauen Meere sich trotzend
Stemmt den sausenden Stößen der pfeifenden Winde entgegen
Oder den schwellenden Wogen, die speiend sich wider ihn werfen:
Fest so gegen die Troer beharrten die Danaer furchtlos.
Hektor feuerumleuchtet sprang überall mitten ins Treffen,
Und er stürzte hinein, wie die wind- und regengeschwellte
Woge sich stürzt in das jagende Schiff, daß der Schaum der Gewässer
Völlig es deckt; es wirft das Wehen des Windes sich heulend
Tief in das Segel, vor Furcht erbeben die Herzen der Schiffer;
Sind sie doch nur um ein kleines dem finsteren Tode entronnen:
So in der Brust der Achaier zerwühlte die Herzen sein Ansturm.
Wie ein Löwe voll Grimm sich stürzt auf die Herden der Rinder,
Die in dem feuchten Gesenke der weiten Wiesen unzählig
Weiden; und mitten darunter, noch wenig erfahren, ein wildes
Tier zu bekämpfen, das ihm gehörnte Rinder gemordet,

Eilt immer wieder der Hirt bald vorn, bald wieder nach rückwärts
Unter den Rindern, indes der Löwe, der mitten hereinbrach,
Schlingend ein Rind verzehrt, schon sind die andern entflohen:
Also flohen auch dort vor Zeus, dem Vater, und Hektor
Alle Achaier. (Il. XV, 605 f.)

Am stärksten tritt die Häufung der Gleichnisse in dem alten elften Iliasgesange auf. Es wurde ja schon gesagt, daß, je älter die Teile sind, je mehr eine Durchsetzung mit Bildern stattfindet, und so bildet dieses Buch, als der urälteste Block, den Höhepunkt auf diesem Gebiet.

Interessant ist, wie Wilamowitz über das elfte Buch spricht:

Überwältigend ist die Fülle der Gleichnisse, es sind wohl zwanzig, viele breit ausgeführt in 550 Versen. Kaum eines ist leerer Schmuck. Auch hier stehen mehrere in Beziehung aufeinander, was der aufmerksame Hörer merken soll, ein brechender Wind 297, Meeressturm 305 für Hektors Angriff, Diomedes und Odysseus als zwei Keiler 324, was sich dann für Odysseus fortsetzt 416, 473. Treffend sind alle, aber ein eigentliches Stimmungsgleichnis, wie sie in der Patroklie so ergreifend sind, findet sich nicht. Der Dichter hat für die Stimmung der Masse kein Interesse, und die der einzelnen Person läßt er sich direkter in Rede äußern. (Wil. Il. 195)

Wilamowitz hat recht; Homer knüpft seine Gleichnisse wirklich selten an Personen, sondern sie gelten immer der Handlung selbst, d. h. nicht ihrem ganzen Verlauf, sondern einem bestimmten Zuge darin:

Wie wenn im Stall ein Roß, mit Gerste genährt an der Krippe,
Reißend die Kette zersprengt und wild in die Felder hinausjagt,
Weil es zu baden gewohnt in der prächtigen Strömung des Flusses
Stolz mit erhobenem Haupt, und rings umflattern die Mähnen
Schultern und Hals, und es sonnt sich eitel im Glanze der Schönheit,
Rasend entführt es sein Lauf zu Plätzen und Weiden der Rosse:
So schritt Paris, des Priamos Sohn, von Pergamos' Gipfel
Funkelnd im Glanz der Waffen hinab wie die strahlende Sonne
Hell mit Jauchzen, es stürmte sein Fuß.
(Il. VI, 506, auch XV, 263 f.)

Oder:

Hektor schritt vorn an der Spitze, bewehrt mit gerundetem Schilde.
Wie der verderbliche Stern durch die Wolken des Himmels mit Leuchten
Blitzt und dann wieder im Schatten des dunklen Gewölkes verschwindet,

So erschien auch Hektor bald hier in den vordersten Reihen,
Hinten bald wieder, und allen befahl er, ganz in des Erzes
Leuchten gehüllt wie der Blitz des donnernden Vaters Kronion.

(Il. XI, 61 f.)

Natürlich gibt es für diese allgemeinen Feststellungen auch mancherlei Ausnahmen. So können wir auch Gleichnisse nachweisen, die völlig parallel durchgeführt sind.

Besonders charakteristisch ist hierfür in dem schon so gepriesenen elften Iliasgesange die Stelle, wo Aias dem bedrängten Odysseus zu Hilfe eilt:

Und sie fanden den hehren Odysseus, und um ihn im Kreise
Schwärmten die Troer, gleichwie der Schakale rötliches Rudel
Im Gebirge umdrängt den wunden Hirsch, den des Jägers
Pfeil getroffen, noch konnte er zwar im Laufe entrinnen
Flüchtig, solange sein Blut noch warm und die Läufe gelenkig,
Aber sobald er dem Zwang des spitzen Geschosses erlegen,
Dann im Gebirge zerreißen die aasverzehrenden Bestien
Ihn im Dunkel des Forsts. Da führt einen Löwen die Gottheit
Gierig herbei, die Bestien fliehn, und der Löwe verschlingt ihn:
So um den listerprobten und klugen Odysseus im Kreise
Schwärmten gar viele und kräftige Troer; da stürmte der Held nun
Rings mit dem Speere im Sprung und wehrte dem Tage des Todes.
Doch nun kam Aias heran wie ein Turm mit dem ragenden Schilde,
Stellte sich ihm zur Seite, und rings zerstoben die Troer.

(Il. XI, 473 f.)

Zum Schluß möchte ich noch zwei besonders schöne und prägnante Gleichnisstellen anführen, die sich beide durch Doppelbilder auszeichnen und zu den bildkräftigsten Partien der Ilias gehören.

Das eine gilt der Ratsversammlung des Heeres, die sich in der Hoffnung auf Heimfahrt wild auflöst:

Brandend wogte der Rat wie mächtige Wellen des Meeres
Auf der ikarischen See, wie wenn der Ost- und der Südwind
Wild sie zerwühlen im Sturz aus den Wolken des himmlischen Vaters.
Wie wenn die Tiefe der Saat der West in stürmendem Fluge
Heftig erregt, und sie wallt im Fluten der nickenden Ähren,

So erbrauste die ganze Versammlung, es stürzten die einen
Schreiend gegen die Schiffe, aufstieg ein staubiger Wirbel
Unter den Füßen hervor, und andere mahnten einander,
Anzupacken die Schiffe zum Zug in die heiligen Wellen.
Und sie fegten die Furchen; ihr Schreien erfüllte die Lüfte,
Sehnend nach Hause. Schon rissen sie fort die Stützen der Schiffe.

(Il. II, 144 f.)

Die andere Stelle zeigt eine Verbindung von zwei Gleichnissen in der Form, daß sie nicht beide der gleichen Handlung dienen, sondern zwei Phasen des Kampfes, indem das eine Gleichnis abschließt und das andere neu eröffnet. Diese chiastische Anwendung ist besonders reizvoll. Die Stelle schildert Menelaos im Verteidigungs- und Rachekampf um die Leiche des gefallenen Patroklos. Eben hat er dessen unheilvollen Gegner Euphorbos mit einem Lanzenstoß in die Kehle zu Boden geworfen:

Dröhnend stürzte er nieder, und um ihn klirrte die Rüstung,
Blut benetzte sein Haar, das schön wie das der Chariten,
Und die lockigen Flechten, mit Gold und Silber durchwunden.
Schön wie der Gärtner den Schoss des blühend sprossenden Ölbaums
Pflegt in entlegener Stille bei reichlich sprudelndem Wasser,
Daß er herrlich gedeiht und rings vom Hauche der Winde
Leise umkost in der schwellenden Pracht helleuchtender Blüten;
Aber da naht ein plötzlicher Wind mit brausendem Wirbel,
Reißt ihn vom Grunde heraus und streckt ihn nieder zur Erde:
Also warf da den Panthoïden Euphorbos, den Helden,
Menelaos, des Atreus Sohn, und packte die Rüstung.
Wie ein Löwe der Berge, auf seine Stärke vertrauend,
Aus den weidenden Herden die beste der Kühe herausraubt,
Und er zerschlägt ihr zuerst den Nacken, sobald er mit starken
Zähnen sie packte, und schlingt zerfleischend Blut und Gescheide
Schlürfend hinunter, und rings umkreisen ihn Hunde und Hirten
In der Ferne mit lautem Geschrei und wagen es doch nicht,
Ihm entgegenzutreten; es packt sie bleiches Entsetzen:
Also wagte doch keinem der Troer der Mut in der Seele,
Menelaos dem rühmlichen Helden entgegenzutreten.

(Il. XVII, 50 f.)

*

Es war schon die Rede davon, daß die Gleichnisse mit viel weiserer Ökonomie verteilt sind, als es auf den ersten flüchtigen Blick erscheint. Es gibt daher Partien, wo Homer wohl weiß, daß sie überflüssig wären, weil andere Mittel doch wirksamer sind, und wo sie darum so gut wie ganz fehlen.

Das betrifft hauptsächlich die Reden, über die hier im Zusammenhang ein Wort nötig ist.

Das ganze Altertum in seiner künstlerischen Freude am gut gesprochenen und treffenden Wort hat die Reden Homers bewundert, ja als unerreichbare Muster gepriesen; und wir können uns dem nur anschließen.

Hat doch Homer in der Person des Nestor,

> .... des Wohllauts tönendem Redner,
> Dem von der Zunge die Worte noch süßer als Honig entglitten,

geradezu einen Typus erschaffen und besonders diese Gestalt mit ausführlicher Liebe ausgeführt.

Aber auch sonst wird überall in den beiden Epen die Gabe guter Rede hochgepriesen und als wertvolles Geschenk der Götter geschätzt, das gewissermaßen als Gegenstück persönlicher Tatkraft gleichkommt.

Bei der Verwendung der direkten Rede als praktisches Mittel in Homers Epen müssen wir aber vier Formen unterscheiden, die dort erheblich voneinander abweichen.

Einmal enthält die Dichtung eine Anzahl von Reden in dieser wörtlichen Bedeutung, ferner muß man die so häufigen, kürzeren Gesprächswechsel dazu rechnen, drittens sind hier auch die längeren Totenklagen und Ähnliches zu beachten, schließlich gibt es lange Erzählungen im Ich-Ton, die oft so kunstvoll wie eine Rede komponiert sind und ähnliche Absichten und Wirkungen haben.

Diese vier Gattungen haben zum Teil die gleiche poetische Technik, daneben aber auch einzeln sehr abweichende Eigenarten.

Die wirklichen Reden sind durchweg meisterhaft komponiert. Aus den Reden der Gesandtschaft an Achilleus und denen, die vorangehen und folgen und so das ganze neunte Iliasbuch zum Gipfelpunkt Homerischer Redekunst machen, abstrahierte sogar die Antike ihre rhetorischen

Regeln. Weise Berechnung, kluge Politik, sehr beabsichtigte Abtönung und Steigerung charakterisieren Homers Reden. Legt er sie doch neben dem Redemeister Nestor meist eben solchen Personen in den Mund, die die Eigenschaft guter Rede besitzen sollen. Aber er paßt dabei ganz genau die Rede dem einmal festgelegten Charakter seiner Personen an und benutzt sie dadurch zur erweiternden Psychologie seiner Gestalten. Gerade durch die Reden, die die einzelnen Helden und andere Personen halten, gewinnen wir die größten Tiefblicke in ihren Charakter, ihre Denkweise oder einzelne Eigenschaften, die ihnen eigentümlich sein sollen.

Als besonderes Meisterstück wird hierfür immer die lange Antwortrede des Achilleus an die Gesandten Agamemnons (Il. IX, 308—429) zitiert. In packenderer Form konnte der Charakter des Peliden überhaupt nicht dargestellt werden. Sein ganzes Wesen, Heldenhaftigkeit, aufbrausende Sprunghaftigkeit, namenloser Stolz bei einer Art wehmütig-verächtlicher Resignation dem Leben gegenüber, all das Glänzende, Furchtbare, Bestrickende dieser Natur kommt voll in dem Tempowechsel dieser Worte zum Ausdruck, wo Wohldisponiertes und Besonnenes von wild-spontanem Überschwall und einer immer mehr sich steigernden Wucht abgelöst wird.

> Sprachs, da schwiegen sie alle und saßen in tiefem Verstummen,
> Schwer von den Worten betroffen; er hatte gewaltig geredet.

So heißt es zum Schluß.

Wie sehr die Rede und ihre Art zur Charakteristik der Personen beitragen, schlummert aber durchaus nicht nur im poetischen Unterbewußtsein Homers, wie es ja zuweilen vorkommt, daß ein Dichter seine besten Qualitäten gar nicht bewußt, sondern rein intuitiv anwendet. Zeigt doch eine andere, sehr bezeichnende Stelle auf die anschaulichste Art, wie genau Homer diese Wirkung der Rede einschätzt und selber will, daß man gerade aus ihr auf den Charakter des Sprechenden schließe. Es ist bei Gelegenheit der Mauerschau im dritten Iliasbuche, wo Helena den Odysseus und Menelaos treffend kennzeichnet, worauf Antenor erwidert:

Wahrlich, Weib, wie hast du doch das so richtig gezeichnet!
Denn schon einmal kamen hierher der erlauchte Odysseus
Und Menelaos, der tapfre, die deinetwegen man sandte.
Gastlich nahm ich sie auf und pflegte ihrer im Hause,
Beider Wesen und kundigen Ratschlag lernte ich kennen.
Wie sie dann aber im Kreis der beratenden Troer erschienen,
Übertraf Menelaos sie stehend an Breite der Schultern.
Setzten sich aber die zwei, so war Odysseus gewichtger.
Wenn sie dann an alle verkündeten Rede und Ratschlag,
Dann begann Menelaos sofort mit heftigem Anlauf,
Sprach nur wenig, doch sehr vernehmlich und ohne viel Worte,
Sachlich immer und treffend; auch war er jünger an Jahren.
Hatte sich aber der vielerfahrne Odysseus erhoben,
Stand er und schaute hinab, die Augen am Boden geheftet,
Und sein Zepter bewegte er weder nach vorne noch rückwärts,
Sondern hielt es fest wie steife und törichte Leute,
Und mit bissiger Miene erschien er mürrisch und blöde.
Wenn aber dann aus der Brust die Stimme gewaltig hervorbrach,
Und die Worte ihm flogen wie winterlich stürmende Flocken:
Keiner der Sterblichen hätte sich dann mit Odysseus gemessen.
Und nun war des Odysseus Gestalt uns nicht so erstaunlich.

(Il. III, 204 f.)

Die Konsequenz, mit der Homer an dieser Abtönung festhält, sich nie vergreift und immer im Stil des jeweils Sprechenden bleibt, ist bewundernswert.

Man gehe einmal daraufhin die Gestalt des Nestor durch. Wie überlegen, vornehm, tolerant weiß er seine Worte zu setzen! Aber er ist ein alter Mann. Er kann schwer aufhören, so vieles fällt ihm ein aus der Vergangenheit, immer kommt er etwas ins Schwatzen und wird langatmig und breit. So pflegt das Alter sich zu geben, Homer aber benutzt diese Eigenschaft klug dazu, um eine Menge kleinerer Historien und Legenden, die er nicht missen möchte, gerade diesem Greis in den Mund zu legen. Die Reden dienen überhaupt zur Vermittlung manches Stoffes, der für die Epen an sich nur ein Beiwerk bedeutet und nun doch einmal vom Hörer verlangt wurde und im Sagenschatz nicht fehlen sollte. Dann aber sollen sie auch die Handlung selbst entlasten, sollen Kommendes

8. Zweikampf zwischen Diomedes und Aeneas

vorbereiten, Situationen klären, notwendige Schilderungen geben, die in dritter Person zu unlebendig und trocken wären. Es liegt also fast immer ein wohlberechneter Zweck der Gesamtkomposition zugrunde. Rückt doch eine Tatsache, die im Munde einer Person lebendig vorgetragen wird, dem Hörer viel wichtiger vor Augen, als wenn er sie noch so betont im Lauf der epischen Erzählung hört; von Schauplätzen, Wirkungen von Personen und Ereignissen gilt das gleiche.

Daher verwendet auch Homer die Rede, wo er irgend kann. Sie löst sich dann oft zum Gesprächswechsel auf, jener zweiten von mir erwähnten Gattung. Dadurch erhalten viele Partien der Epen einen Charakter, der sie fast dem Drama nähert. Ganze Teile könnte man mit wenig Änderungen sich auf einer Bühne abspielend denken. Ich erinnere an Hektors Abschied von Andromache, an das Gesandtschaftsbuch, an die Totenklage um Hektor und daneben an unzählige kleinere Stellen gleich vom ersten Buch an, in dessen Heeresversammlung ja sofort zu Eingang des Epos die ganze Redetechnik Homers mit seiner glänzenden Charakterisierung und Gruppierung seiner Personen hervorsticht.

Schon erwähnte ich eben die Totenklagen. Auch sie sind wie Reden gestaltet und erfüllen neben der Schilderung der Situation den doppelten Zweck, sowohl über den Toten etwas Wichtiges anzugeben, als auch durch die Form, in der dies geschieht, den Sprecher zu charakterisieren.

Wundervolle Beispiele sind dafür die Reden von Hektors Angehörigen bei seinem Fall im 22. Buch und seiner Bestattung am Schluß der Ilias, die hier bei der späteren Einzelbetrachtung teilweis wiedergegeben werden sollen.

Bei der Auflösung der Handlung in Rede geht Homer ja sogar so weit, daß er stille Entschlüsse seiner Personen sich oft zu Selbstgesprächen ausbilden läßt und dadurch dem Dramencharakter seiner Epen selbst das Monologische sehr häufig einfügt. Es liegt etwas Primitives, Naives darin, wie wir ja auch kleine Kinder sich selbst wie eine fremde Person anreden sehen oder bemerken, wie sie von sich mit Namennennung reden.

Wundervoll ist der Herzenstakt, die Schlichtheit und die vornehme Selbstsicherheit des Ausdrucks bei Gelegenheit von Willkomm und Abschied. Homers Menschen sind alle „gut erzogen", dabei aber immer völlig natürlich. Man lese da z. B. in der Telemachie den Redewechsel des jungen Odysseussohnes mit dem greisen Nestor (Od. III), noch mehr seinen Abschied vom gastlichen Hof des Menelaos, wo die Reden zwischen Helena, dem Atriden, Telemach und Peisistratos auf das feinste abgewogen sind und dabei den intimsten Reiz warmherziger Natürlichkeit wahren (Od. XV). Das schönste Beispiel aber bietet wohl der Abschied des Odysseus vom Hofe des Alkinoos (Od. XIII), der ebenfalls noch im Wortlaut (S. 210f.) erwähnt werden wird.

Schließlich muß man auch die längeren Erzählungen aus dem Munde irgendeiner der handelnden Personen zu den Reden rechnen. Sie sind in Fülle über beide Epen verstreut, wenn ich hier auch nicht an die königlichste aller Erzählungen denke, an die des Odysseus, die sich über vier Bücher erstreckt. Gerade in diesem Fabulieren schwelgt Homer mit einer Fülle von Phantasie, Variationskraft und unermüdlicher Erfindung. Gleich seinem Liebling Odysseus ist er nicht nur durch dessen Mund ein Vater geradezu schwindelhaft verstiegener Geschichten. Seine Erzähler lügen und erfinden so herrlich und blühend durcheinander, dabei immer so passend für Wirkung und Gelegenheit, daß man seine helle Freude daran hat. Nach dieser Richtung ist die Odyssee reicher, und die Szenen bei Nausikaa, bei Eumaios, im Gemach der Penelope, ja schließlich noch im Garten des Laërtes übertrumpfen immer eine die andere. Dabei ist es nicht nur der poetische Wert dieser Erzählungen, der uns fesselt, sondern ein gutes Stück mittelländischer Kultur enthüllt sich gerade in diesen Partien, die ja anscheinend so phantastisch in aller Herren Länder und durch mancherlei Gewerbe ihren Weg suchen.

Hier herrscht eben der Epiker Homer auf seinem ureigensten Gebiet. Handlung, Handlung, das ist ihm mehr als alles. Es muß etwas geschehen, viel geschehen, rasch geschehen, und wie könnte das sprühender, lebendiger, gedrängter als in direkter Rede vor sich gehen! Nur so konnte auch Homer, wie schon angedeutet, der Überfülle seines Stoffes Herr

werden. Denn wenn beide Epen auch je nur wenige Wochen dauern, ermöglicht es doch gerade das Mittel der direkten Erzählung, viele Vorgänge vorher und nachher, Entstehung und Beginn des Trojanischen Krieges sowie dessen Ende und vieles darüber hinaus trotz der zeitlichen Beschränkung zu erfahren.

Auch hier wieder wird immer erst bei näherer Betrachtung und Überlegung das raffiniert Kunstvolle der beiden Epen klar. Sie geben sich einfach und zwanglos und sind doch das Produkt durchdachtester Poesie im besten Sinne des Wortes.

*

Noch auf einem anderen Gebiet möchte ich diese künstlerische Kraft der Abwechslung in Homers Dichtung nachweisen, und zwar diesmal, im Gegensatz zu den Erzählungen, fast nur in der Ilias. Es handelt sich um die Fähigkeit Homers, die Fülle der Kampfhandlungen, die er nun einmal bringen mußte, nicht trocken erscheinen zu lassen, sondern sogar so zu beleben, daß wir immer aufs neue von ihrem wechselvollen Reiz hingerissen sind. Das ist viel schwerer, als man bei nur flüchtiger Überlegung denkt, und daß Homer hier nicht versagt hat, läßt ihn den Ehrentitel eines Dichterkönigs mit noch vollerem Rechte tragen. Ein ausgezeichnetes, in der Fülle der Homerliteratur geradezu erstklassiges, obwohl nur schmales Büchlein hat Hedwig Jordan diesem Thema gewidmet. Das kleine Werk ist so erschöpfend, daß sich sonst nicht viel über dies Gebiet sagen ließe und ich darum in folgender kurzer Übersicht meist seinen Ausführungen folgen muß.

Es wird viel gekämpft bei Homer; in der Ilias eigentlich unaufhörlich. Der Dichter mußte den Kämpfen Plastik, Anschaulichkeit, Klarheit und Abwechslung verschaffen, denn das Thema an sich konnte sonst, bei allem Interesse des Zuhörers, diesen gar leicht ermüden oder abstumpfen. Wie erreicht nun Homer seinen Zweck?

Man muß bei ihm zwischen Heereskämpfen und Einzelkämpfen unterscheiden, und eigentlich richtet sich hier unser Augenmerk mehr auf letztere. Die Heereskämpfe konnte er militärisch-strategisch geben oder aber im lockeren Gefüge von Stammesgruppen. Fast durchweg hat er

diese farbenvollere Art gewählt, da sie ja auch dem Hörer persönlich viel mehr zu sagen hatte. Er konnte da variieren, nationale Sympathie wachrufen, überhaupt mehr Physiognomie geben, wenn auch diese Haufenkämpfe kulturell nur als eine Vorstufe anzusehen sind.

Formelhaftes kommt natürlich in die Schilderung der Kämpfe vielfach hinein, ja vielleicht mehr als anderswo, aber das Stereotype bei ähnlichen Handlungen gehört ja nun einmal zum Homerischen Stil.

Das Interessanteste bei Homers poetischer Behandlung der Kämpfe besteht nun darin, daß ihm auch hier das Künstlerische über alles geht. Wahrscheinlichkeit, Motivierung, Logik, Szenenausbau, Resultate, all das läßt er ruhig leiden, wenn es unter dem Gesichtspunkt des Poetischen störend werden würde. Er geht aber noch weiter, indem er stellenweis, trotz der dichterischen Möglichkeit und Fähigkeit der Abwechslung, absichtlich nur berichterstattend und sozusagen trocken bleibt, um ganz berechnend andere Szenen glanzvoller und eindrücklicher erscheinen zu lassen.

Hedwig Jordan drückt das (S. 112) sehr gut aus:

> Mit der Rücksicht auf das Sachliche ist es, wenn es nicht mit dem Poetischen von vornherein zusammenfällt, in der Ilias ein eigen Ding . . . die Ilias schlägt gegenüber den poetischen Forderungen die sachlichen sehr gering an, und das wird besonders aus ihrem Schalten mit den Personen klar. Sie schiebt sie sofort mit der größten Unbefangenheit beiseite, sobald sie ihnen dichterisch nichts mehr abzugewinnen vermag, und die Forderung, nur um der sachlichen Vollständigkeit willen poetische Zwangserfindungen zu machen — um das Sachliche im Poetischen aufgehen zu lassen —, kennt sie nicht.

Hier wird auch bereits von der Technik der Personeneinführung und ihres Wechsels gesprochen, und das ist das Charakteristische der Einzelkämpfe, daß der Dichter sie so darstellt, als ob wir immer nur die gewünschten Personen wie auf einer Bühne kommend, handelnd und abtretend gewahren. Das Dramatische, das wir bei Homer schon im Dialog nachgewiesen hatten, ist auch hier wieder das eigentlich Treibende. Daher isoliert Homer seine Kämpfer und trennt sie im Augenblick der Aktion derart von der Masse, daß es oft erscheint, als wäre diese ganz verschwunden.

Der Schauplatz solcher Kämpfe, die „Bühne", ist nicht groß, es ist eine Flachbühne. Der Platz genügt gerade, um die Handlung vor sich gehen zu lassen. „Zwei Handlungen können nicht zugleich auf ihr spielen; wer abtritt, kann nicht zurücktreten, sondern muß ganz abgehen." (H. Jordan, S. 7.)

Diese Isolierung ist Homer nützlich, um seine Gestalten auch beim Kampf psychologisch zu vertiefen und allgemein zu charakterisieren. Denn wie alle anderen Handlungen müssen auch die Kämpfe ganz hervorragend diesem Zweck dienen und zeigen oft mehr vom Wesen der Personen als sonstiges Verhalten oder Reden, nicht nur in bezug auf kriegerische Eigenschaften, sondern ganz allgemein. Homer ist ein Virtuos, seine Menschen nach allen Seiten hin selbst bei geringfügigen Anlässen lebendig zu machen.

Natürlich gibt es zwischen den Massen- und den Zweikämpfen eine ganze Anzahl Zwischenstufen. Jeder Held hat seinen größeren Gesangsteil, in dem speziell seine Glorie in einer Anhäufung von Taten leuchtet, aber deshalb braucht es noch nicht immer zur Herauskristallisierung einer großen Zweikampfszene zu kommen. Ein rein namenloses Kämpfen und Morden ist allerdings selten. Homer nennt fast immer beide Gegner, auch wo sie oder ein Teil unbedeutend sind, und meist wird der Nennung noch ein Beiwort zugefügt, das der sonst uns vielleicht unbekannten Person charakteristische Farbe gibt.

Sehr oft benutzt auch Homer solche Szenen zur Anknüpfung von kurzen oder längeren Berichten aus Mythologie und Sage, Bestandteilen seines Stoffes, die er nun einmal nicht fehlen lassen wollte oder die von seinen Hörern erwartet und verlangt wurden. Wem hier manchmal ein Übermaß störend erscheint, das wie Ranken die Struktur nicht immer notwendig und oft etwas zu üppig umkleidet, der möge bedenken, daß die vielen Beziehungen des Stoffes uns heut viel verwischter erscheinen und unwichtiger dünken als einer Zeit, die ganz in den Legenden ihrer Väter bewandert war. Dann aber hatte auch jene Zeit einen längeren „künstlerischen Atem", um vieles im Überquellen ihres Reichtums gern mitzunehmen, was unsere Hast als störende Verbrämung empfindet.

Aber auch aus Gründen der poetischen Technik war Homer oft zu solchen Abschweifungen genötigt. Es ist der selbe Fall, auf den ich schon bei den Gleichnissen hinwies: ein kurzes Abspringen auf einen völlig anderen Schauplatz bannt eine etwaige Ermüdung durch eine Neueinstellung des Interesses.

Längere Abschweifungen bei Gelegenheit der Kämpfe werden allerdings nur in den Reden der Helden angebracht, etwa, wenn sie sich, wie im Glaukos-Diomedes-Kampf, ihre Herkunft und Taten ihres Geschlechtes erzählen.

Wirklich streng als isolierte Handlung herausgearbeitet hat neben diesem Zweikampf die Ilias eigentlich nur noch drei andere: den Zweikampf des Paris und Menelaos im dritten Buch, den des Hektor und Aias im siebenten und den großen Schlußkampf zwischen Hektor und Achilleus, der allerdings nicht, wie die drei übrigen, als vorbereiteter, turniermäßiger Zweikampf, sondern als Kampfhandlung im Gefolge der Schlacht anzusehen ist. Alle vier Kämpfe sind verschieden, und von einer Schablone kann keine Rede sein, wenn auch in Aufbau und Formelversen manches ähnlich erscheinen mag.

Der Zweikampf des Paris und Menelaos gehört als ein Mittelpunkt zum ganzen Iliasstoff. Er hat zumeist psychologisches Interesse, da die beiden Gatten des Kampfobjektes Helena gekennzeichnet werden mußten. In Verlauf und Entscheidung, d. h. im Stofflichen, liegt natürlich nicht das Wesentliche, da der Zweikampf nur ein Auftakt der Erzählung sein durfte, während ja seine restlose Durchführung alles Weitere überflüssig gemacht hätte. Aber der ganze Apparat, der aufgewandt wird, ist großartig und mußte auch so ausführlich sein, da es sich im Epos um eine erstmalige Schilderung handelt.

Ein wenig lehnt sich der Kampf zwischen Hektor und Aias an die Vorlage des vorigen an. Aber dieser Zweikampf ist viel mehr Formsache, viel mehr Turnier. Er geht nach allen Regeln ohne jede persönliche Erbitterung vor sich und ist ein Musterstück korrekter Rittersitte.

Der Zweikampf des Diomedes und Glaukos verläuft ganz anders; es kommt überhaupt nicht zum Kampfe selbst, dessen Vorhandlung

für den Dichter vielleicht nur der Vorwand zur Anbringung lykischer Genealogien ist. Aber wie schön und edel ist alles darin, wie ernste Worte klingen an, wie tief blicken wir dabei in die Sitten der Zeit, in Treue und Gastlichkeit! Nur der Schluß des Rüstungstausches bringt einen Mißklang hinein, der wohl gewollt ist, ohne daß seine ethische Wertung bei den Alten und bei uns die gleiche zu sein braucht.

Alle seine Dichterkraft spart sich aber Homer für den Kampf zwischen seinen Hauptheldeu Achilleus und Hektor auf. Wie er hier die Psychologie vertieft, wie er, zumal bei Hektor, das rein Menschliche über alle Konvention siegen läßt, wie er die zwei Helden isoliert und wie in einem Brennpunkt aller Strahlen seiner poetischen Kunst stehen läßt, wie er die Zuhörer trotz des allen bekannten Ausgangs in atemloser Spannung hält, wie er uns tiefstem, seelischem Mitfühlen preisgibt, all das ist so groß, so unübertrefflich, daß die ganze Weltliteratur keine ähnliche Kampfszene von gleicher dichterischer Herrlichkeit hat hervorbringen können.

Sie sollte der Höhepunkt der Ilias werden, und sie ist es wahrhaftig geworden. Wie auf einen furchtbaren Gipfel werden wir hinaufgerissen, und alles andere ist danach nur noch ein breites, allerdings prachtvolles Verklingen.

Man lese diese ganze Stelle des 22. Gesanges von Vers 31 bis 366 immer wieder, bis man von heißem Durchzittern des Miterlebens zu jenem stillen Gefühl einer grenzenlosen Bewunderung vor der Dichtergröße Homers heranreift.

Das Thema der Homerischen Kampfszenen ist mit obigem natürlich nicht annähernd erschöpft. Ist doch die Mannigfaltigkeit schier endlos. Man denke, wie da alles in der Ilias ringt, streitet, aufeinanderprallt, wie es überall von Schlachtenlärm dröhnt, wie die blutlechzenden Lanzen fliegen, die Männer sich messen, wie Erd und Himmel zu zittern scheinen, daß Hades entsetzt aufspringt, weil er fürchtet, das Totenreich berste auf.

Wieviel grandiose Szenen wären da nicht zu betrachten: Sarpedons Tod, die Überwältigung des siegberauschten Patroklos, die Aristie des Diomedes, das fürchterliche Ringen um die Mauer und die Schiffe.

Alles atmet Kampf und wieder Kampf ohne Ende; Blutdurst und Rache steigern sich fürchterlich; die ganze Welt scheint von Waffen zu leuchten, und eine ungeheure Tragödie sich vernichtender Menschenmacht stürmt gellend über die Erde. Selbst der Kreis der Himmlischen wird aus seiner Ruhe gerissen, Götter kämpfen gegen Helden, Götter stürzen wider Götter. Und schließlich greifen die Elemente in Person ein, die Flüsse bäumen sich auf, sie brechen in das Land, sie ringen mit Helden in göttlicher Form in einer Wut, die alles Menschliche noch weit übertrifft, bis auch das Feuer über sie herrast und alles in einem ungeheuren Wirrsal brandet.

Was hätte es für einen Zweck, das alles hier in Einzelheiten zu zerlegen, zumal das erwähnte, vortreffliche Jordansche Werk dem Suchenden wissenschaftlich alles Genügende bietet, während der künstlerische Genuß, der in der Lektüre liegt, doch durch keine Worte annähernd gedeutet werden könnte.

Wie man über Musik nicht reden oder wenigstens nur einen schwachen Begriff vortäuschen kann, wie die Beschreibung eines Gemäldes nichts nützt, wenn nicht das bildliche Anschauen hinzutritt, so ist es auch mit dem Schlachtenklang Homers und dem Fresko seiner Kämpfe, das riesenhaft wie an den Hintergrund des Himmels gemalt erscheint.

Man lasse dies herrliche Hohelied des Männermutes möglichst ungestört von Fragen und Untersuchungen auf sich wirken, man lausche seinem prachtvollen Rhythmus, der so todbegeistert für Heimat und Ehre dahinrauscht, man entfache seinen Sinn an dieser heroisch funkelnden Welt, man lasse sich segnen von dem Lebensspender Homer und der unergründlichen Schönheit seiner Dichtung.

Und wem das alles einmal in voll genießendem Bewußtsein durch das Blut geströmt ist, der kann nie ganz arm werden.

In Homer gewinnen wir das irdische Paradies der antiken Welt, wir dürfen durch ihn noch einmal aus dem Born schöpfen, der aufbrach, um Jahrtausende mit seiner Stärkung zu speisen, wir können noch heute hinschreiten durch all diese lichtrauschende Schönheit, die untergegangen wäre ohne des Dichters Werk.

9. Pallas und Ares

Das herrlichste Erbe der Alten ist Europa durch seinen ersten und größten Genius erhalten geblieben.

Und die Sonne Homers, siehe, sie leuchtet auch uns.

*

Schon die Alten äußerten, daß Homer zuweilen schliefe. Damit meinte ihr logisch-kritischer Geist das Nichtübereinstimmen mancher Stellen und die Widersprüche, die sie bemängelten. In der Hochschätzung des rein Poetischen jedoch schwieg jede Kritik — mit Recht. Heut ist man auch auf diesem Gebiet skeptischer geworden, oder es gibt wenigstens genug Naturen, denen Homer zum mindesten poetisch nicht durchweg genügt, während auf dem logisch-kritischen Gebiet manche nörgelnde Anschauung der Alten zugunsten des Dichters aufgegeben wurde.

Dieser rein verstandesmäßigen Analyse des Epenstoffes haben wir hier keine Aufmerksamkeit zu schenken und uns nicht zu kümmern, wie weit die einzelnen Hypothesen zu Recht bestehen. Nur im ganzen möchte ich bei aller Bewunderung vor der ungeheuer fleißigen und oft sehr scharfsinnigen Homerkritik nicht mit meinem Gefühl zurückhalten, als ob man selbst heute noch mit gar zu großer Verstandeslogik die Epen auf Folgerichtigkeit und Ähnliches untersucht und daraus oft bedenkliche Schlüsse zieht. Eine so umfassende dichterische Masse wie die der beiden Homerischen Heldengesänge muß nicht nur notgedrungen nicht überall „stimmen", sondern ich finde, daß oft gerade in diesen „Widersprüchen und Unmöglichkeiten" der sorglos überquellende, rein der spontanen Intuition folgende Dichtergeist am greifbarsten hervortritt. Es ist so herrlich, daß Homer „kein ausgeklügelt Buch" ist. Seine „Unstimmigkeiten" machen ihn erst so natürlich und lebendig, wie ja auch Natur und Leben anscheinend so oft unserer kleinen Menschenlogik hohnsprechen.

Nun gibt es aber, wie oben gesagt, neben den Gelehrten und Forschern eine Menge Leute, die mit ästhetischen Bedenken nicht zurückhalten oder wenigstens über einige Eigenschaften Homers Unbehagen empfinden und sie als störend gern missen möchten. Neben jenen, die heut überhaupt zur reinen Würdigung eines klassisch-ruhigen Kunstwerkes wegen dessen „Kühle" unfähig sind, ist diese erwähnte Menge sogar

größer, als man denkt, d. h. als sie sich freimütig äußert. Denn viele, die doch ein solches Unbehagen spüren, möchten im Banne der Ehrfurcht vor dem großen Dichter Homer kaum sich selbst ihre Ablehnung gestehen. Diese richtet sich auch mehr gegen einzelne Punkte als gegen das Ganze. Für diese Masse der Indifferenten oder Unbefriedigten ist ja auch dies werbende Buch in erster Linie geschrieben, aber bisher habe ich nur die positiven Seiten Homers zu unterstreichen gesucht.

Nun gilt es, jene Eigenschaften, die von vielen als negativ empfunden werden, auf ihre poetische Wirkung zu untersuchen, um zu sehen, wie weit hier wirklich eine Schädigung vorliegt oder nur eine vorgefaßte Meinung zu bekämpfen ist. Gleich vorausgesagt, trifft das letztere bei weitem eher zu, ohne daß man deshalb zu glauben braucht, ein blinder Enthusiasmus ließe mich vergessen, daß auch Homers Dichtung ein Menschenwerk und darum nicht von Mängeln frei sei.

Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, möchte ich mich allerdings zu der Ansicht bekennen, daß man in sich geschlossene, wirklich große Kunstwerke als mängelfrei hinzunehmen hat, nicht aus Ehrfurcht, sondern weil alsdann ein Produkt vorliegt, das in seiner organisch abgerundeten Notwendigkeit jeder Kritik ebenso spottet wie ein Berg oder Baum. Die künstlerische Kritik solchen Hauptwerken gegenüber kann sich höchstens auf eine möglichst objektive Feststellung begrenzen, worin das untersuchte Kunstwerk gegenüber der unendlichen und wechselnden Mannigfaltigkeit des Lebens und seines künstlerischen Empfindens „begrenzt" ist. Und diese „Begrenzung" vor manchen ihm unzugänglichen Domänen unserer ästhetischen Sehnsucht hat natürlich auch Homer. Darüber ist nicht zu streiten, und es ist schließlich Temperamentssache des künstlerischen Glaubensbekenntnisses, wie man sich entscheidet.

Daneben aber ließe sich über eine Anzahl seltsamerer Eigenheiten der Homerischen Dichtung reden.

Meistens handelt es sich dabei um eine Art archaischer Gebundenheit und ein uns primitiv dünkendes Verfahren der Erzählung. Wenn wir aber Ähnliches in der bildenden Kunst als „Stil" heut ganz besonders hochschätzen und das Herb-Ursprüngliche gar nicht ungern sehen,

warum sollen wir es denn hier in der Dichtkunst als Mangel empfinden? Mangel an Routine in modernem Sinne gewiß, aber ob der Besitz solcher Gewandtheit ein unbedingter Vorteil ist, ist mir fraglich. Mir erscheint das Archaische bei Homer durchaus als gewollter Stil, als prachtvolle Symmetrie, als stolze Strenge, jedenfalls als ein Reiz mehr und nicht als ein Mangel.

Am ehesten kann man einen solchen noch zugeben, wo es sich um den Bericht gleichzeitig vor sich gehender Geschehnisse handelt. Hier mag gewiß noch eine Art Unbeholfenheit herrschen, ein nicht immer erfolgreiches Ringen mit den Mitteln der Poetik; denn sehr oft erscheint das Nebeneinander als Nacheinander, ohne daß Homer hier eine Stileigentümlichkeit beabsichtigen mag, wie sie in ähnlichem Fall die bildende Kunst zeigt. Denn der Dichter beruhigt sich nicht bei diesem „Mangel", sondern man bemerkt deutlich das Bemühen, jenes zeitliche Nebeneinander auch wirklich in Erscheinung treten zu lassen. Überraschend ist dann allerdings, daß es ihm an anderen Stellen auch wider Erwarten gut gelingt.

Mag hier also noch eine Unreife in der Entwicklung poetischer Technik vorliegen, so möchte ich anderes, wie z. B. die vielen wörtlichen Redewiederholungen, durchaus nicht dazu rechnen. Sie gehören wirklich zum Stil Homers, geben diesem etwas Betontes, symmetrisch Strenges, das zu seiner ganzen Art ausgezeichnet paßt. Symmetrie unterstützt immer das Monumentale und erzeugt Geschlossenheit. Hierher gehören sowohl die vielen Formelverse als besonders die, z. B. bei Aufträgen, im Wortlaut wiederholten Reden. Neben dem Stil haben sie den Zweck, das Eindringliche zu vertiefen. Der Hörer vernimmt doppelt, ja, es kann vorkommen, dreimal, worauf es ankommt, und es prägt sich ihm wirksam ein. Variieren würde hier ganz den Zweck verfehlen und eine schöne Gemessenheit zerstören.

Immer wieder möchte ich somit betonen, daß es darauf ankommt, Homer als Stilkünstler zu begreifen und dies über den Schlagworten von „Volksgesang" oder schlichter Natürlichkeit nicht zu übersehen. Homer ist voller Architektonik, und die Wiederholungen sind darin notwendigste Bauteile und nicht Unbeholfenheit.

Könnte man eine solche diesem Genie, das uns wie spielend die Welt vermittelt, überhaupt zutrauen?

Wir glauben immer in allem weiter zu sein, wenn wir scheinbar gewandter sind. Das ist ein großer Irrtum. In der bildenden Kunst erkennt man ihn jetzt endlich. Man begreift, daß die Alten weit mehr als wir konnten, was sie nur irgend wollten. Ihre Gebundenheiten sind kein Unvermögen, sondern entspringen einer ganz anderen Stileinstellung, die meist von besserem Materialinstinkt geleitet ist als unser zerfahrenes Empfinden.

In der Poesie ist das genau so.

Viele stoßen sich bei Homer, meist bei seinen Personen, an den stereotypen Beiwörtern, die zuweilen in gewissen Situationen fast sinnlos erscheinen, nimmt man sie nicht als festen, fast untrennbaren Bestandteil ihres zugehörigen Hauptworts.

Aber auch diese Beiwörter unterliegen den gleichen Stilgesetzen einer geprägten Form, wie sie oben von der Symmetrie geäußert wurden. Es handelt sich hierin um etwas damit Verwandtes. Die sinnlich-bildliche Haupteigenschaft des Gegenstandes, der Person wird damit immer wieder vor Augen des Hörers höchst greifbar hingestellt. Sie verschmelzen schließlich beide so zu einem Begriff, daß auch an scheinbar ungeeigneten Stellen das dort augenblicklich Unpassende des Epithetons gar nicht vom Dichter empfunden wird. Ich habe die feste Wiederkehr dieser Beiwörter bei Homer immer nur als einen großen Reiz empfunden. Sie sind kleine Themen, die Struktur erzeugen, und haben etwas vom Leitmotiv an sich.

Dabei muß man immer das eine nicht übersehen, daß diese Beiwörter im griechischen Original erheblich anders wirken als in der Übersetzung.

Ihr oft sehr polyphoner Klang, ihre zuweilen etwas stark beladene Farbe sind der griechischen Sprachbildung etwas durchaus Natürliches. Sie sind dort dichterische Prägungen von großer Schönheit, während sie in übersetzender Nachahmung gezwungen und unnatürlich klingen können. Man ist dann zu Kompromissen gezwungen, muß auflösen, variieren oder sich zu etwas monströsen, nicht immer glatt verständlichen

Wortgebilden entschließen. Irgendwie zerstört man also den Charakter der Homerischen Beiwörter immer und kann somit nicht von einer Übersetzung aus allein über ihre Wirkung und ihren Akzentwert innerhalb der Gesamtdichtung urteilen.

Im Gegenteil, man freue sich an diesem etwas steifen, aber immer sehr treffenden und dichterisch prächtigen Schmuck. Auch er gehört durchaus zum Gepräge der poetischen Schönheit Homers und kann ohne schmerzlichen Verlust gar nicht daraus weggedacht werden.

Noch über mancherlei „Archaisches" wäre bei Homer zu reden, die Untersuchung würde sich dann aber allzusehr ins Einzelne verlieren, und dennoch würde die Stellungnahme all diesen „Problemen" gegenüber keine andere sein dürfen, als wie wir sie bisher den erörterten Punkten gegenüber eingenommen haben.

Homer will wie jedes große Kunstwerk als ein Ganzes betrachtet werden, das man nicht willkürlich so oder so anders wünschen oder späterer Geschmacksentwicklung anpassen darf. Es käme schon eher mehr heraus, wenn wir uns rückwärts dem Geschmacke Homers anpaßten, hätte nicht jede Zeit das Recht, uns ihren eigenen Ausdruck zu zeigen. Ist sie groß, so wird auch dieser groß werden, und Größe ist wohl das Letzte, was man Homer absprechen könnte.

Er hatte das Glück, in der Fülle seines Genies am Übergangspunkt zweier Zeiten zu stehen, deren Reichtum in der ungebrochenen Einheit einer weltbejahenden Herrlichkeit bestand.

Sie nahm der Dichter in sein bereits nachdenksameres Gemüt auf und schenkte sie uns wieder, verklärt und gehoben durch seine Kunst, als einen Schatz für die Ewigkeit.

ILIAS

10. Hektor und Diomedes

Zweck dieses Buches war, die Schönheit der Homerischen Dichtung allgemein zu erörtern und die Eigenschaften gerade ihres Dichters an den Epen zu untersuchen. Es sollte das Poetische als solches in seiner Eigenart untersucht und die Eigenschaften erkannt werden, die gerade Homer seinen alles überragenden Ruhm verschaffen. Das Gefüge der Handlung wurde dabei als bekannt vorausgesetzt, und es kam mir nicht darauf an, in diesem selbst die dichterische Qualität nachzuweisen, sondern Grundzüge zusammenzufassen und so das Dichterbild als ein Ganzes leuchten zu lassen. Natürlich gibt es auch einen andern Weg. Man kann den Stoff von Anfang bis zu Ende durchgehen und an seiner fortschreitenden Behandlung die dichterische Größe Homers zeigen. Eine solche Paraphrase lag nicht in meiner Absicht. Gewiß würde auch bei dieser Methode sich sehr viel Wertvolles ergeben, ja sogar eine Menge der hervorragendsten Eigenschaften Homers, denn gerade im Aufbau des Ganzen, in der Gruppierung, in der Behandlung des Stoffes liegt höchste Fülle poetischer Weisheit aufgestapelt, die nun bei meiner Methode nicht so völlig zum Ausdruck kommen konnte. Der Grund, warum ich den so naheliegenden Weg vermied, lag einerseits darin, daß bei einer Betonung der Formung des Stoffes so etwas wie die Analyse einer dramatischen Handlung in meine Betrachtung gekommen wäre, während es mir auf das Wesen Homers ankam, das sich auch an jedem andern Stoff wenigstens in seinen hauptsächlichsten Elementen offenbart hätte. Dann aber hielt mich hauptsächlich der Umstand ab, daß der Weg einer Paraphrase der Epen schon des öfteren erfolgreich beschritten wurde, während die Allgemeinbetrachtung selten war. Eine solche Paraphrase, wenn auch nur für die Ilias, bedeutet das Homerwerk Hermann Grimms, das auch heute noch allen ans Herz gelegt werden kann, die auf diesem Wege in

die Schönheit wenigstens eines Teils der Homerischen Dichtung eindringen wollen. Hier hat wirklich eine inbrünstige Begeisterung für die Herrlichkeit der Dichtung die Feder geführt, hat sich vom schweren Gepäck der Wissenschaft gelöst und sucht rein ästhetisch ihren ungetrübten Genuß in der vollen Hingabe an die unmittelbar gegebene Poesie.

Wenn wir auch heut in Einzelheiten etwas anders empfinden mögen, so hätte das nichts zu sagen, und ich würde es für überflüssig halten, noch einmal mit Grimms Methode die Epen zu beleuchten. Nun aber hat er tatsächlich nur die Ilias behandelt, während der Odyssee ein gleichwertiger Interpret fehlt. Ferner aber kann auch ich mir nicht verhehlen, daß bei einer lediglich zusammenfassenden Darstellung vielerlei, was durchaus notwendig gesagt werden müßte, eben nicht gesagt werden kann. Ein wenig von der Methode der den Stoff durchschreitenden und zergliedernden Paraphrase ist bei dem Bestreben nach einer Art Vollständigkeit nicht zu vermeiden und wird wohl auch dem guten Kenner des Stoffes noch manches zeigen, was vorher nicht so klar zum Bewußtsein kam. Wirklich eingehend aber möchte ich diese Übersicht nicht gestalten, sie entspricht nicht der Absicht dieses Buches und kann auch mittels großer anderer Werke oder auch durch die ja selbstverständliche gründliche Lektüre der Epen selbst bis zu einem gewissen Grade von jedem erreicht werden, der mit offenen Augen — und auch Ohren — zu lesen versteht und das Gelesene durchdenkt.

Wie man mit einem kundigen Führer durch ein Museum voll lauter herrlicher Kunstwerke langsam und genießend dahingeht und sich ohne jede Hast nur auf das Schönste aufmerksam machen läßt, um dies desto intensiver zu fühlen und um einen großen Gesamteindruck zu gewinnen, so möchte ich mit dem Freunde Homers, nachdem wir sein Bild im ganzen geschaut, einmal durch die achtundvierzig Gesänge seines Werkes dahingleiten, hierhin und dahin deutend, und dabei das Schönste anklingen lassen. Es soll keine Inhaltsangabe, keine erschöpfende Betrachtung sein; ich setze ja doch voraus, daß mein Freund seinen Homer kennt und nur noch heißer für ihn entbrennen soll. Homer ist wie eine große Kathedrale; man glaubt manchmal, sie und ihren herrlichen Inhalt zu kennen,

aber immer wieder wird man Neues finden und staunend Eindrücke feststellen, für die man am Anfang vielleicht nicht empfänglich war. Die Ausbeute ist schier unerschöpflich, und sollte hier an den Einzelheiten der Dichtung das eine oder andere noch einmal zur Sprache kommen, auf das vorher schon einmal verwiesen, so nehme man das ruhig wie den erneuten Anblick eines schon einmal selig genossenen Gemäldes. Wirkliche Größe ermüdet nie, sie ist immer „frisch wie am ersten Tag".

Und so wollen wir unsern Gang beginnen und die Dichtung selbst so oft als möglich sprechen lassen. Das ist eine tiefere und größere Erläuterung von Homers Kunst als die besten Worte, die man immer wieder nur unzulänglich darüber versucht und die die Wirklichkeit so wenig schildern können wie ein Bericht über Musik. Eine Blütenlese aus dem Werk Homers, die keine Vollständigkeit anstrebt — es mag eine unzulängliche Methode sein, aber dennoch wird sie eine so reiche Ernte zeitigen wie keine andere Dichtung der Welt.

*

Betrachten wir die Ilias gegenüber der Odyssee, so fühlen wir doch sofort trotz der großen Einheit, die beide Epen durchtönt, einen gewaltigen Unterschied, ja einen Abstand, der wie Jahrhunderte anmutet. Herb, gewaltig, quaderhaft getürmt wie Gigantenbauten, so mutet die Ilias an. Ein Menschenschlag, der noch ins Heroische ragt, wo Halbgötter noch möglich sind, wenn auch ihre Zeit schon fast für versunken erklärt wird und uns wie eine noch größere Vergangenheit dämmernd den Riesenhintergrund des Ganzen andeutet. Wie Fresken an den Himmel gemalt, so muten die Bilder an, gesteigerte, umglänzte Existenzen, unerschöpflich an elementarer Kraft im Edlen, Gewaltigen, aber auch im Grausigen, Wilden. Die Welten des Himmels und des Abgrunds ragen noch viel brennender hinein als in der weit irdischeren Odyssee, und die Wucht des Mythos schreitet nicht wie in dieser märchenhaft dahin, sondern mit der Gewalt eines selbst Götter bändigenden Schicksals.

Erschütternder ist die Macht und Tragik des Menschengeschlechts wohl nie dargestellt worden; alles ist hier überlebensgroß und dabei so wahr, so nah, so daseinsheiß, als hätte die Erde ihre ganze Zeugungsfülle aufgeboten, um dies Geschlecht irdischer Herrlichkeit darzustellen. Und das alles zu Kampf, Vernichtung und bewußtem Untergang, aber in diesem Bewußtsein liegt der Stolz von Titanen und die Unwiderstehlichkeit wirklichen Heldensinns. Die Ilias reißt uns hinauf in eine Atmosphäre von Glanz und Größe, es weht ein Atem in ihr, den eine kleingewordene Welt von heute nicht mehr kennt, selbst wenn ihre Leistungen, wie wir entsetzt erlebten, die antike Welt noch schauerlich weit zu übersteigen scheinen. An der Leistung liegt diese Größe also nicht, wohl aber an der Plastizität der einzelnen Gestalt. Die Masse tritt wie kaum existierend in der Ilias zurück. Der Hochsinn des einzelnen aber stellt sich derart gespannt vor uns hin, daß die Fülle der Erscheinung schier zu leuchten beginnt.

Und dieses Grandiose zeigen uns nicht nur die Helden; die ganze Natur erscheint in dieser Auffassung: heroisch. Aus ihr stammen die Menschen her, in ihr Leben greift sie gleichstark ein, ihre Elemente sind belebt und erfüllt mit göttlicher Wesenheit, gestaltet und geformt, noch ungeheurer als ihre trotzigen Kinder.

Stärke, Selbstbehauptung, himmelstürmende Tatkraft, glühendste Lebensbejahung bei vollkommenster Nichtachtung des Lebens, wenn es Höheres gilt, Ehre und berechtigter Stolz, dämonische Leidenschaft bei edelster Bändigung und dabei Inbrunst und heilige Herzenswärme, das sind die Grundeigenschaften dieser strahlenden Wesen. Das Ganze eingetaucht in die volle erschütternde Erkenntnis der Tragik und Nichtigkeit des Lebens, aber mit jenem unbesiegbaren: Und dennoch!!

So schreitet die Ilias an uns vorüber: ein Heldengedicht des Willens und einer noch ungebrochenen Männerethik, überschüttet von Glanz, überschattet von Trauer, groß bis zuletzt.

Schon an anderer Stelle war die Rede von dem lapidaren Eingang des Epos. Wie ein stolzes, musikalisches Thema am Beginn einer

Symphonie, so stehen diese Verse da in sich abgeschlossen, aufgebaut wie aus Quadern, kein Wort zu wenig, kein Wort zu viel, restlos gültig.

Mögen sie hier, wo wir das Ganze in seinen dichterischen Höhepunkten durchgehen, den erhabenen Stil vergegenwärtigen, mit dem die Dichtung beginnt und ihn dann dauernd beibehält:

Singe, o Göttin, den Groll des Peleïaden Achilleus,
Wie unselig er schuf ein endlos Leid den Achaiern,
Viel starkmütige Seelen der Helden zum Hades entsandte,
Helden, die er nun ließ zum Raube liegen den Hunden
Und den Geiern zum Fraß — so ward Zeus' Wille vollendet
Seit dem Tage, da einst in streitendem Hader sich trennten
Atreus' Sohn, der Gebieter des Volks, und der hehre Achilleus.

(Il. I, 1 f.)

Knapp, prägnant, herb, groß, so stehen die Worte da. Das Thema ist gegeben, das volle Interesse gespannt. Mitten hinein führt Homer ohne Zögern, ohne Umschweife, und gerade auf den Gegenstand rasch und sicher zu, wie es durchweg seine Art ist. Schon sind wir mitten in der erregten Versammlung, ohne erst überflüssig und weitschweifig orientiert zu werden.

Nur wenige Verse, und bereits ist Agamemnons Charakter festgelegt und die Mission des hilfesuchenden Priesters gescheitert. Wie kurz und eindrucksvoll der Gegensatz gegen den Lärm der Kriegermenge:

Tonlos entwich er zum Strande des lautaufrauschenden Meeres.

Sieht man nicht den Alten dahinschreiten, verlassen, erbittert, aber seinem Gott vertrauend?

Und schon eilt dieser herbei, ein Bild, so großartig, wie am Eingang des delischen Hymnos:

Nieder schritt er vom Haupt des Olymp in zürnendem Eifer,
Hoch auf den Schultern den Bogen mitsamt dem geschlossenen Köcher.
Drinnen erklangen die Pfeile so hell um des Grollenden Schultern,
Als er so vorwärts eilte, tief finster wie nächtiges Dunkel.
Nieder saß er dann fern von den Schiffen, ab schnellte den Pfeil er,
Und ein grauenvoll Klirren entfuhr da dem silbernen Bogen.

(Il. I, 44 f.)

Die ganze Göttermajestät kommt hier unüberwindlich zum Ausdruck, ein Bild von riesenhafter Dämonie, so groß wie irgendeines von Dante, nur daß hier interessant zu beobachten, wie die Schönheit noch über das Grausige geht. Wie prachtvoll und festumrissen die Charaktere der beiden Hauptgegner, des Agamemnon und Achilleus, im folgenden allein durch Rede und Gegenrede hingestellt werden, spürt der Hörer unmittelbar. Eigenschaften und Leidenschaften zeigen sich sofort in elementarer Größe, vollsaftig und ungebrochen; wir sind durchaus in Gesellschaft von Königen und Großen, aber schon steht Achilleus auf einer gesonderten Stufe; er allein sieht die Göttin, wir spüren leise seinen Zusammenhang mit der himmlischen Welt, wie auch etwas später im Gespräch mit der Meerfrau, seiner Mutter.

Rasend rasch sind die erregten Szenen vorübergeglitten, Schlag auf Schlag in einem prachtvollen Tempo, wie es nur ein vollblütiger Dichter besitzt.

Wie immer aber findet Homer auf den Sturm einen Ausgleich, dessen stille Schönheit völlig gefangennimmt. Der Willen des Gottes wird befriedigt, das Opfer gebracht und:

So durch die Fülle des Tags, dem Gott im Gesange zu schmeicheln,
Ließen die jungen Achaier zur Feier des mächtigen Schützen
Liebliche Lieder ertönen: der lauschte dem Klange mit Freuden.
Als die Sonne versank und dunkle Dämmerung nahte,
Streckten sie sich zum Schlaf bei den fesselnden Tauen der Schiffe;
Als nun die rosigen Hände der Frühe dem Morgen entstiegen,
Stachen sie wieder in See zum breiten achaiischen Lager.
Glücklich belebenden Wind gab ihnen der Schütze Apollon,
Und sie erhoben den Mast und spannten die blendenden Segel;
Schwellend bauschte sie mitten der Wind, laut jauchzte die Woge,
Brandend zu beiden Seiten am Kiel des fliegenden Schiffes.
Und so durchschnitt es die Flut und eilte behende zum Ziele.

(Il. I, 472 f.)

Und nun folgt zum Beschluß des Gesanges die erste große Szene auf dem Olymp, damit wir auch in die himmlische Welt sofort anschaulich eingeführt werden und ihren Glanz und ihren Zwiespalt gewahren.

Von unvergeßlicher Erhabenheit ist da die Stelle, wo in nur drei Versen die ganze Hoheit des Göttervaters gewahr wird, als er der Thetis ihre Bitte gewährt:

> Sprachs, und es beugte gesenkt die dunklen Brauen Kronion,
> Und das heilige Haar des Herrschers flutete nieder
> Von dem unsterblichen Haupt, und die Höhn des Olympos erbebten.
>
> (Il. I, 528 f.)

Aber auch in der Götterwelt die selbe Vielseitigkeit wie auf Erden, neben dem Gewaltigen das Heitere. Noch heute sprechen wir von dem homerischen Gelächter, wie wir es hier bei den Unsterblichen ertönen hören:

> Wie sie so sahen im Saale Hephaistos' keuchendes Humpeln.

Der erste Gesang ist abgerollt, in Schlaf versunken Himmel und Erde mit ihren Bewohnern. Die Konflikte sind da, der steigende Morgen muß ihren Austrag beginnen. Dieser erste Gesang ist jüngeren Datums, er ist gedichtet als eine wunderschöne Ouvertüre, um vielem andern, das bereits vorlag, einen einigenden Anfang zu geben und den Stoff auch im Beginn auf sein Thema zu beschränken und abzurunden, wie ein anderer Autor in schöner Zusammenfassung darüber äußert:

> Die gewaltige Komposition ist als einzelnes Stück gleich großartig wie als Einleitung zu des Dichters Ilias. Sie beginnt mit dem Zorne eines Gottes und endet mit der Festfreude der Unsterblichen, die des Leides, das sich auf Erden angesponnen hat, ganz vergessen. Zwischen den unbarmherzigen Göttern und den heftigen, aber nicht unedlen Menschen steht die Göttin, die als Mutter eines Sterblichen das Erdenleid gekostet hat, Thetis, des Dichters wundervollste Schöpfung. Es ist die mit vollendeter Kunst geschaffene Exposition des großen Epos, wie es aus der Hand des ordnenden Genius hervorgegangen ist.
>
> (Finsler, Homer II, 20)

*

Über den zweiten Gesang möchte ich nicht viel Worte machen. Er ist rein, kräftig und bewegt, muß aber als ein Ganzes genossen werden. Seine prächtigen Gleichnisse und starken Naturschilderungen fanden schon früher Erwähnung, seine umstrittene Stellung zum ersten gehört nicht zu unserm Gebiet. Um aber zu sehen, wie anschaulich klar Homer

einen kurzen Vorgang machen kann und bei voller Ausführlichkeit doch nicht weitschweifig wirkt, lese man, wie Agamemnon aus seinem Traume emporfährt:

Und der Atride erwachte, umklungen von göttlicher Stimme;
Aufrecht setzte er sich und zog einen glänzenden Leibrock,
Weich und geschmeidig, sich an, schlug drüber den wallenden Mantel,
Unten die glänzenden Füße umband er mit schönen Sandalen,
Über die Schulter warf er das Schwert mit den silbernen Buckeln,
Griff nach dem vätererbten und unvergänglichen Zepter
Und schritt so zu den Schiffen der erzumhüllten Achaier.

(Il. II, 41 f.)

Von den vielen Gestalten, die nun erstmalig auftauchen und gleich nach wenig Worten in voller Lebenswärme vor uns erscheinen und uns mit in das ungeheure Getriebe des tosenden Heeres ziehen, muß eine hier besonders erwähnt werden, da sie bei Homer ganz einzigartig dasteht und uns den Dichter von einer bei ihm sehr seltenen, nämlich von der hassenden Seite zeigt; das ist die Gestalt des Thersites. Wohl mischt sich auch hier ein gewisser Humor ein, aber nicht von jener versöhnenden Heiterkeit wie bei der körperlichen Verunstaltung des hinkenden Hephaistos. Hier sammelt Homer seinen ganzen mitleidlosen Abscheu vor einem niedrigen und häßlichen Wesen, dessen äußerer Eindruck der inneren giftigen Gemeinheit entspricht. Thersites steht da, wie einzig ausgestoßen aus dem Glanz der Homerischen Menschen, in ihr schönes Bild will er nicht hineinpassen, und das ästhetische Gefühl des Altertums der sinnlichen Harmonie gegenüber kommt hier voll zum Ausdruck. Bei Shakespeare hätte Thersites wohl die Gestalt des Narren abgegeben, und etwas davon finden wir auch in seiner scharfen Zunge, aber der weise Unterstrom fehlt der Bosheit, und es bleibt nur das geifernde Scheusal, prachtvoll gezeichnet, aber ohne jedes Mitgefühl mit der elenden Kreatur. In solcher Beziehung waren die Alten von wohltuender Frische und Härte und noch frei von den Auswüchsen moderner Humanität.

Die Szene mit Thersites führt schließlich zu dem Heeresbeschluß, den Kampf weiterzuführen, und die neue Schlacht soll beginnen:

11. Krieger im Hinterhalt

Als so jegliches Volk mit den leitenden Führern geordnet,
Rückten die Troer heran wie Vögel mit Lärmen und Schreien,
Grade wie Kraniche krächzen im Fluge unter dem Himmel,
Wenn auf der Flucht vor dem Winter und unaussprechlichem Regen
Kreischend sie fliegen dahin, wo fern des Okeanos Ströme,
Tod und Verderben dem Volk der kleinen Pygmäen zu bringen,
Und in dem Nebel der Frühe das streitende Morden beginnen.
Schweigend schritten dagegen die mutentflammten Achaier,
Alle im Herzen entschlossen, zu stehen einer für alle.

Wie wenn die Scheitel der Berge der Süd mit Nebel umflutet,
Bitter den Hirten verhaßt, dem Dieb noch lieber als Dunkel,
Und man die Ferne durchspäht, gerade so weit wie ein Steinwurf,
So quoll unter den Füßen der Staub in wirbelnden Wolken,
Wie sie die Ebene dort in stürmischem Marsche durcheilten.

(Il. III, 1 f.)

Wieder ein prachtvoller Eingang, an dem aber die Parteinahme für das Gebaren der Achäer auffällt; denn man hat so oft das gegenteilige Gefühl, Homers Herz stände mehr auf seiten der Troer, daß man darauf sogar die unbewiesene Hypothese baute, Homer selber zähle zu den asiatischen Gegnern der Griechen, zumal ja seine Zugehörigkeit zur ionischen Küste zweifellos ist.

Wie stark die Variationsfähigkeit des Dichters ist, wenn er genötigt ist, einander ähnliche Situationen, oft nicht einmal sehr getrennt voneinander, zu wiederholen, zeigen die Verse IV, 422 f., die ebenfalls den Heeresaufmarsch veranschaulichen sollen. Ebenso bildkräftig wie die obengenannten, haben sie doch wieder ihre Eigenart für sich, und mit ganz frisch gefesseltem Interesse sehen wir abermals den Heranzug der Scharen:

Wie wenn am tosenden Strande des Meeres Woge auf Woge
Rollt im donnernden Sturz beim wilden Stoße des Weststurms,
Schäumend schwillt in der Ferne sie hoch, dann aber am Ende
Bricht sie in brüllender Brandung am Lande sich gegen die Klippen,
Krümmt den türmenden Kamm und schleudert speienden Salzschaum:
Also rückten unablässig und Reihe auf Reihe
Die Achaier zum Kampf, und jeder der einzelnen Führer

Trieb die Seinen. Die schritten schweigend — wie konnte da einer
So viel Menschen mit Stimme in ihrem Gefolge vermuten.
Schweigend schritten sie hin, aus Furcht vor den Herrschern, und alle
Zogen umhüllt von dem Glanz der schimmernd prangenden Waffen.
(Il. IV, 422 f.)

*

Dann aber leitet uns der Dichter in die bedrängte Stadt, und eine der allzeit gepriesensten Szenen der Weltpoesie beginnt: die berühmte „Mauerschau", wo zu den fürstlichen Greisen und Stadtvätern, die von ferne den beginnenden Kampf des Paris und Menelaos beobachten, Helena hinzutritt und durch ihre göttliche Schönheit selbst ihre Hasser verstummen macht. Die meisterliche Art und Weise, wie der Dichter diese Schönheit nicht direkt schildert, sondern durch den Eindruck, den sie auf die Versammlung macht, ist zu oft als ein Kunstgriff ersten Ranges gepriesen, um hier noch näher darauf einzugehen. Auch die Helden unten auf dem Schlachtfeld werden durch die Charakteristik, mit der Helena sie kennzeichnet, viel plastischer dargestellt, als der Dichter sie unmittelbar hätte zeichnen können. Stellen dieser Art zeigen, wie hoch die Homerische Dichtung als Kunstpoesie steht, denn die Ursprünglichkeit eines reinen Volksepos wäre schwerlich zufällig so vorgegangen.

> Gegenüber der strengen, ja finstern Art, mit der später die Taten des wieder kämpfenden Achilleus erzählt sind, erfreuen hier freundlichere Blüten der Poesie, die sich über dem düsteren Hintergrunde, dem Schicksal von Ilios, in glänzendsten Farben abheben. Seit den Tagen der Renaissance haben gerade diese Partien die größte Bewunderung und Liebe geweckt, im ganzen wie in ihren Einzelheiten;

so urteilt Finsler (II, S. 30) sehr schön über diese und die andern idyllischen Szenen der anschließenden Bücher.

Im ganzen aber herrscht die wilde, quaderharte Tragik und eilt einem ihrer Höhepunkte, dem fünften Buch, entgegen. Es geht einem seltsam, wenn man diesen Gesang aufmerksam liest. In eine noch entlegnere, heroisch gesteigerte Welt fühlt man sich versetzt und spürt, daß hier Elemente urältester Sagen vom siegreichen Kampf eines Helden selbst mit Göttern zugrunde liegen. In seiner düsteren Unwiderstehlichkeit,

in seinem himmelstürmenden Trotz, in der erschreckenden Herbheit dieser aufgereckten Heldengeste hat dieser Gesang wohl in der ganzen Weltliteratur nicht seinesgleichen. Sprengt er doch selbst in der Ilias beinah den Rahmen der dort herkömmlichen Vorstellungen, da hier in das mordende Ringen der Menschen selbst die Götter leidend hineingezogen sind. Uralte Sagen werden wach, Einblicke in mythologische Vorgänge versunkener Zeiten, und mit schauernder Erhebung folgt man gespannt dieser Aristie des Diomedes, auf dessen Person hier wohl der ordnende Dichtergenius den Inhalt eines alten Heldenliedes übertragen hat:

Nun gab Pallas Athene des Tydeus Sohn Diomedes
Kühnheit und mutige Kraft, damit er leuchte vor allen
Andern argeiischen Helden und prange in strahlendem Ruhme.
Sprühen ließ sie aus Helm und Schild ihm ständiges Feuer
Wie dem herbstlichen Stern, der, leuchtend vor allen am meisten,
Steigend in herrlichem Glanz sich hebt vom Bade des Meeres:
Solches Feuer ließ sie ihm sprühen vom Haupt und den Schultern,
Trieb ihn dann mitten hinein, da, wo das Getümmel am ärgsten.

(Il. V, 1 f.)

Fast unerträglich für unser gemäßigteres Empfinden entflammt nun die Gewalt des Kampfes; bis in den Himmel hinauf leckt seine Glut und läßt dessen Bewohner nicht mehr untätige Zuschauer bleiben. Wieder aber steht man staunend vor der souveränen Art, mit der Homer hier das eigene angegebene Tempo vollkommen in der Gewalt behält und es fertig bringt, sein Rasen gelassen mit den ausführlichsten Schilderungen zu durchbrechen, ohne doch den Gesamtrhythmus zu stören. In zitternder Erregung vor Anteilnahme können sich die zuschauenden Götter nicht mehr zurückhalten; ehe sie aber in den Kampf eintauchen, waffnen sie sich, und der Dichter vergißt das Gemetzel, denn die Rüstung der heiligen Pallas müssen wir miterleben und schauen, Stück um Stück:

Aber Athene, die Tochter des aigisschwingenden Gottes,
Ließ nun ihr langes Gewand auf den Boden des Vaters entgleiten,
Das sie in buntestem Schimmer sich selber voll Mühe gewoben,
Hüllte sich dann in den Koller des wolkenballenden Gottes,

Dann ergriff sie die Waffen zum tränenerregenden Kampfe,
Über die Schultern warf sie die Quasten der grausigen Aigis,
Die am Rande im Kreis umkränzt mit bangem Entsetzen:
Streit war darunter und Stärke und bluterstarrender Ansturm,
Mitten darauf das gorgonische Haupt des entsetzlichen Scheusals,
Grausig und gräßlich, das Zeichen des Zeus mit der schwingenden Aigis.
Häuptlings setzte sie dann den umbügelten, vierfach beknauften,
Goldenen Helm mit den Bildern der Krieger von hundert Gemeinden;
Dann bestieg sie den flammenden Wagen und faßte die schwere,
Starke und wuchtige Lanze, womit sie die Reihen der Helden
Lichtet, denen sie zürnt, die Tochter des mächtigen Vaters.

(Il. V, 733 f.)

Und nun erst flammt die Eile wieder auf, und wie zum Anhören neuer unerhörter Taten erholt, sehen wir die Göttinnen mit schwingender Geißel die Rosse anspornen mitten in das Gemetzel hinein.

Allmählich verklingt die ungeheure Vorlage, die Homer hier seinem Epos einordnete, und wie selbst der unersättliche Kriegsgott Ares dem unwiderstehlichen Diomedes erlegen und mit fürchterlichem Gebrüll seine Verwundung erlitten, ist der Höhepunkt überschritten. Homers eigene Stimme vernehmen wir wieder in dem starken Gleichnis des zum Himmel fahrenden, verwundeten Gottes:

Wie sich im schwarzen Dunkel der Wolken die Lüfte verfinstern,
Wenn sich nach drückender Schwüle die jagenden Winde erheben,
So erschien dem Tydiden der erzumpanzerte Ares,
Als er im Flug der Wolken sich hob in die Breite des Himmels.

(Il. V, 864 f.)

Deutlich spricht hier wieder die ins Göttliche verkörperte elementare Natur. Alles bei Homer ist gestaltet und belebt, und Beseelung durchpulst alle lebendigen Vorgänge; wesenlos und rein mechanisch ist ihm nichts, daher ist die Welt Homers so trunken von Poesie und muß diese bei der leisesten Bewegung offenbaren.

Der Kampf der Helden geht auch nach der Entfernung der Götter weiter bis zur entsetzlichsten Erbarmungslosigkeit. Will sich die Stimme des Mitleids einmal bei dem milden Menelaos regen, tönt ihm das furchtbare Wort des Bruders entgegen:

. . . . Nein, keiner von ihnen entrinne
Jähem Verderben aus unserer Hand, und trüge die Mutter
Einen Knaben im Leib, er sterbe, und alle zusammen
Sollen aus Ilios schwinden, vertilgt, verdorben und spurlos.

(Il. VI, 55 f.)

Unser Empfinden kann mit einer solchen Steigerung der Kriegswut kaum mehr mithalten, aber das Zeitalter Homers kannte in einem solchen Fall keine Kompromisse; es setzt seinen Willen durch in schonungsloser, unerbittlicher Konsequenz, aber überall spürt man leise bei dem Dichter solcher Charakterzüge, daß er selber sie wie eine Überhebung auffaßt, die ihr Unheil, wenn auch nicht unmittelbar, nach sich zieht. Homer selbst ist viel milder als die von ihm geschilderte eiserne Zeit. Auch an dieser fürchterlichen, nicht mehr zu übertreffenden Stelle biegt er ab, und es ist bezeichnend, daß die weise Ökonomie des Dichters, der wohl weiß, was Gegensätze bedeuten, gerade in diesem Gesang die rührendsten und schönsten Bilder tiefster Herzlichkeit folgen läßt.

Noch auf dem Schlachtfeld selbst kommt es zu einer seltsamen und großherzigen Szene, die noch tiefer in das ritterliche Gefühl jener Tage blicken läßt, als es schon der erste flüchtige Eindruck hervorruft.

Glaukos nun, des Hippolochos Sohn, und auch der Tydide
Stießen zusammen inmitten der Heere und glühten vor Kampflust.

Beide sind schon vorher als besonders edel und maßvoll geschildert worden, was ja aber wildeste Wut in ihren ärgsten Auswüchsen an sich noch nicht hindern würde. Aber sie kommen vor dem Kampf in ein Wechselgespräch, denn Diomedes lehnt hier seltsamerweise, entgegen seinem früheren Verhalten, den Kampf mit einem möglichen Gott ab. (Wir sehen, aus wieviel älteren elementareren Sagen der frühere Gesang bestehen muß.) Die Helden stellen sich einander sozusagen vor, und gleich beim Erkunden ihrer gegenseitigen Persönlichkeit fallen hier die berühmten, schon erwähnten Worte des Glaukos:

Hochgemuter Tydide, was forschst du nach meinem Geschlechte!
Ganz wie der Blätter Geschlecht, so sind die Geschlechter der Menschen,

Streut doch der Wind auf den Boden die einen Blätter, die andern
Treibt der grünende Wald zur Zier des knospenden Frühlings.
So von der Menschen Geschlechtern wächst eines, das andere schwindet.
(Il. VI, 145 f.)

Die fast skeptische Elegie dieser Worte ist freilich ein bisher ungewohnter Ton tieferkennender Weisheit, eine Resignation, wie wir sie in Salomons und des Psalmisten Sprüchen sehr ähnlich wiederfinden, aber sie berühren noch eigenartiger, fast wehmütig inmitten all dieses strahlenden Heldenglanzes. Man kann sich danach nicht gut den Ausbruch des Zweikampfes vorstellen, und es kommt auch nicht dazu. Die Helden erkennen, daß sie von den Zeiten der Väter her Gastfreunde sind, und es zeugt von der edlen Gesittung jener Zeit, daß nun die frühere Verbindung stärker sein muß als die augenblickliche Feindschaft. Sie entsprangen beide dem Wagen,

Reichten einander die Hände und schwuren sich ewige Treue.

Ein schönes Bild edler Versöhnlichkeit und ein Hinweis, wie es besser ist, über allen Hader hinaus zur Möglichkeit einer edlen Verständigung zu gelangen. Aber Homer weiß, daß er selbst hier nicht zu weit gehen darf, und auch sogar in der Idealisierung läßt er die Realistik menschlicher Schwäche nicht vergessen. Kannte er seine Landsleute so gut, bei denen der Erwerbssinn, wie noch heut bei den Völkern am Mittelmeer, skrupellos vorgeht? Folgt doch gleich auf die Versöhnung der Helden die seltsame Stelle mit der nachdenklichen Bemerkung:

Da nahm Zeus, der Kronide, dem Glaukos die klare Besinnung,
Daß er die goldene Wehr mit Tydeus' Sohn Diomedes
Gegen die eherne tauschte, als nähm er neun Stiere für hundert.
(Il. VI, 234 f.)

Und sowohl der arglose Edelmut wie das nicht ganz einwandfreie Verhalten des Diomedes werden dadurch noch krasser, daß gerade letzterer den Vorschlag zu jenem Tausch gemacht hat. O ja, Homer kannte seine Menschen. Er urteilt nicht, er schildert nur, aber die Meinung des Dichters spüren wir doch.

Nicht die obige Szene allein dient zum idyllischen Widerspiel gegen das Grausige der Geschehnisse. Viel inniger und tiefer will Homer seinen Hörer anfassen, ehe er zu neuen Fürchterlichkeiten anhebt.

Hektor wird von seinem Bruder veranlaßt, sich ins Innere von Ilios zu begeben, um seine Mutter zu einem Bittopfer zu überreden. Die Stille der Stadt umfängt uns:

Da umringten ihn eilends die Weiber und Töchter der Troer,
Fragten nach ihren Söhnen, den Brüdern, Freunden und Gatten.
Er jedoch mahnte der Reihe nach alle, sie sollten den Göttern
Betend nahen. Wie war doch Trauer so vielen beschieden.

(Il. VI, 238 f.)

Wir wissen genugsam aus eigener Erfahrung, wie zeitlos diese Worte sind! Hektor geht weiter, wir sehen den Palast seines Vaters und wie er ihn durchschreitet zu seiner „milden, gütigen Mutter". „Fest umschloß sie des Sohnes Hand" und wollte ihm sorglich eine Stärkung bieten.

Wie tief läßt wieder des Sohnes Antwort in das Feingefühl der Zeit hineinblicken:

Bring mir nicht herzfreuenden Wein, ehrwürdige Mutter,
Daß ich nicht, völlig erschlafft, des wehrenden Streites vergesse.
Aber ich scheue mich, Zeus mit ungereinigten Händen
Funkelnden Wein zu spenden; man darf dem umwölkten Kronion
Nicht besudelt mit Staub und Blut zum Beten sich nahen.

(Il. VI, 264 f.)

Es treibt den Helden fort, den säumigen, unseligen Bruder zu holen und für einen kurzen Augenblick die Seinen zu begrüßen. Er findet sie nicht. Sein Weib ist mit dem Knaben „einer Rasenden gleich" auf die Mauer gestürzt, um nach dem Gatten zu forschen. Hektor stürmt ihr nach:

Und sie kam ihm entgegen; die Wärterin aber zur Seite
Hielt an dem Busen das fröhliche Kind, so klein und so zart noch,
Hektors geliebten Sohn, wie das Bild eines strahlenden Sternes.

(Il. VI, 399 f.)

Und nun folgt jene mildeste Szene der ganzen Ilias, die in ihrer Verschmelzung von reiner Herzensgröße, tiefster Innigkeit und zartester Schönheit vielleicht in der ganzen Weltliteratur nicht ihresgleichen hat.

Jedes Wort spricht hier für sich selbst, und es bedarf keines Kommentars und keines Hinweises auf die Größe eines Dichters, der solch eine erhabene Schlichtheit lebenswarm vor uns hinzustellen fähig war:

Schweigend betrachtete Hektor mit lächelnder Miene den Knaben,
Aber Andromache trat ihm nah in strömenden Tränen,
Drückte ihm innig die Hand und rief ihn beim Namen und sagte:
„Schrecklicher Mann, dich tötet dein Mut, und nimmer voll Mitleid
Denkst du des lallenden Kindes und meiner im Jammer, die bald wohl
Du zur Witwe gemacht, wenn bald in stürmischer Menge
Dich die Danaer töten. Mir aber wäre es besser,
Daß mich die Erde verschlänge, wenn du gestorben. Denn keine
Freude habe ich mehr, wenn du dem Schicksal erlegen,
Nein, nur Jammer. Nicht Vater, nicht Mutter mehr nenn ich mein eigen,

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Du aber, Hektor, du bist mir beides nun, Vater und Mutter,
Bist mein Bruder zugleich und bist mein liebender Gatte.
Und nun erbarme dich auch, und bleib auf dem Turme hier oben,
Daß zur Waise nicht werde dein Kind und die Gattin zur Witwe."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr erwiderte Hektor, der Held mit dem funkelnden Helme:
„Sorgend bedenke auch ich, o Weib, das alles, doch scheu ich
Arg die tadelnden Troer und Fraun in den langen Gewändern,
Wenn ich so feig mich fern und abseits halte vom Kampfe;
Auch verbietet es mir mein Mut, denn ich lernte ja immer,
Tapfer zu sein und zu kämpfen im vordersten Treffen der Troer,
Trachtend, des Vaters leuchtenden Ruhm mir selber zu wahren.
Denn das weiß ich gar wohl in meinem innersten Herzen:
Kommen wird einst der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos und das Volk des lanzenkundigen Königs.
Aber nicht sorgt mich so der Troer künftiger Kummer
Und auch der Hekabes nicht, noch des herrschenden Priamos Jammer,
Noch der eigenen Brüder, die, ach, so tapfer in Menge
Liegen werden im Staub, gestürzt von den Händen der Feinde,
Als dein eigener Schmerz, wenn der eisernen Danaer einer
Weg die Weinende schleppt und raubt die Tage der Freiheit.
Sitzt du dann drüben in Argos nach fremden Geboten am Webstuhl,
Schleppst du gar Wasser vom Quell Hypereia oder Messeïs,

Still in verschlossenem Groll, doch mächtigem Drucke gehorchend,
Mancher riefe dann wohl beim Anblick der strömenden Tränen:
Siehe, Hektors Weib, der unter den reisigen Troern
Immer am tapfersten stritt, als man um Ilios kämpfte.
Mancher spräche wohl so, doch dich dann packte aufs neue
Sehnender Schmerz nach dem Gatten, der wehrte den Tagen der Knechtschaft.
Mich aber möge, erschlagen, zuvor der Hügel bedecken,
Eh ich dein Schreien vernehme und sehe, wie man dich fortreißt."

Hektor, der leuchtende, schwieg und neigte zum Sohne sich nieder.
Jäh aber warf sich das Kind an der schmucken Wärterin Busen
Schreiend zurück, entsetzt vor des liebenden Vaters Erscheinung;
Denn es erschrak vor dem Erz und vor dem wehenden Helmbusch,
Wie es sein fürchterlich Flattern hoch oben am Helme erblickte.
Laut auflachte der Vater und auch die erhabene Mutter.
Schnell nahm der leuchtende Vater den Helm vom Haupte herunter,
Legte sein weithin schimmerndes Glänzen nieder zu Boden,
Und dann nahm er den Sohn und küßte und wiegte ihn zärtlich,
Flehte dann laut zu Zeus und zu den anderen Göttern:
„Zeus und ihr anderen Götter, gewährt, daß dieser, mein Knabe,
Einmal mir selber gleiche, so glänzend unter den Troern,
So gewaltig an Kraft, in Ilios mächtig zu herrschen.
Mancher rufe dann laut: Der ragt weit über den Vater,
Kehrt er vom Kampfe nach Haus. Auch bringe er blutige Beute,
Wenn er den Feind erschlagen; dann möge die Mutter sich freuen."

Also rief er und legte sein Kind dem liebenden Weibe
Sanft in den Arm, und nun drückte sie es an den duftenden Busen,
Lachend und weinend zugleich. Den Gatten erbarmte der Anblick,
Und er streichelte sie und rief sie beim Namen und sagte:
„Härme dich doch nicht so in bitterem Grame, du Ärmste!
Sendet doch nimmer ein Held mich wider das Schicksal zum Hades,
Aber auch keiner der Menschen ist seiner Bestimmung entronnen,
Weder ein feiger noch tapferer Mann, sobald er geboren.
Geh nun aber nach Haus und walte deiner Geschäfte,
Sorge für Webstuhl und Spindel und heiße die dienenden Mägde
Emsig am Werke zu sein. Denn Kampf bleibt Sache der Männer,
Aller der Krieger von Ilios hier, doch meiner am meisten."

Hektor, der strahlende, sprachs, und den Helm mit dem wallenden Roßschweif
Nahm er. Es wandelte schon nach Hause die liebende Gattin,
Wandte sich wieder und wieder zurück mit strömenden Tränen
Und gelangte gar schnell zu des männermordenden Hektors
Schön errichtetem Haus. (Il. VI, 399 f.)

Jeder Hinweis auf die gesamte und einzelne Schönheiten dieser Stelle ist überflüssig. Wer vermöchte mit erklärenden Worten die Wirkung noch zu steigern?

*

Eilen wir vorwärts, so rasch wie Homer selbst. Die Schlacht draußen geht ja weiter. Die Götter greifen teilweis wieder ein. Sie veranlassen die Führer, beide Heere zum Rasten zu bringen, um die zwei tapfersten Helden sich dazwischen im Zweikampf messen zu lassen. All das mit wenigen Worten; schon tritt Ruhe ein, die Krieger lassen sich nieder:

Nieder saß auch Apollon, der Gott mit dem silbernen Bogen,
Neben Athene: es glichen sie beide riesigen Geiern
Hoch auf dem Gipfel der Eiche des aigisschüttelnden Vaters,
Über die Männer erfreut, die eng in geschlossenen Reihen
Saßen mit starrenden Speeren im Wogen von Schilden und Helmen.
Wie wenn die Fläche des Meeres der eben sich hebende Westwind
Weit mit Gekräusel bedeckt, es dunkelt drunten die Tiefe:
So in der Ebene lagen die Reihn der Achaier und Troer.
(Il. VII, 58 f.)

Alles plastisch, anschaulich, bildstark, sogar die Götter sieht man ordentlich infolge ihrer Verwandlung. Über den neu entbrennenden Kampf zwischen Aias und Hektor war schon in anderem Zusammenhange die Rede. Auch er wird zwar mit ungeheuerem Selbstbewußtsein, aber durchaus edel geführt und edel beendet, in ähnlicher Art wie das geschilderte Zusammentreffen des Glaukos und Diomedes. Immer wieder besticht diese echt ritterliche Art, die den wilden Kriegern eigen ist und ihre vornehme Gesinnung selbst durch die schlimmste Grausamkeit durchleuchten läßt. Das sind Eigenschaften, die kein Volk im Urzustande besitzt, sie müssen errungen werden und sind ein Zeichen kraftvoller Blüte, um oft später sogar bei steigender Zivilisation wieder in

schlimme Vergessenheit zu geraten. Auch die Abmachung eines Waffenstillstands zur Bergung der übermäßig vielen Toten gehört dahin. Die Ehrfurcht bei Pflichten gegenüber den Leibern der Verstorbenen ist ja ein uraltes, vielverbreitetes Kultgesetz. Seine Ausübung erzeugt hier eine stille, schöne Fermate, wie wir es ja öfters bei Homer gerade nach heftigen Szenen nachwiesen:

Als nun die Sonne aufs neu die weiten Gefilde bestrahlte
Und aus der spiegelnden Tiefe des strömenden Ozeans tauchte
Hoch in den Himmel hinein, da trafen sie suchend zusammen.
Mühsam nur konnte man dort die einzelnen Toten erkennen,
Doch sie wuschen mit Wasser des Blutes geronnene Ströme,
Betteten dann auf die Wagen mit heißen Tränen die Toten.
Aber die Klagen verbot der gewaltige Priamos; schweigend
Häuften sie weinenden Herzens hoch auf den Scheiten die Leichen,
Ließen im Feuer sie brennen und zogen nach Ilios wieder.
Ebenso häuften auch drüben die schmuckgeschienten Achaier
Weinenden Herzens hoch auf ragenden Scheiten die Leichen,
Ließen im Feuer sie brennen und zogen zurück an die Schiffe.

(Il. VII, 421 f.)

Und kaum ist das traurige Geschäft beendet, so braucht Homer nur neun Verse, um den ganzen Mauerbau der neuen griechischen Lagerbefestigung zu schildern. Man begreift kaum, wie das möglich ist, und jeder andere würde wohl an dieser poetischen Aufgabe scheitern oder sie nur trocken und unzulänglich lösen. Hier aber geht alles Schlag auf Schlag, wechselnd und bewegt. Kaum begonnen, steht der vollendete Bau vor unsern staunenden Augen. Aber ehe sich nun die nächtige Ruhe auf den erregten Tag senkt, flammt noch wie ein fernes Gewitter kurz, aber bedeutsam und in mächtigem Gegensatz die grausame, selbstsüchtige und doch so grandiose Götterwelt auf. Eine merkwürdige Stelle, durch die das so knapp geschilderte neue Menschenwerk erst in seiner gewaltigen Bedeutung klar wird, da es sogar die Eifersucht eines der mächtigsten Himmlischen erregt. Die ganze Partie ist wie blitzartig, als würde nur rasch auch die Meinung der Himmlischen belichtend auf das Menschenwerk geworfen, um es in diesem Glanze eindrucksvoller

zu gestalten. Keine direkte Schilderung hätte das je so vermocht. Schnell dunkelt es wieder. Unheimlich rasch sind die Götter wieder verschwunden, die über den nichtsahnenden Menschen unerbittlich geratschlagt und all das mühsame irdische Schaffen im voraus mit der ihnen eigenen sorglosen Herzlosigkeit späterer Vernichtung bestimmt. Prachtvoll läßt Homer seinen Gesang und den Schlachttag wieder abklingen, in diesem symmetrischen Rhythmus, der schon die zuletzt genannte Stelle auszeichnete:

So die Fülle der Nacht durchschmausten die Männer Achaias,
Und in der Feste desgleichen die Troer mit ihren Genossen.
So die Fülle der Nacht sann ihnen mit krachendem Donner
Böses der waltende Zeus. Da faßte sie bleiches Entsetzen;
Nieder schütteten sie aus den Bechern den Wein, und es wagte
Keiner zu trinken, bevor er dem wilden Kronion gespendet.
Und dann ruhten sie still und genossen die Gabe des Schlafes.

(Il. VII, 476 f.)

*

Wie ein Menetekel hat uns das nächtige Gewitter auf nahendes Unheil aufmerksam gemacht; aber trotz der Überleitung handelt es sich hier doch um eine Art Abschluß. Die epische Masse der letzten sechs Gesänge ist mehr oder minder ein Ganzes von meist uralten Kernsagen, unabhängig von dem Grundthema, ja von der Gestalt des Achilleus überhaupt. Daß der siebente Gesang keiner der stärksten der Ilias ist, wird jeder unbefangene Leser spüren; es herrscht etwas Monotones, minder Vollsaftiges in ihm, der Glanz der andern Partien läßt ihn bleicher und gemachter erscheinen. Ist es der Abklang all des Gewaltigen vorher, ist es die versuchte Vermittlung zur ursprünglichen Fortsetzung, die vielleicht gar nicht im nächsten Gesang lag? Das sind Fragen der Homerkritik. Wir genossen das Schöne und gehen weiter.

Der zusammenfügende Dichter hat es verstanden, die Eingliederung dadurch möglich zu machen, daß er die Schlacht zunächst weitergehen läßt, um durch deren unglücklichen Ausgang die Notwendigkeit einer Bittgesandtschaft an Achilleus vorzubereiten. Zunächst aber bleiben wir auf dem schon zuletzt aufleuchtenden Olymp, weil dort die tiefere Notwendigkeit des Verhängnisses gebraut werden soll. Die Götterszene des

Eingangs hat viele Kommentare und wechselnde Auffassungen gefunden. Gemeinhin nennt man sie grotesk, in ihren Bildern sogar unlogisch. Ich glaube jedoch nicht, daß der Dichter das so gemeint hat. Verlorene Sagen werden im Hintergrunde liegen, denn Zeus hier nur als einen Bramarbas hinzustellen, geht nicht an, eher soll eine brutale Schroffheit Eindruck machen und tatsächlich die Allmacht des Göttervaters anzeigen. Zu glanzvoll ist er gleich darauf gezeichnet:

Sprachs und führte zum Wagen die ehernhufigen Rosse,
Die da fliegen wie Wind, umflattert von goldenen Mähnen.
Selber auch barg er den Leib in goldener Brünne und faßte
Golden die prächtige Geißel und stieg zum Sitze des Wagens,
Schwang dann die Geißel ermunternd, und willig entflogen die Rosse
Mitten zwischen der Erde und zwischen den Sternen des Himmels.
Und er gelangte zum Ida, der quelligen Mutter des Wildes,
Gargaros, wo ihm ein heiliger Hain und duftender Altar.
Dort ließ rasten die Rosse der Vater der Götter und Menschen,
Schirrte vom Wagen sie los und umgoß sie mit hüllendem Nebel,
Setzte selber sich dann auf den Scheitel in strahlender Stärke,
Sah auf die Feste der Troer herab und die Schiffe Achaias.

(Il. VIII, 41 f.)

Und dort lenkt nun Kronion, den Menschen unsichtbar, die Schlacht. Hin und her wogt ein grauses Gemetzel:

Aber als Helios kreisend die Mitte des Himmels erstiegen,
Hob der göttliche Vater die Schalen der goldenen Wage,
Legte hinein zwei Lose des allesvernichtenden Todes,
Eins für die reisigen Troer und eins für die tapfern Achaier,
Faßte dann hoch in der Mitte die Wage, da sank der Achaier
Finsterer Tag, und es rührte ihr Los an die nährende Erde,
Aber die Schale der Troer erhob sich zur Weite des Himmels.
Krachenden Donner entsandte er selber vom Ida und zückte
Mitten ins Volk der Achaier den göttlichen Blitz; voller Schrecken
Schauten ihn alle, und packend erfaßte sie bleiches Entsetzen.

(Il. VIII, 68 f.)

Nur der alte Nestor wagt noch im Verein mit dem Tydiden einzugreifen. Der Dichter will den Greis nicht nur als den weisen Redner

schildern, sondern auch einen Begriff von seiner Heldenhaftigkeit bringen. Aber Zeus steht heut unerbittlich auf seiten der Troer und hemmt fürchterlich jeden Angriff:

Brüllend im Donner entfuhr ihm der leuchtende Streifen des Blitzes
Krachend zur Erde gerad vor den Rossen des raschen Tydiden;
Lodernd entfuhr in die Höhe des Schwefels leuchtende Flamme,
Schreckvoll bäumten die Rosse und stemmten sich wider den Wagen,
Gleich aus den Händen des Nestor entglitten die glänzenden Zügel,
Und es erbebte sein Herz.

(Il. VIII, 133 f.)

Der ganze achte Gesang ist keine Schlachtschilderung in ihrer Gesamtheit, sondern ein neuer Stil zeigt hier ein in lauter höchst malerische Einzelheiten zerfallendes Bild, überall voll dichterischer Schönheit, glänzender Darstellung und jener Menge fein gezeichneter individueller Züge, die uns in ihrer glutvollen Lebendigkeit immer mitten in das Geschehene hineinversetzen. Die Niederlage Nestors, der gegenseitige Beistand von Teukros und Aias und manches andere sind glänzende Beispiele für diese fast überlebendige poetische Gewandtheit. Dazu wechselt der Schauplatz beständig zwischen dem Schlachtfeld und dem Höhenkreis der Götter, die hier auf das wirksamste charakterisiert und ebenso vom allgemeinen Hader erfaßt geschildert werden wie die geplagten Menschen. Der Gesang senkt sich, wie so oft bei Homer, mit dem Licht des Tages dem Ende zu und findet seinen Beschluß nach all dem wilden Getriebe in jener starken, monumentalen Ruhe, die wir an ähnlichen Stellen in dem Epos immer wieder bewundernd erkannten:

Jn den Okeanos sank die strahlende Leuchte der Sonne,
Hinter sich zog sie den Mantel der Nacht auf Felder und Fluren.
Ungern sahen die Troer das Licht vergehen, doch freudig
Stieg den Achaiern das sehnend erflehte nächtige Dunkel.

Wieder berief die Troer zum Rat der strahlende Hektor,
Führte sie fern von den Schiffen zum Ufer des wirbelnden Stromes,
Wo noch die Menge der Toten ein freies Gelände gelassen;
Und sie entstiegen den Wagen und hörten so stehend die Rede,

Wie sie verkündete Hektor, der göttergeliebte. In Händen
Hielt er den Speer, elf Ellen an Maß, und vorn an dem Schafte
Glänzte die eherne Spitze, umbogen von goldenem Reifen,
Und auf die Lanze gelehnt, begann er zum Volke der Troer:

(Il. VIII, 485 f.)

Nach Hektors Ansprache wird es völlig Nacht. Das den Gesang beschließende wundervolle Gleichnis der sternähnlichen Lagerfeuer wurde schon S. 50 erwähnt.

*

Das nächste Buch, das die vergebliche Bittgesandtschaft an Achilleus enthält, trägt seinen Wert und seine Signatur in den vielen und meisterhaften darin enthaltenen Reden, die schon früher beleuchtet wurden. Fast klingt es wie ein Drama und ist auch als solches von Äschylos in einem verlorenen Stück verwendet worden. Der Gegensatz gegen die vorhergehenden Bücher ist daher groß, und der geschlossene Aufbau wirkt darum neu und doppelt reizvoll. Homer hat viele Saiten auf seiner Leier, und es gehört mit zu seiner größten Kunst, daß er, ohne auf Überraschungen auszugehen, die höchste Spannung erzeugen kann und dazu noch mit einer Handlung, die dem Hörer in ihren wichtigsten Ausgängen bekannt war. Nur Meisterleistungen bringen das fertig, aber auch in ihnen sind selten so vielerlei fast entgegengesetzte Fähigkeiten vereinigt. Denn gerade dieser Gesang, ein spätes Produkt und reine Kunstpoesie mit allerlei alten mythologischen Einlagen, birgt eine Fülle feinster Züge. Schon allein die indirekte Charakteristik der Personen ist verblüffend scharf und besitzt dazu die Merkwürdigkeit, daß der Dichter spielend und uns selber kaum bewußt unsere Sympathie immer dahin lenkt, wo er sie braucht. Wir denken mit seinen Personen mit, verstehen jede in ihrer Art und fühlen billigend, was sie fühlen. Die Charakteristik, die der erste Gesang angeschlagen, baut sich hier weiter aus; es ist eine fein beabsichtigte Fortführung der Handlung sowohl im Seelischen wie Tatsächlichen, wenn auch letzteres gerade durch eine Art Retardierung geschieht. Äußerlich kommen wir keinen Schritt weiter, aber gerade dadurch sind die innerlichen Konflikte bis zum Bersten gespannt und drängen gewaltsam auf ihre Lösung.

Der Gesang muß als Ganzes genossen werden.

Einzeln hervorheben möchte ich in ihm nur die berühmte Allegorie, wie sie die Rede des greisen, weisheitsvollen Lehrers des Achilleus enthält, um zu mahnen, daß man fremdem Flehen gegenüber sein Herz niemals versteinern soll:

> Sind doch die Bitten auch Götter und Töchter des großen Kronion;
> Hinkend, verrunzelt und lahm und scheu mit zagenden Blicken
> Schleichen sie immer so hinter der Schuld mit bangender Sorge.
> Aber die Schuld ist hurtig und stark, und allen den Bitten
> Läuft sie gewaltig voraus, und, über die Lande enteilend,
> Bringt sie die Menschen in Not; doch folgen die Bitten und heilen.
> Wer nun den nahenden Töchtern des Zeus mit Ehrfurcht begegnet,
> Segen bringen sie ihm und werden sein Flehen erhören;
> Weist er sie aber von dannen und weigert sich ihnen in Härte,
> Gehen sie fort zu Zeus und bitten den großen Kroniden,
> Daß die Schuld ihm folge, bis daß der Betörte sie büße.
>
> (Il. IX, 502 f.)

*

Der folgende zehnte Gesang, die Dolonie genannt, ist ein Einzelstück. Es könnte als solches ohne Störung in der Ilias fehlen, würde sie aber dadurch natürlich mancher Reize berauben. Innerlich und im Stil gehört die Partie noch zu den zwei vorhergehenden Büchern. Man nehme sie als eine Heldenepisode, wie sie die legendäre Überlieferung großer Kriege öfters mit sich bringt; ob sie ursprünglich zum troischen Sagenkreis gehört oder, besser gesagt, vor Troia spielte oder eher in Thrazien, ist für den dichterischen Genuß gleichgültig: es bleibt eine kleine, in sich geschlossene, heroische Novelle, die dazu den Vorteil hat, drei der Hauptheldenden, Diomedes, Odysseus und Agamemnon, noch schärfer in ihren schon bekannten Eigenschaften zu kennzeichnen.

Dann aber noch übersehe man eins nicht, das ist die Tonart und Stellung dieses ganzen Gesanges inmitten der andern. Es tritt hier das gleiche ein, was schon öfters von Homers geistigem Rhythmenwechsel gesagt wurde und seiner Ablösung des Wilden durch Stilles oder Gemessenes, um mit diesem Ausgleich sowohl Harmonie zu erzeugen, als auch durch

12. Zweikampf

die Abwechslung die Empfänglichkeit nie ermüden zu lassen. Nun ist ja dieser zehnte, einen nächtlichen Überfall schildernde Gesang wahrlich kein Idyll, aber, so paradox es klingt, gegenüber der herben Gespanntheit des vorhergehenden Buches und der ungeheuern Kampfpracht des lapidaren elften atmet die Dolonie doch so etwas von schalkhafter Heiterkeit, gleich einem „Husarenstückchen" im Krieg. Der Hörer genießt mit Behagen und ruht dabei gewissermaßen zu neuen Anforderungen aus. Ich möchte drum die Dolonie nicht missen, mag sie auch ein wenig moderner aus der tragisch-legendären Wucht der Ilias herausfallen.

*

Die poetische Schönheit des folgenden elften Gesanges liegt in seiner Komposition. Auch er nimmt in dem Epos eine Sonderstellung ein gleich der Dolonie, aber in dem Gegensatz, daß sich an den jungen zehnten hier vielleicht der älteste Gesang der ganzen Ilias anschließt. Wenn man vom Alter der Gesänge spricht, so muß dabei an die Grundelemente und die ursprüngliche Vorlage gedacht werden, denn der Zusammenfasser des Ganzen hat natürlich gleichzeitig mit den anderen Gesängen auch diesen überarbeitet und einzupassen versucht. Dennoch zeigt das elfte Buch ein so völlig anderes Gesicht und ist so losgelöst von dem eigentlichen Achilleus-Thema des Epos, weiß auch ursprünglich von so manchem nichts, was vorhergeht und folgen soll, daß die Erklärer wohl nicht fehlgehen, wenn sie annehmen, daß hier eine völlige Einzelsage, vielleicht von dem unglücklichen Zuge eines Mykenerfürsten gegen Troia, isoliert vorlag. Wie dem auch sei, gewaltig ist jedenfalls dies imposanteste Schlachtengemälde der ganzen Ilias in seinem straffen, prachtvoll gegliederten Aufbau, der mit der vollen Feinheit gesteigerter Kunstmittel arbeitet und, wie Finsler sagt, „die ganze Strenge des geometrischen Stils zeigt". Der Dichter muß diesen Gesang vor allen andern Büchern geschaffen haben, d. h. seine uralte Vorlage zu diesem monumentalen Gebilde umgebaut haben. Man achte noch auf das Archaische der Partie und schätze die pathetische Wucht dieser Homerischen Dichtung, wie sie schon in dem mächtigen Auftakt des Ganzen so charakteristisch festgelegt ist:

Eos erhob sich vom Lager zur Seite des hehren Tithonos,
Licht zu bringen den ewigen Göttern und sterblichen Menschen.
Zeus aber sandte hinaus zu den schnellen, achaiischen Schiffen
Eris, die grause, sie hielt das Zeichen des Krieges in Händen.
Und sie trat zu dem schwarzen und riesigen Schiff des Odysseus,
Grad in der Mitte gelegen, daß rings sie ihr Rufen vernähmen,
Hier zu dem Lagergezelt des telamonischen Aias,
Dort zu dem Stand des Achilleus, die beide die Schiffe gezogen
Fern an die äußersten Enden, auf Mut und Stärke vertrauend.
Stehen blieb dort die Göttin und schrie weitschallend und schrecklich
Grade hinaus und erregte in aller Danaer Herzen
Mut und Stärke zu kämpfen und unablässig zu kriegen.
Plötzlich empfanden da alle, es wäre doch besser, zu kämpfen,
Als in den bauchigen Schiffen zum Lande der Väter zu ziehen.

(Il. XI, 1 ff.)

Der Schluß von Vers 595 an geht in eine völlig andere, weichere Tonart über, aber hier ist auch jedenfalls mit einem neugedichteten Verbindungsstück zu rechnen, das zu Achilleus überleiten soll. Die auch dann noch unausbleiblichen Widersprüche zu erörtern, ist nicht Sache meines Buches, dagegen möge der prächtigen Charakteristik gedacht werden, die hier das Bild des alten Nestor erweitert und das des Patroklos eigentlich zum erstenmal zeichnet. Auch die souveräne Art und spielende Leichtigkeit, mit der Homer seinen Stoff beherrscht und uns immer da fesselt, wo es ihm gerade nötig erscheint, ohne sich durch die Logik der Ereignisse binden und zwingen zu lassen, können wir in diesem Nachspiel recht deutlich erkennen. Wie wäre es sonst möglich, daß wir dem behaglichen Redefluß des immer etwas geschwätzigen Greises so interessiert lauschen würden, während wir doch wissen, daß draußen vor dem Zelt in kostbaren Minuten um Sein oder Nichtsein gerungen wird? Homer aber will, daß wir im Augenblick davon absehen, und wir sind folgsam, wie es gegen große Kunst eben nie einen Widerspruch gibt. Wie idyllisch und behaglich mutet plötzlich das Zeltinnere an, wieder einer der von Homer so geliebten Tempogegensätze. Da wird das Mahl gerüstet. Nestors Dienerin schafft alles herbei:

Auch einen herrlichen Becher; ihn brachte der Alte von Hause,
Rings beschlagen mit goldenen Buckeln; die Seiten des Bechers
Schmückten der Henkel vier und an jedem von ihnen zwei goldne,
Pickende Tauben, auch gingen zum Fuß des Bechers zwei Stützen.
War er gefüllt, so vermochte ein andrer vom Tische nur mühsam
Ihn zu heben, doch Nestor, der Alte, hob ihn wie spielend
(Il. XI, 632 f.)

Prachtvoll, wie hier der trinkfeste, greise Zecher mit dem Rest seiner Heldenkraft gezeichnet ist, schwingend diesen berühmten, so viel besprochenen Becher. Ein gütiger Zufall hat uns ein ganz ähnliches Stück ausgraben lassen, und wir mögen uns ruhig dem romantischen Gedanken hingeben, darin das taubengeschmückte Original aus dem Besitz des alten Neliden zu erblicken.

Aber es ist nicht die Trinkfestigkeit und die bei Greisen so charakteristische, in Jugenderinnerungen etwas aufschneiderisch schwatzende Erzählerwut, mit der uns Homer hier das Bild des Königs von Pylos vervollständigen will. Der greise Grandseigneur und Alterspräsident der griechischen Fürsten genießt die Stellung nicht ohne wirkliche Berechtigung. Er ist in der Tat ein Diplomat und Weiser ersten Ranges und versteht es meisterhaft, anscheinend ganz nebenbei im Gespräch die Entscheidungen dahin zu lenken, wohin er will. Er gleitet so vom Xten ins Tausendste, aber am Schluß hat er sein Gegenüber genau in der Richtung beeinflußt, die er ursprünglich vorhatte. So bringt es der graue Schlaukopf auch fertig, durch den jungen Patroklos auf den in der Ferne grollenden Achilleus einzuwirken. Man horcht unwillkürlich auf, fast mit Erschrecken. Deutlich wird es spürbar: hier setzt eine Tragödie ein und dabei so harmlos und fast unmerklich, wie meist im Leben. Die Wurzel des Umschwungs ist für den feinfühligen Hörer bloßgelegt. Und ein zweites Meisterstück: die Andeutung ist ebenso leichthin verknüpft mit der ersten eingehenden Charakteristik des bis dahin fast farblosen Patroklos, der ja als notwendiges Opfer diesen Umschwung einleiten muß und vorher unser Herz mit der vollen Sympathie für seine neben aller Bravour so liebenswerte Güte und Milde warm erfüllen soll. Schnell endet der Gesang, aber seine wenigen Schlußverse genügen, um mit

Achilleus' Freund mehr mitzufühlen als mit all seinen Kampfgenossen. Stark und weich zugleich steht er allein in seinem fleckenlosen Edelmut, seiner Hilfsbereitschaft und der verständigen Herzenswärme da, der einzige auf seiten der Griechen, den wir lieben, neben den andern, die wir bewundern.

Lange verweilt die Ilias niemals bei einem Idyll. Immer wieder reckt sie rasch ihr erhabenes, fast finsteres Antlitz empor, auf dem die großen Schatten uralter Tage liegen.

*

Das spürt man ganz besonders am Eingang des nächsten Gesanges. Es ist da eine seltene Stelle, in der Homer ganz von der Gegenwart seines Stoffes abweicht und gegen seine Gewohnheit Künftiges schildert, nämlich die spätere Vernichtung der so problematischen, nicht überall in dem Epos vorhandenen Mauer, die den Forschern so manches Kopfzerbrechen gemacht:

. . . . Sie war ja gegen der Götter
Willen getürmt und konnte somit nicht lange bestehen.
Zwar solange noch Hektor am Leben und grollend Achilleus
Harrte und unzerstört die Stadt des Priamos standhielt,
Blieb auch die mächtige Mauer, das Werk der Achaier, bestehen.
Aber nachdem bei den Troern so viele der Besten erschlagen,
Viele der Danaer auch teils starben, wenige blieben,
Als auch im zehnten Jahr des Priamos Feste zertrümmert,
Und die Argeier zu Schiff zum Lande der Väter gezogen,
Ward von Phoibos Apollon und von Poseidon beschlossen,
Bröckelnd die Mauer zu stürzen; sie lenkten dagegen das Wüten
Aller der Ströme, die hoch vom Ida zum Meere sich drängen,
Rhesos genannt, Heptaporos auch, Karesos, Aisepos,
Rhodios, Grenikos auch, den göttlichen Strom des Skamandros
Und den Simoeis, allwo viel lederne Schilde und Helme
Sanken in Staub, dazu der Stamm halbgöttlicher Männer.
Alle der Flüsse Münder trieb Phoibos Apollon zusammen,
Trieb an die Mauer neun Tage den Strom; auch sandte Kronion
Regen ohn Ende, noch schneller die Mauer zum Meere zu schwemmen.
Und der Umstürmer der Erde schritt selbst mit erhobenem Dreizack

Vor und hob in die Woge hinaus die Blöcke und Quadern,
Gründend gefügt, so schwer von der Danaer Händen errichtet.
Eben schuf er das Feld an des Hellespontos Gewoge,
Ließ dann mit sandiger Dürre das weite Gestade verwehen,
Als die Mauer zerstört, und wies in ihr Bette die Flüsse
Wieder zurück, wo früher ihr schimmerndes Wasser geronnen.

(Il. XII, 8 f.)

Wie eigenartig diese ganze Episode klingt, wie sie gleich einem erratischen Block fremd und gewaltig in ihrer Umgebung liegt, das spürt man wirklich erst, wenn man den Originaltext liest. Immer wieder überschaut man ihn nachdenklich wie ein Bruchstück eines vorhergegangenen Riesenbaues, das hier überarbeitet eingefügt wurde. Denn um die Mauer dreht sich der ganze Schlachtgesang. Ihre Verteidigung durch die Achaier, ihre Überwindung durch die Troer, Hektor und Sarpedon voran, sind das heldenhafte Thema des Buches. Hektors ganze Größe tritt hier in ihren vollsten Glanz. Sein Stern kulminiert, aber auch sein inneres Wesen leuchtet ganz besonders auf, zumal in den berühmten Worten, in denen er die hemmende Warnung des Bruders vor dem unglückdeutenden Vogelflug, unwiderstehlich in seinem Siegessturm, zurückweist:

Du zwar heißest, ich soll den flügeldehnenden Vögeln
Folgen, doch ihrer achte ich nicht und kümmre mich wenig,
Ob sie von rechts in den Morgen hinein der Sonne entgegen,
Ob von der Linken sie fliegen hinein in den dämmernden Abend.
Wir aber wollen gehorchen dem Rat des großen Kronion,
Ihm, dem König der sterblichen Menschen und ewigen Götter.
Ein Wahrzeichen nenn ich das beste: zu schirmen die Heimat!

(Il. XII, 237 f.)

Die Steigerung gegen Schluß ist fast fürchterlich, atemraubend. Es gibt kein Halten mehr, aller Widerstand ist vergeblich. Gegeneinander hat er sich immer höher aufgebäumt,

Bis Kronion höheren Ruhm dem Hektor gewährte,
Dem es zuerst gelang, in der Danaer Mauer zu springen.
Weithin hallend rief er mit donnernder Stimme den Troern:
„Vorwärts, ihr reisigen Troer, durchbrecht die argeiische Mauer!
Kommt und schleudert loderndes Feuer hinein in die Schiffe."

Also trieb sie sein Ruf, der aller Ohren durchgellte.
Stürmisch drängten in Haufen sie vorwärts gegen die Mauer,
Kletterten dann zu den Zinnen hinauf mit spitzigen Speeren.
Hektor aber ergriff einen Stein, der unten am Tore
Stand, im Grunde mächtig gefügt und spitz in der Höhe.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nah trat Hektor heran und schleuderte mitten den Felsblock,
Breit sich stemmend, hinein, daß er ihm fester entfliege.
Krachend brach er die Angeln auf beiden Seiten, und wuchtig
Sauste ins Innre der Stein. Laut ächzten die Tore, die Riegel
Wichen, und berstend zersplitterten rings die Planken des Tores
Unter dem sausenden Fels. Nun sprang der herrliche Hektor
Finsteren Auges hinein wie die fallende Nacht, und er strahlte
Rings um den Leib in gräßlichem Erz und schwang in den Händen
Hoch zwei Speere. Da hätte ihn außer den Göttern wohl keiner
Wehrend am Tor gehalten. Sein Auge flammte wie Feuer,
Und er wandte sich um und schrie in den Haufen der Troer,
Über die Mauer zu steigen, und alle folgten dem Zuruf.
Stürmisch drangen sie über die Mauer, und andere quollen
Grade mitten durchs Tor. Die Danaer flohen voll Schrecken
Wider die bauchigen Schiffe, und endlos Toben erhob sich.

(Il. XII, 437 f.)

*

Es gibt ein schon im Altertum gebräuchliches Wort, daß auch Homer zuweilen schlummere; diese Äußerung knüpft sich zumeist an den folgenden Gesang, an dem man wohl bewundern kann, wie es Homer immer wieder glückt, die Schlachtschilderung neu zu variieren, der aber doch erheblich schwächer gegen das fünfte und elfte Buch absticht. Natürlich finden wir auch in ihm, d. h. in seiner Bearbeitung alter Fragmente, vielerlei, was unleugbar den Wert Homerischer Herkunft zeigt; dennoch könnte der Gesang ganz gut für den Fortgang der Handlung wegfallen, und das ist etwas, was nicht zu Homers fortdrängender, steigernder Art paßt. Ehe wir aber weitereilen, darf auch hier eine herrliche Stelle nicht übersehen werden, und zwar gleich am Eingang, wo Poseidon beschließt, in Abwesenheit des Göttervaters den bedrängten Danaern zu Hilfe zu eilen:

Eilig schritt er hinab vom zackigen Felsengebirge,
Rasch mit mächtigem Gang. Es bebten Berge und Wälder
Unter den göttlichen Füßen des eilenden Herrschers Poseidon.
Dreimal hob er den Schritt und war mit dem vierten am Ziele,
Wo ihm ein herrliches Haus an den Tiefen des Sundes von Aigai
Golden errichtet in schimmerndem Glanz von ewiger Dauer.
Kam und führte zum Wagen die ehernhufigen Rosse,
Die da fliegen wie Wind, umflattert von goldenen Mähnen;
Selber auch barg er den Leib in goldener Brünne und faßte
Golden die prächtige Geißel und stieg zum Sitze des Wagens,
Jagte dann über die Wogen, und rings aus der Tiefe umhüpften
Froh ihn Geschöpfe der See, wie sie den Gebieter erkannten.
Freudig zerteilte sich eben das Meer; es flogen die Rosse
Sausend dahin, nicht feucht ward unten die eherne Achse,
Und so trugen ihn denn zu den Schiffen die flüchtigen Rosse.

(Il. XIII, 17 f.)

Das Bild des dahinstürmenden Meerbeherrschers ist so herrlich und leuchtend wie nur irgendeines in der Ilias, und schon allein seinetwegen möchte man das Buch nicht missen. —

Auch der vierzehnte Gesang, der mit dem vorangehenden und folgenden wieder eine zusammengehörige Trias bildet, gehört in seinem schönsten Teil den Göttern. Diese Erzählung der Berückung des Zeus durch Here nennt Grimm mit Recht „ein Drama für sich“ und „von kolossaler Schönheit“. Es ist uralte Mythologie und gehört ursprünglich zur Heraklessage, das kommt hier deutlich zum Ausdruck. Mit Änderung des Ortes und Kolorits hat Homer die prachtvolle Episode seinem Gesange einverleibt, ein wunderbares Gegenstück göttlicher Frivolität und herzloser Unbekümmertheit um das Elend der unten ringenden Menschen, mit dem geradezu gespielt wird. Aber eben diese gewissenlose Souveränität malt die Götter so welten- und menschenfern, so riesig und elementar, daß sie in einem Glanze über Böse und Gute wahllos leuchten, als wären sie selbst die Sonne und der Himmel. Diese Schönheit müßte selbst den Eiferer versöhnen, der nicht begreifen will, wie ethische Gesetze der Erde nicht auf Götter übertragen werden dürfen. Gerade, daß sie frei davon sind, macht ihre Göttlichkeit aus. Immer tiefer komme ich

zu der Erkenntnis, daß Homer nie und nimmer beabsichtigt haben kann, seine Götter burlesk zu schildern oder sie gar durch die Zeichnung ihrer grausamen Schwächen herabzuziehen; das geschieht nur durch unsere grundfalsche, irdisch-pharisäische Einstellung. Im Geist des alten Dichtervaters aber spiegelte sich noch eine leuchtende höhere Welt, die nichts von der Gebundenheit irdischer Sittenbegriffe kennen konnte, die rein war selbst von den Banden des Edelmuts und Mitleids, die unberührt und triebstark herrlich lebte, wie sie wollte, in einem durch Liebe und Leidenschaft, Haß und Hader derart lachenden Glanz, daß unsere dumpfe Niedrigkeit ihn nur als grausam, aber köstlich anstaunen kann. Aus dieser Gesinnung heraus konnte Homer seine Götterszenen mit einer solchen Fülle poetischer Schönheit überfluten. Selten aber ist es ihm so außerordentlich geglückt wie hier, wo ihm uralte Mythen zur Verfügung gestanden haben müssen, und so kann ich mir nicht versagen, die ganze Stelle in ihrer Pracht herzusetzen:

Here schaute hinab, die goldenthronende Göttin,
Hoch vom Grat des Olymp, und gleich erkannte ihr Auge,
Wie da zum männerehrenden Schlachtfeld ihr Schwager und Bruder
Stürmenden Laufes rannte, und Freude füllte das Herz ihr.
Sitzen sah sie auch Zeus auf des quellendurchsickerten Ida
Oberstem Scheitel; sie haßte ihn tief in innerster Seele.
Sinnend bedachte sich da die augenglänzende Here,
Wie sie schmeichelnd das Herz des donnernden Gottes betöre.
So aber schien es ihr endlich im Herzen die beste Entscheidung,
Prächtig in Zierde und Schmuck zum hohen Ida zu schreiten,
Ob ihn nicht gar gelüste, ihr in umarmender Liebe
Still am Busen zu ruhen, und sie des Schlafes Erquickung
Über die Augen ihm gösse und über die ahnende Seele.
Schnell betrat sie den Raum, den einst Hephaistos, ihr Sohn, ihr
Liebend gebaut. Er setzte ins Tor ihr sichere Pforten
Mit geheimem Verschluß, daß keiner der Götter ihn öffne.
Und da trat sie nun ein und schloß die schimmernde Pforte.
Mit Ambrosia wusch sie erst von den wonnigen Gliedern
Alle Flecken ab und salbte sich hell mit dem feinen,
Köstlich ambrosischen Öl, das duftend sie immer bewahrte.

13. Hektors Rüstung

Wird es nur leise berührt in Zeus' metallnem Palaste,
Fließt ein würziger Hauch schon über Erde und Himmel.
Wie sie damit die schönen Glieder gesalbt und die Haare
Strählend geglättet, da wand sie schöne, schimmernde Flechten,
Die das unsterbliche Haupt in ambrosischem Schimmer umgaben,
Hüllte sich dann in ihr himmlisches Kleid, das Pallas Athene
Sorglich geglättet und auch mit künstlichen Mustern durchwoben,
Dann befestigte sie's am Busen mit goldenen Spangen,
Schlang den Gürtel sich um, den hundert Quasten verzierten,
Fügte auch noch das Gehänge der dreifach leuchtenden Beeren
In die durchstochenen Ohren und strahlte in Fülle von Anmut.
Oben verhüllte die himmlische Göttin mit schönem und neuem
Schleier das Haupt, der hell wie das Leuchten der Sonne erstrahlte;
Unten die schimmernden Füße umband sie mit schönen Sandalen.
Wie sie so rings den Leib mit schmückendem Zierat umkleidet,
Schritt sie von dannen aus ihrem Gemach und rief Aphrodite
Seitwärts von all den anderen Göttern und wandte sich zu ihr:
„Folgtest du mir wohl gern, mein Kind, worum ich dich bitte,
Oder schlägst du es ab, weil du im Herzen erbittert,
Daß den Danaern ich und du den Troern gewogen?"

Ihr erwiderte Aphrodite mit lieblichem Lächeln:
„Here, du würdige Göttin, du Tochter des mächtigen Kronos,
Sage mir, was du meinst, mich heißt das Herz es erfüllen,
Wenn ichs erfüllen kann und falls es wirklich erfüllbar."

Listig erwiderte drauf die hohe, erhabene Here:
„Gib mir der Liebe Verlangen und Reiz, mit denen du alle
Ewigen Götter bezwingst und alle sterblichen Menschen.
Denn ich eile die Grenzen der nährenden Erde zu schauen,
Götterurquell Okeanos dort und Tethys, die Mutter,
Die mich in ihrem Hause, aus Rheias Händen empfangen,
Zärtlich zogen und pflegten, als Zeus allschauend den Kronos
Unter die Erde verbannt und des Meeres ewige Unrast.
Diese eil ich zu sehen und ewigen Hader zu schlichten,
Denn schon lange enthalten die beiden sich einer dem andern
Lager und Liebe, da Zorn in ihre Herzen gedrungen.

Könnt ich mit schmeichelnden Worten den Sinn der beiden versöhnen
Und zu den Freuden der Liebe im Lager sie wieder vereinen,
Nennten sie immer meinen Namen mit Liebe und Ehrfurcht."

Ihr erwiderte Aphrodite mit lieblichem Lächeln:
„Unrecht wär es, unmöglich, dir deine Bitte zu weigern,
Ruhst du doch in des Zeus, des höchsten Gottes, Umarmung."

Sprachs und löste unter der Brust den gemusterten, bunten
Gurt, worin sie alle verführenden Gaben bewahrte.
Drinnen lag der Genuß, das Sehnen und trauliche Kosen,
Lockende Mittel, das Herz des größten Weisen zu fangen.
Diesen legte sie ihr in die Hände und sagte bedeutend:
„Da, nimm hin und birg im Busen den schimmernden Gürtel;
Drinnen ist alles bewahrt. Nicht unverrichteter Sache,
Wähne ich, kehrst du heim, und alle Wünsche erreichst du."

Lächelnd hörte es Here, die Göttin mit glänzenden Augen,
Lächelnd nahm sie und barg in ihrem Busen den Gürtel.
Wieder zum Saale zurück schritt Kypris, die Tochter Kronions;
Here aber voll Hast verließ die Höhn des Olympos.
Wie sie Pierien nun und Emathias Reize durchschritten,
Schwang sie sich über die schneeigen Berge der reisigen Thraker,
Hoch über Scheitel, und nicht berührten die Sohlen den Boden,
Schritt vom Athos hinab zu des Meeres wogenden Fluten
Und gelangte nach Lemnos, der Stadt des göttlichen Thoas;
Und da traf sie den Schlaf, den rechten Bruder des Todes,
Faßte ihn bei der Hand, rief seinen Namen und sagte:
„Schlaf, der allen Göttern und allen Menschen gebietet,
Wie du früher mein Wort geachtet, so folge noch einmal
Heut! Dann weiß ich dir Dank hinfort für ewige Zeiten.
Schläfre mir unter den Lidern die leuchtenden Augen Kronions,
Gleich nachdem ich bei ihm in liebender Wonne gelegen.
Schenken will ich dir dann von Gold einen prächtigen Sessel,
Unvergänglich. Ihn wird Hephaistos, mein hinkender Sohn, dir
Kunstvoll schmieden und unten gleich für die Füße den Schemel,
Um beim Mahle darauf die glänzenden Füße zu stützen."

Doch der erquickende Schlaf gab Here folgende Antwort:
„Here, du würdige Göttin, du Tochter des mächtigen Kronos,
Leicht vermöchte ich wohl einen andern der ewigen Götter
Einzuschläfern, sogar Okeanos' strömende Fluten,
Der doch der Ursprung ist und Anfang sämtlicher Dinge.
Aber ich würde nicht wagen, mich Zeus, dem Kroniden, zu nahen,
Ihn in Schlummer zu betten, wenn er es nicht selber geheißen;
Hat mich doch solch Befehl von Dir schon einmal gewitzigt,
Damals als jener trotzige Sohn des großen Kronion
Schiffte von Ilios fort, nachdem er die Feste zertrümmert.
Ja, da bettete ich den Sinn des donnernden Gottes
Fest in selige Ruh. Denn du sannst Böses dem Helden,
Hobst auf dem Meere empor das Sausen entsetzlicher Winde
Und verschlugst ihn im Sturm nach Kos' bevölkertem Eiland,
Fern von allen Gefährten. Doch Zeus erwachte, und wütend
Warf er die Götter umher im Palast und suchte vor allen
Mich. Und er hätte ins Meer mich spurlos vom Himmel geschleudert,
Schirmte mich nicht die Nacht, die Herrin der Götter und Menschen.
Fliehend nahte ich ihr, doch er, so bitter er zürnte,
Ließ nun ab, denn er scheute, die flüchtige Nacht zu verletzen.
Und nun gibst du aufs neu mir diesen unmöglichen Auftrag."

Ihm erwiderte drauf die augenglänzende Here:
„Schlaf, warum gedenkst du denn dieser vergangenen Dinge?
Meinst du etwa, der wissende Gott beschütze die Troer,
Wie er um seinen Sohn, um Herakles, zürnend gewütet?
Auf! ich werde zur Ehe dir eine der jungen Chariten
Zugesellen, du magst zu deinem Weibe sie nehmen,
Sie, Pasithea, die du alle Tage ersehntest."

Sprachs, da wurde der Schlaf gar froh und sagte zur Antwort:
„Wohl! so schwöre mir nun bei des Styx unseligen Wassern,
Fasse mit einer Hand die vielernährende Erde,
Mit der andern das flimmernde Meer, daß sämtliche Götter,
Die da unten um Kronos gesellt, zu Zeugen uns stehen:
Daß du zur Ehe mir gäbest die eine der jungen Chariten:
Sie, Pasithea, die ich alle Tage ersehne."

Sprachs, und willig gehorchte ihm Here mit blendenden Armen,
Schwur, wie er es geheißen, rief alle Götter bei Namen,
Die, Titanen genannt, in der Tiefe des Tartaros hausen.
Aber sobald sie geschworen und ganz den Eidschwur vollendet,
Gingen sie beide und ließen die Stätten Lemnos und Imbros.
Wolken hüllten sie ein, und eilends schritten sie vorwärts,
Und sie gelangten zum Ida, der quelligen Mutter des Wildes,
Wo sie am Fuß des Lekton das Meer verließen und landwärts
Eilten; es wogten unter den Schritten die Wipfel des Waldes.
Da blieb stehen der Schlaf, eh ihn Zeus' Auge erschaute,
Und bestieg eine riesige Fichte, die einst auf dem Ida,
Weit am größten gewachsen, gar hoch zum Äther emporstieg.
Dort nun hockte er nieder, von Fichtenzweigen geborgen,
Und er glich einem singenden Vogel, den drinnen im Bergwald
Chalkis nennen die Götter, die Menschen aber Kymindis.
Here stieg flink hinauf zum Gipfel des ragenden Ida,
Gargaros; und es sah sie der Wolkenballer Kronion.
Kaum gewahrte er sie, umhüllte schon Sehnen sein ernstes
Sinnen, so stark, wie einst die erste Wonne sie einte
Und sie geheim vor den Eltern das Lager der Liebe bestiegen,
Und schon trat er heran, rief ihren Namen und sagte:
„Here, wo eilst du hin, was treibt dich vom hohen Olympos?
Rosse sind nicht zur Hand, noch gar ein Wagen zum Fahren!"

Listig erwiderte drauf die hohe, erhabene Here:
„Ja, ich eile, die Grenzen der nährenden Erde zu schauen,
Götterurquell Okeanos dort und Tethys, die Mutter,
Die mich in ihrem Hause so zärtlich zogen und pflegten.
Diese geh ich zu schauen und ewigen Hader zu schlichten.
Denn schon lange enthalten die beiden sich einer dem andern
Lager und Liebe, da Zorn in ihre Herzen gedrungen.
Aber die Pferde stehen am Fuß des quellendurchströmten
Ida und werden mich tragen hoch über Fluten und Festland.
Deinetwegen kam ich zuerst hierher vom Olympos,
Daß du hernach nicht zürnest, weil ich so heimlich und schweigend
Zu dem Palast des Okeanos ging in die strömenden Tiefen."

Ihr erwiderte Zeus, der Lenker der Wolken, und sagte:
„Here, du kannst dorthin wohl auch noch später hinabziehn,

Laß uns lieber lagern und uns in Liebe erfreuen,
Denn es hat mich noch nie zu Weibern der Götter und Menschen
So die Liebe umstürmt und alle Sinne bewältigt,
— — — — — — — — — — — — — —
Wie ich dich jetzt in Liebe und süßem Verlangen ersehne."

Listig erwiderte drauf die hohe, erhabene Here: .
„O du arger Kronide, was hast du da eben geredet!
Wenn du so brennend verlangst, dich hier in Liebe zu lagern,
Hoch auf dem Gipfel des Ida, wo alles deutlich und sichtbar,
Sprich, wie wäre es dann, wenn einer der ewigen Götter
Uns gebettet erblickt und allen Göttern es eilend
Meldete? Nein, ich käme nie wieder in deine Behausung,
Wenn ich das Lager verlassen. Fürwahr! Das brächte mir Schande.
Wenn du es aber begehrst, und ist es dein Wunsch und dein Wille,
Gibt es doch ein Gemach, das einst Hephaistos, dein Sohn, dir
Liebend gebaut und die Pfosten mit schließenden Türen versehen.
Komm! Dort wollen wir ruhn, da dich des Lagers gelüstet."

Ihr erwiderte Zeus, der Lenker der Wolken, und sagte:
„Here, fürchte dich nicht, daß einer der Götter und Menschen
Dich erblicke. Ich will so dicht uns hüllen in goldne
Wolken, daß Helios selbst uns spähend nimmer erkunde,
Dessen strahlendes Licht am schärfsten, alles zu schauen."
Sprachs, und es schloß in die Arme der Sohn des Kronos die Gattin.

Und nun folgen jene überwältigend schönen Verse, der Nachklang des uralten Mythenliedes vom Beilager der Götter:

Unter ihnen ließ sprossen die Erde blühende Kräuter,
Lotos, tauigen Klee und Hyazinthen und Krokos,
Dicht und schwellend und weich, die hoch vom Boden sie hoben;
Und da lagen sie drin und zogen die schimmernde goldne
Wolke darüber, und funkelnder Tau fiel nieder zur Erde.
(Il. XIV, 153 f.)

Kann man sich eine gewaltigere Verbildlichung der schöpferischen Natur vorstellen? Der ganze schwellende Sonnenglanz des Frühlings, die inbrünstige Werdemacht eines jungen Weltalls voll Sehnsucht und

Jubel klingt aus den Versen, es ist ein trunken hohes Lied einer überirdischen Liebesglut.

Schwer ist es, nach einer solchen himmlischen Steigerung wieder zur Erde und dem umdüsterten Geschlecht der unseligen Menschen zurückzufinden. Aber wir müssen dem Dichter folgen, zurück in das Gewühl der nun unbehindert von Poseidon befeuerten Schlacht. Es zeugt von Homers poetischer Kraft, daß er uns sofort auch hier ohne Erschöpfung unseres Interesses wieder zu packen weiß, denn die donnernde Wucht seiner Schilderung läßt uns nicht los. Von der Himmelserzählung her ist etwas Riesenhaftes in seinen Worten geblieben. So deutlich, als schüttere das Getöse selbst in unsere Ohren, hört man das in dem fürchterlichen Gleichnis, als der bisher so siegreiche Hektor besinnungslos durch den Speerwurf des Aias niedergeschmettert wird:

> Wie vom Blitz des donnernden Vaters die Eiche entwurzelt
> Stürzt, es steigen vom Stamm des Schwefels greuliche Dünste
> Hoch empor; wer solches von nah erblickte, dem wanken
> Zitternd die Knie, denn der Blitz des großen Kronion ist furchtbar:
> Also krachte gar rasch die Kraft des Hektor zu Boden,
> Seinen Händen entfiel der Speer, es stürzten darüber
> Schild und Helm, und ringsum klirrte die schimmernde Rüstung.
>
> (Il. XIV, 414 f.)

*

Den fünfzehnten Gesang, der durch die Wiederbelebung des verwundeten Hektor und durch Apollons Beistand die Troer aufs neue siegreich über die niedergelegte Mauer bis an die Schiffe führt, muß man als Ganzes genießen, und ich würde ihn in bezug auf dichterische Einzelschönheiten übergehen, wenn nicht gerade in diesem Buch so ungeheuer deutlich das rasend gesteigerte Tempo, über das der Dichter verfügt, zum Ausdruck käme. Prägt es sich schon im Verlauf der Gesamthandlung aus, so ganz besonders in der Charakteristik, die der Bewegung der einzelnen Personen zuteil wird. Anfangs ist es die in ihrer Anteilnahme arg zersplitterte Götterwelt, die jetzt in wildem Aufruhr doppelt beflügelt erscheint. Fast gemächlich war Zeus' Gemahlin zu dem Gatten auf den Ida geeilt, aber

Wie der Geist eines Mannes dahinfliegt, der über viele
Länder gewandert und später erwägt mit findigen Sinnen:
Wär ich doch da und da! und hegt noch mancherlei Wünsche:
So flog eilig dahin voll Eifer die göttliche Here.

(Il. XV, 80 f.)

Auch Iris erfüllt blitzschnell den Auftrag des Zeus:

Nieder vom Gipfel des Ida zur heiligen Ilios flog sie.
Wie aus den Wolken der Schnee und der eisige Hagel entfliegen
Unter dem stürmenden Hauch des äthergeborenen Nordwinds,
So flog eilig dahin voll Eifer die hurtige Iris.

(Il. XV, 169 f.)

Diese überall wirksame Beschleunigung kleidet Homer stets in neue Bilder und singt von Apollon:

Fort vom Scheitel des Ida enteilte er rasch wie ein Habicht,
Jener Räuber der Tauben, der schnellste unter den Vögeln.

(Il. XV, 237 f.)

In den obigen Fällen könnte man noch der Ansicht sein, daß die Flüchtigkeit der Götter eben diesen als Attribut zukomme, aber wir sehen weiter, daß hier doch das Wesen des ganzen Gesanges angedeutet ist, denn den gleichen hinreißenden Zug haben auch die Menschen auf Erden:

Wie wenn im Stall ein Roß, mit Gerste genährt an der Krippe,
Reißend die Kette zersprengt und wild in die Felder hinausjagt,
Weil es zu baden gewohnt in der prächtigen Strömung des Flusses
Stolz mit erhobenem Haupt, und rings umflattern die Mähnen
Schultern und Hals; es sonnt sich eitel im Glanze der Schönheit,
Rasend entführt es sein Lauf zu Plätzen und Weiden der Rosse:
So bewegte Hektor geschwind die Füße und Kniee,
Als er die Reisigen trieb und die Stimme des Gottes vernommen.

(Il. XV, 263 f.)

Schon einmal hatte Homer dies Beispiel gebraucht, damals aber von Hektors Gegenbild, seinem Bruder Paris, und so sollte es dort auch nicht den fortreißenden Schwung, sondern mehr das selbstbewußte Prangen verdeutlichen. Hier aber gilt es nur dem Tempo; weitere Stellen über Hektor beweisen das:

Schries, schwang über die Schulter die Geißel und jagte die Rosse,
Längs den Reihen laut die Troer rufend, es schrieen
Alle zusammen mit ihm und trieben die ziehenden Rosse
Laut mit grausem Gebrüll, und vorn stieß Phoibos Apollon
Leicht mit dem Fuß den Wall des tiefen Grabens und warf ihn
Mitten hinein in den Grund.

(Il. XV, 352 f.)

Oder weiter und immer toller:

Hektor feuerumleuchtet sprang überall mitten ins Treffen,
Und er stürzte hinein, wie die wind- und regengeschwellte
Woge sich stürzt in das jagende Schiff, daß der Schaum der Gewässer
Völlig es deckt; es wirft das Wehen des Windes sich heulend
Tief in das Segel, vor Furcht erbeben die Herzen der Schiffer;
Sind sie doch nur um ein kleines dem finsteren Tode entronnen:
So in der Brust der Achaier zerwühlte die Herzen sein Ansturm.

(Il. XV, 623 f.)

Das alles ist der Gottheit noch nicht wild genug; sie selber peitscht den Helden vorwärts:

.... Doch drüben auch Hektor
Blieb nicht in dem Gewühl der festgepanzerten Troer,
Nein, wie der bräunliche Adler auf Scharen gefiederter Vögel,
Die sich gelagert am Ufer des Stroms, nun stürzend herabschießt
Unter Kraniche, Gänse und auch langhalsige Schwäne:
So dem dunkelgeschnäbelten Schiff gerade entgegen
Stürmte Hektor heran; von hinten mit riesigen Händen
Trieb ihn Zeus und entflammte mit ihm zusammen die Krieger.

(Il. XV, 688 f.)

Und in der gleichen Tonart schließt der beflügelte Gesang, nur daß dort die Schilderung der Geschwindigkeit nicht dem Hektor, sondern auch der Gegenseite in der Person des Aias gilt:

Riefs, und wütend stürmte er los mit der Spitze des Speeres;
Und wenn einer der Troer dem treibenden Hektor zuliebe
Wider die bauchigen Schiffe das lodernde Feuer herantrug,
Stieß ihn der riesige Speer des lauernden Aias zu Boden.
So durchbohrte er noch zwölf Krieger dicht vor den Schiffen.

(Il. XV, 742—Schluß)

14. Leichenfeier des Patroklos

Aias' und Hektors Widereinanderwirken am Schluß des 15. Gesanges ist eines der großartigsten Stücke der Weltliteratur. Diese Verse wirken wie dorische Tempel, deren Säulenreihen wir durchwandeln.

So sagt Hermann Grimm, und wahrlich, er hat nicht unrecht.

*

Aber es bleibt jetzt nicht mehr bei der Monumentalität allein, denn der 16. Gesang wandelt die Ereignisse vom Dramatischen ins Tragische, das schon so lange drohend seinen Schatten vorausgeworfen. Alles Vorangehende war sozusagen Exposition oder Entwicklung für das große Trauerspiel, das ja das eigentliche düstere Thema der Ilias bildet.

Patroklos kehrt zu Achilleus zurück:

Heiße Tränen vergießend wie eine dunkele Quelle,
Die von der Spitze des Felsens ihr finster Gewässer herabschießt.
(Il. XVI, 3 f.)

Er weiß den Freund zu bewegen, ihn selbst in Achilleus' Waffen helfend in den schon fast verzweifelten Kampf um die Schiffe eingreifen zu lassen.

Also flehte er laut, der bitter Betörte; er sollte,
Wahrlich, sich selber den finstern Tod und sein Schicksal erflehen.
(Il. XVI, 46 f.)

Es ist sonst nur selten Homers Art, aus der Reihenfolge der Ereignisse heraus einen Vorblick in die Zukunft zu tun und damit etwas aus seiner Objektivität herauszutreten. Hier geschieht es gleich zweimal, denn nachdem Achilleus den Freund gewappnet und zum Schluß für dessen Heldenruhm und glückliche Rückkehr ein Gebet an Zeus gerichtet hat, heißt es:

Also sprach er flehend; ihn hörte der weise Kronion.
Eins gewährte der Vater, doch er versagte das andre;
Denn von den Schiffen zurück den Kampf und das Ringen zu treiben,
Gab er ihm wohl, doch er ließ ihn nicht gerettet entrinnen.
(Il. XVI, 249 f.)

Wir sehen, wie es Homer nie darum zu tun ist, durch Überraschung zu fesseln. War ja der Inhalt dessen, was er vortrug, auch allen Hörern wohlbekannt. Und der Dichter vertraut ruhig auf seine Kraft, auch trotzdem die Spannung atemraubend zu steigern, was natürlich unter solchen

Umständen nur einer vollendeten Fähigkeit der Gestaltung glücken kann. Der schon oft erwähnte Tempowechsel ist ein Hauptmittel dazu. Während der Kampf bis zur äußersten Entscheidungsspitze getrieben ist und man das Gefühl hat, keine Minute verlieren zu dürfen, schildert Homer gelassen und breit die Waffnung des Patroklos, und erst, nachdem alles genügend geordnet, läßt er das neue Schlachtenwetter, nun aber auch gleich in ungestümster Pracht, losbrechen. Gilt es doch, seinen milden Liebling unter den Helden mit unvergänglichem Ruhm zu verherrlichen, ehe er dem frühen Tode verfallen muß, und um das unwiderleglich zu bewerkstelligen, nimmt er den Stoff einer andern Sage und läßt nach vielen anderen Heldentaten schließlich Zeus' eignen Sohn Sarpedon dem Besten der Myrmidonen erliegen.

Grimm nennt es ein fast musikalisches Element, was überall da auftaucht, wo von Sarpedon die Rede ist. Es liegt auch ein besonderer Zauber auf der Persönlichkeit des halbgöttlichen Lykierfürsten, wie ja auch sein Gefährte Glaukos schon früher in so besonders edlem Lichte stehend nachgewiesen wurde. Deutlich spürt man durch, wie sowohl Sarpedon als sein Überwinder Patroklos dem Dichter besonders ans Herz gewachsen sind, so leise die Objektivität Homers das auch nur ahnen läßt. Aber die poetische Verklärung verrät da viel Ungesagtes; und so ist denn auch Sarpedons Tod tief in die satten Farben tragischer Schönheit getaucht. Zeus selber kann es kaum über sich gewinnen, den geliebten Sohn erliegen zu lassen. Nur Here weiß ihn zwingend dazu zu bestimmen:

> Ihren Worten folgte der Vater der Götter und Menschen.
> Blutige Tropfen streute er erdwärts nieder zu Ehren
> Seines geliebten Sohnes, der in dem scholligen Troia
> Fern vom Lande der Väter erliegen sollte Patroklos.
>
> (Il. XVI, 458 f.)

So fällt Sarpedon; ein endloses Ringen und wildes Gemetzel erhebt sich um die Heldenleiche:

> . . . . und nimmer vermochte
> Zeus von dem rasenden Kampf die leuchtenden Augen zu wenden,
> Sondern sah ständig hinab auf die Krieger, und tief in der Seele
> Dachte er viel an den Tod des Patroklos. (Il. XVI, 644 f.)

Und nun kommen die wunderbaren Verse von der einzigartigen Götterehrung, die keinem der gefallenen Helden sonst zuteil wird. Der Gott des silbernen Bogens soll die Leiche aus dem Gewühl durch die Lüfte in die heilige Heimat tragen:

. . . . und willig gehorchte dem Vater Phoibos Apollon,
Und er schritt von dem Scheitel des Ida ins wilde Getümmel,
Hob aus dem Kreis der Geschosse die Leiche des hehren Sarpedon,
Legte ihn fern an den Strom und badete ihn in den Wellen,
Salbte ihn mit Ambrosia und tat ihn in göttliche Kleider,
Gab ihn dann zu tragen den fliegenden Boten, den beiden
Zwillingsbrüdern, dem Tod und dem Schlaf, damit sie ihn eilends
Brachten hinab in des üppigen Lykiens breite Gefilde.

(Il. XVI, 676 f.)

Feierlicher ist selten eine Totenklage gesungen worden. Sie bereitet auf das Weitere vor, die Bahn ist frei, das Fürchterliche naht. Die Götter können es nicht vertragen, wenn Menschen sich überheben. Schon hat Achilleus bei seines Freundes Auszug gebetet:

Möchte doch, Vater Zeus, Athene und Phoibos Apollon,
Keiner der Troer, soviele auch ihrer, dem Tode entrinnen,
Keiner der Danaer auch, nur wir dem Verderben entgehen,
Daß wir allein die heiligen Zinnen von Troia zerstören!

(Il. XVI, 99 f.)

Und auch Patroklos selber hat jede Hemmung außer acht gelassen. Seine Aufgabe war, die Schiffe vom Feinde zu befreien, ein weiteres Vordringen war ihm ausdrücklich untersagt. Sein Siegestaumel aber kehrt sich an kein Gebot. Bis zum äußersten reizt er Apollon durch seinen wütenden Ansturm, man sieht ordentlich die herausgeforderte Rache des Himmels nahen:

Dreimal stürmte er los, ein Bild wie der rennende Ares,
Fürchterlich schreiend, und traf dreimal neun Männer zu Tode,
Als er nun aber zum vierten sich nahte, ein stürmischer Dämon,
O, da hatte, Patroklos, dein Leben sein Ende gefunden!
Wider dich wandte sich da im wilden Getümmel der grause
Phoibos; doch nicht erkannte der Held sein Nahen im Haufen:
Dicht von Nebel umschlossen schritt ihm Apollon entgegen;

Hinter ihn trat er und schlug ihn flach mit der Hand auf den Rücken
Zwischen die breiten Schultern, da blendete jenen ein Schwindel;
Nieder vom Haupte warf den Helm ihm Phoibos Apollon,
Daß mit Visier und Bügel er klirrend rollte zu Boden
Unter die Füße der Pferde. Da wurde der Helmbusch besudelt
Rings mit Blut und mit Staub; nicht war es ihm früher gestattet,
Sich mit dem wehenden Schweif auf staubigem Grund zu besudeln,
Nein, er schützte das Haupt und die schimmernde Stirn des Achilleus,
Dieses göttlichen Helden. Doch jetzt gab Zeus ihn dem Hektor
Auf dem Haupte zu tragen so nah vor seinem Verderben.
Ja, nun brach dem Patroklos der schattende Speer in den Händen,
Wuchtig, riesig und schwer, mit Erz beschlagen; auch fiel ihm
Mit dem Gehäng der umrandete Schild von den Schultern zu Boden,
Und auch den Panzer löste Zeus' Sohn, der Herrscher Apollon.
Lähmung erfaßte sein Herz, die glänzenden Glieder erschlafften,
Und so stand er betäubt, und nah von hinten ins Zwerchfell
Traf mit dem Speer ein dardanischer Mann ihn zwischen die Schultern.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Und Patroklos, bewältigt vom Schlag des Gotts und vom Speerwurf,
Wich in die Schar der Gefährten zurück, dem Tod zu entgehen.
Wie aber Hektor den hochgemuten Patroklos gewahrte
Rückwärts weichend und schwer von eherner Spitze verwundet,
Stürzte er nah durch die Reihen heran und stieß ihm die Lanze
In die äußerste Weiche, daß ganz das Eisen hindurchfuhr.
Dröhnend stürzte er nieder, und laut war der Danaer Jammer.

(Il. XVI, 784 f.)

Nun ist das Verhängnis unaufhaltsam, das Epos kann sich jetzt nur noch entwickeln wie ein rasender Sturm. Schon deutet der Sterbende mit brechender Stimme weissagend dem Sieger den Tod an:

„Auch du selber wirst nicht lang mehr wandeln, auch dir schon
Steht gar nah der Tod und das mächtige, dunkle Verhängnis,
Wenn dich Achilleus bezwingt, des Aiakos herrlicher Enkel."
Also sprach er, und schon umfing ihn des Todes Erfüllung,
Nieder zum Hades flog ihm aus den Gliedern die Seele,
Weinend um ihr Geschick verließ sie Jugend und Stärke.

(Il. XVI, 852 f.)

Mehr Teilnahme anzudeuten, als in den letzten Worten liegt, ist nicht Homers Art. Aber gerade diese Sparsamkeit der subjektiven Gefühlsmomente macht sie doppelt erschütternd; und wie ein schwarzer Totenschleier liegt jetzt eine namenlose Trauer auf allen weiteren Teilen der Ilias.

*

Sie bilden nun auch eine einheitliche Masse, und die Scheidung der einzelnen Gesänge ist mehr Gliederung als sachliche Trennung. Aber auch innerlich spüren wir eine durchgehende größere Selbständigkeit jener zusammenfassenden Persönlichkeit, die wir Homer nennen. Boten ihm die vorangehenden Gesänge noch meist in ihren Elementen Quaderblöcke der alten Sage, die klug zu formen und zu fügen waren, so treten wir jetzt mehr in des Dichters Eigenland und merken die nur ihm eigene Art, den Stoff nicht nur vorzutragen, sondern überhaupt zu erfinden und zu bilden. Voll zum Ausdruck kommt dies allerdings erst in der Krönung des Ganzen, dem Schlußgesang, der in seinem wundervollen Ausklang so deutlich ein Abbiegen von dem ursprünglich wohl ganz anderen Ende der Sage zeigt, aber dennoch häufen sich doch jetzt schon augenfällig die Neuschöpfungen des Dichters.

Der 17. Gesang geht zwar in den vorhergehenden derart über, daß gar keine Trennungslinie wahrnehmbar ist. Das neue Buch hat eine sehr schwere Aufgabe. Es soll den lang unentschiedenen, fast feststehenden Kampf um des Patroklos Leiche schildern und dabei das Gesamtbild der wechselnden Schlacht nicht aus dem Auge verlieren. Ohne eine gewisse Sprunghaftigkeit kann es dabei nicht abgehen, indes ist es nur natürlich, daß nicht alles in immer neuer Variation mit den großen Fresken der früheren Kampfbilder zu vergleichen ist. Homer daraus, wie es oft vorgekommen ist, einen Vorwurf zu machen, ist ein Unding, und wohl niemand hätte die Aufgabe besser und lebendiger gelöst. Wir haben hier nicht den einzelnen Nachweis für die Behauptung zu erbringen, halten wir uns lieber an die erschütternden Schönheiten dieses Gesanges, der darin gewiß keinem anderen nachsteht, wie wir auch schon bei den Gleichnissen gesehen. Welche Tragik und dramatische Kunst liegt nicht allein darin, wie Hektor

hier unmittelbar vor seinem Sturz nicht nur auf dem Gipfel des Ruhmes erscheint, sondern dies fast erschreckend auch äußerlich dadurch zum Ausdruck kommt, daß er nun die erbeutete Wehr des Achilleus an sich reißt und sich noch während des Kampfes mit dem Geleucht dieser für ihn so verhängnisvollen Trophäe schmückt. Wie mit Blindheit geschlagen erscheint er, ahnungslos der drohenden Nemesis, so daß sogar der ihm wohlwollende Göttervater ernst das Haupt schüttelt über das vermessene Abbild des Achill, das gerade dadurch die unwiderstehliche Wut des rächenden Helden herausfordern muß.

Je mehr die Ilias dem Schluß zueilt, je mehr weitet sie sich steigend ins Mythische, Übernatürliche. Es gibt Stellen, die visionär durchleuchtet sind, es beleben sich die Elemente und greifen selber ein. Licht und Dunkel verraten ihre Teilnahme, heilige Tiere gewinnen klagende Sprache, Feuer und Wasser geraten in einer Form in Kampf, die so gigantisch ist, daß es sich nicht mehr nur um die übliche göttliche Personifikation zu handeln scheint. Und auch die Hauptträger der Handlung, besonders Achilleus, wachsen in eine umleuchtete Größe, die sie vom Menschlich-Individuellen immer mehr trennt und sie in dieser gigantischen Vereinsamung noch tragischer erscheinen läßt, wie wir ja auch im Leben zuweilen gewahren, daß ein unermeßlicher Schmerz eine in Erstarrung verklärte Hoheit auslösen kann, die unnahbar, unberührbar und überirdisch erscheint. Einen ganz ähnlichen Vorgang erleben wir bei Dantes Paradies oder dem Schluß des Faust, die sich allmählich in lauter Licht aufzulösen scheinen und uns entrücken, ohne darum von ihrer Wirklichkeit einzubüßen.

Homers realere Art bleibt ja immer noch viel erdennäher und greifbarer, dennoch kann man Stellen wie die folgenden nur unter einem ähnlichen Gesichtspunkte verstehen, denn die bewundernswerte Anschaulichkeit und plastische Beleuchtung, ein Meisterstück des Dichters, genügt dafür noch nicht allein:

> So nun stritten sie dort wie Feuer; man konnte nicht glauben,
> Daß noch am Himmel der Mond und die leuchtende Sonne erhalten.
> Dunst umhüllte die Krieger, soweit im Felde die besten
> Rings den Leib des gefallenen Menoitiaden umstanden.

Aber die übrigen Troer und schmuckgeschienten Achaier
Stritten ruhig bei heiterem Himmel, und blendende Strahlen
Sandte die Sonne, es ließ sich keine Wolke erblicken
Rings über Berg und Land. Sie kämpften mit wechselnden Pausen;
Um zu meiden einer des andern herbe Geschosse,
Traten sie weit auseinander. Doch die in der Mitte erlitten
Müh durch Nebel und Kampf, und grade die Besten von ihnen
Raffte das fressende Eisen.

(Il. XVII, 366 f.)

Und später betet Aias:

„Aber hier nirgends vermag ich solchen Achaier zu schauen,
Hat doch ein Nebel umhüllt die Mannen und Rosse zusammen.
Vater Zeus, befreie vom Nebel die Söhne Achaias,
Kläre den Äther und gib den schauenden Augen Erkennen
Und verdirb uns im Licht, wenn du es also beschlossen."
Riefs, und es rührten den Vater des Weinenden strömende Tränen,
Rasch zerstreute er rings die Wolken und teilte den Nebel,
Leuchtend strahlte die Sonne, und weit lag sichtbar das Schlachtfeld.

(Il. XVII, 643 f.)

Zwischen diesen beiden Stellen aber steht die ergreifende Schilderung von den klagenden Rossen des Achilleus, und so mythisch und märchenhaft das alles anmutet, ist es doch von so dichterischer Kraft, daß wir es wie ergreifende Wirklichkeit hinnehmen:

Aber fern von der Schlacht, da hielten und klagten Achilleus'
Rosse, sobald sie gemerkt, daß tot ihr Führer zu Boden
Tief in den Staub durch den Arm des mordenden Hektor gesunken.
Wahrlich, Automedon trieb, der wackere Sohn des Diores,
Wieder und wieder sie an mit schwingender Geißel und schlug sie,
Wieder und wieder rief er sie an, bald gütig, bald drohend.
Aber die beiden wollten nicht heim zu den Schiffen am breiten
Hellespont, noch fort in den Kampf in der Danaer Mitte,
Nein, so wie eine Säule ganz fest und ohne zu wanken
Steht auf dem türmenden Hügel verstorbener Männer und Frauen:
Also standen sie starr und hemmten den herrlichen Wagen,

Tief zu Boden die Häupter gesenkt, und brennende Tränen
Rannen aus ihren Augen zu Boden, während ihr Sehnen
Schrie nach dem Lenker, es fielen zu beiden Seiten des Joches
Staubbesudelt tief aus dem Ring die üppigen Mähnen.

(Il. XVII, 426 f.)

Etwas streng Musikalisches, ein gewisser Rhythmus scheint immer stärker zwischen den Zeilen aufzuleben, beileibe nicht in dem modernen Sinn des Wortklangs, sondern in dem innerlichen Wesen der Dichtung. Sie wird zu einem großen Trauermarsch, und das fällt einem feinfühligen Ohr besonders am Ende dieses Buches auf. Sagt doch Hermann Grimm von dessen unbewußter Gliederung:

> Nur in Tonstücken Beethovens, wenn der Komponist in immer erhabenerer Wiederholung des Themas sich gleichsam nicht beruhigen kann, wüßte ich etwas zu nennen, das den Ausklängen des 17. Gesanges der Ilias zu vergleichen wäre.

Ich weiß wohl, daß es leicht haltlos und allzu romantisch, also ganz unhomerisch werden kann, wenn man zur Erläuterung der Schönheit einer Dichtung derart über das Sachlich-Gegebene hinausschweift, andererseits können wir oft Vorgänge auf einem Kunstgebiet nur dann mit Worten wirksam zu verdeutlichen suchen, wenn wir uns der Analogie mit ganz andern Schaffensbezirken bedienen. So gibt es eben auch bei Homer Stellen von solch unmeßbarer Schönheit, daß man zu solchen Vergleichen schreiten muß, falls man nicht vorzieht, nur das Original für sich sprechen zu lassen. —

Von Gesang zu Gesang tritt jetzt eine ungeheure Steigerung ein. Immer herrlicher wird die Dichtung, aber auch dämonischer. Erde und Himmel geraten in Bewegung, überall sind die Götter am Werk, und übernatürliche Kräfte beginnen zu wirken, besonders um die schon halbgöttliche Gestalt des Achilleus, dem wir immer mehr anmerken, daß er zum Teil ein Kind der Elemente und deren schrankenlosen Waltens ist.

Eben hat er durch Antilochos die Todesbotschaft erhalten, jene Botschaft, die schon im Altertum wegen ihrer erschütternden Knappheit berühmt war:

15. Kampf bei den Schiffen; Priamos bei Achill

Weh mir, du Sohn des tapferen Peleus, bittere Kunde
Mußt du vernehmen — o wäre doch nimmer solches geschehen!
Tot liegt Patroklos da, und sie umkämpfen den nackten
Leib. Denn schon hat die Rüstung geraubt der schimmernde Hektor.

(Il. XVIII, 18 f.)

In eherner Fürchterlichkeit stehen die Worte da — keins zu viel, keins zu wenig. Bei dem stets überschäumenden Wesen des Achill, dieser so rätselhaft schillernden, meerähnlichen Seele, ist die Wirkung doppelt schrecklich:

Rußigen Staub ergriff er mit beiden Händen und streute
Nieder ihn auf sein Haupt und entstellte sein blühendes Antlitz,
Und sein lichtes Gewand bedeckte finstere Asche.
Selber lag er im Staub, gestreckt in riesiger Länge,
Und verwüstete wild sein Haar mit raufenden Händen.

(Il. XVIII, 23 f.)

Der tränenüberströmte Antilochos muß ihm die Hände halten, weil er den Selbstmord des Helden befürchtet, ruft dieser doch später seiner Mutter zu, er möchte lieber gleich auf der Stelle sterben, da er den Freund nicht habe schützen können.

Schon hat der Schall des schauerlichen Jammers selbst die Meergöttin in der Tiefe erreicht, und sie taucht klagend aus den Wogen mit ihrem ganzen Gefolge auf, denn stets steht Achilleus in geisterhaftem Verkehr mit dem Element, das ihn geboren.

Daher auch der jähe Wechsel in seiner Gemütsart, der ihn auch jetzt mit einemmal den ganzen Zorn auf Agamemnon abschütteln und ihm eine ganz andre Wendung geben läßt, nicht ohne eine tiefe Erkenntnis der Verderblichkeit allen Haders auf Erden: wie eigenartig klingen doch aus dem Munde des entsetzlichsten aller zürnenden Helden die Worte:

Möchte doch aller Streit aus der Mitte der Götter und Menschen
Schwinden und aller Zorn, der auch die Weisesten blendet,
Der doch, verlockender noch als milder, träufelnder Honig,
Wachsend steigt wie Rauch empor in den Herzen der Menschen,
Wie jetzt auch mich der Mannen Fürst Agamemnon erzürnte!
Doch nun mag das Vergangene ruhn, so bitter wir leiden!

(Il. XVIII, 107 f.)

Nun ist seine Seele frei von der dumpfen Last des Grolls, die solange lähmend auf ihm gelegen. Er ist verweht, wie nie gewesen, und des Grambeladenen Streben kennt nur ein Ziel: Rache, dieses aber mit fast grauenhafter Inbrunst, die alles wegfegt, was sich ihr in den Weg stellt. Todgeweiht ist der Held, er weiß es selber genau, aber was kümmert ihn das, gerade diese Weihe, die sein ganzes Rasen erst erklärlich macht, gibt ihm eine Art Unverletzlichkeit bis zur Erfüllung seiner Aufgabe. Die schäumende Ungeduld kann sich kaum bändigen und soll es auch nicht; aber Kampf ist zunächst unmöglich, da Achilleus waffenlos ist, und so erfindet Homer eine seiner gewaltigsten Szenen, die man jedesmal wieder mit einem fast angstvollen Erstaunen liest. Die Götter raten Achilleus, waffenlos und gesondert von den Achaiern lediglich seinen Anblick auf die Feinde wirken zu lassen. Der große Künstler Homer wußte gar gut, daß das Gelingen dieses Experiments seinen Helden mit einem Nimbus umkleiden muß, dem nichts mehr zu vergleichen ist:

Aber der göttergeliebte Achilleus erhob sich; Athene
Warf um seine gewaltigen Schultern die Quasten der Aigis,
Und es umkränzte sein Haupt die göttlichste Göttin mit goldnen
Wolken und ließ von ihm selbst eine leuchtende Flamme entlohen.
Wie aus der Stadt ein steigender Rauch zum Äther sich wendet
Fern auf der Insel, die rings die feindlichen Scharen umkämpfen,
Und die Bewohner den ganzen Tag aus umlagerter Feste
Ringen in schaurigem Kampf; doch bei dem Sinken der Sonne
Flammen Feuer in Haufen empor, und hoch in die Lüfte
Hebt sich ein leuchtender Schein, für alle Nachbarn ein Zeichen,
Ob sie vielleicht mit den Schiffen zu rettender Hilfe erschienen:
Also stieg von dem Haupt des Achilleus ein Leuchten zum Äther.
Fort von der Mauer trat er an den Graben, doch blieb er
Fern den Achaiern, er achtete wohl die Mahnung der Mutter;
Und da stand er und schrie, und seitlich schallte Athenes
Stimme. Unter den Troern erhob sich entsetzte Bestürzung.
Wie mit gellendem Schall ertönt die helle Trompete
Unter den mordenden Feinden, die rings die Feste umlagern,
Also erscholl des Aiakiden gellende Stimme.
Und wie die Feinde den ehernen Ruf des Achilleus vernahmen,

Bebte allen das Herz, ja selbst die mähnigen Rosse
Wandten die Wagen zurück; ihr Ahnen witterte Unheil.
Auch die Lenker erschraken, sobald sie das lodernde Feuer
Schauten in grausiger Glut auf dem Haupte des stolzen Peliden,
Wie es Athene, die Göttin mit leuchtenden Augen, entflammte.
Dreimal gellte über den Graben der Ruf des Achilleus,
Dreimal zerstoben die Troer und rühmlichen Bundesgenossen.

(Il. XVIII, 203 f.)

Nie ist die Wirkung der bloßen Gegenwart eines Mannes geschildert worden wie hier. Nie auch der plötzliche Umschlag von Verhältnissen. Die Troer sind wie fortgeblasen. Es bedarf nicht einmal, sie abzuwehren. Sie sind nicht mehr. Sie schleichen still davon.

So urteilt Hermann Grimm unübertrefflich. —

Gewaltiger kann es nicht mehr werden. Jetzt muß das Lied abklingen oder ein ganz anderes Thema kommen.

Homer tut beides. Eine kurze Zeit noch bildet das Schlachtfeld den Schauplatz, aber nicht zum Kampf, wir müssen Atem holen gleich den zu Tode erschrockenen Feinden. Noch zögert die Sonne, den spannenden Anblick der Erde zu verlassen, aber die Götter zwingen sie zu sinken, und im nächtlichen Dunkel beraten die Troer. Homer aber nimmt uns hinauf in die stillen, schimmernden Höhen des Himmels, um hier wieder in jenem idyllischen Glanz heiterer Götterruhe unsere erregten Sinne sich sammeln zu lassen, sein altes, bewährtes Mittel wohlerwogener Kontraste.

Und so kommt es nun zu der weltberühmten Szene, wie Thetis zur Götterwohnung des alten Hephaistos eilt und mit ihrer Bitte dort die Schmiedung der himmlischen Waffen für Achilleus hervorruft. Erinnern wir uns der Briefstelle Goethes gerade zur Zeit, als er an seiner Achilleïs arbeitete:

Ich habe in diesen Tagen wieder Homer vorgeholt und den Besuch der Thetis bei Vulkan mit unendlichem Vergnügen gelesen. In der anmutigen Schilderung eines Hausbesuches, wie man ihn alle Tage erfahren kann, in der Beschreibung eines handwerksmäßigen Geschäfts ist ein Unendliches in Stoff und Form enthalten, und das Naive hat den ganzen Gehalt des Göttlichen.

Die vielgepriesene Schilderung der Schildschmiedung war vielleicht ein Gedicht für sich; wer kann es wissen? Aber sie wirkt wie ein abgeschlossenes Stück, das man in seiner eigenen köstlichen Vollendung kommentarlos genießen kann:

Emsig schuf er zuerst den Schild gewaltig und hiebfest,
Schmückte mit Bildern ihn rings, umzogen von schimmerndem Rande,
Dreifach und leuchtend, daran das Riemengehänge aus Silber,
Fünffach waren die Schichten am Schilde selber, und auf ihm
Fügte sein wägender Sinn gar viele, schöne Gebilde.

Auf dem Schilde schuf er die Erde, das Meer und den Himmel,
Den gerundeten Mond und die unermüdliche Sonne,
Drauf auch alle Gestirne, die rings den Himmel bekränzen,
Die Pleïaden, Hyaden und dann die Kraft des Orion,
Auch den Bären, den sie zuweilen Wagen benennen,
Der auf dem Platze sich dreht und stets den Orion beachtet
Und der einzig allein das Bad des Okeanos meidet.

Dann auf dem Schild verfertigte er zwei prächtige Städte
Redender Menschen; in einer ein hochzeitlich Fest und Gelage,
Bräute führten sie aus den Gemächern mit leuchtenden Fackeln
Hin durch die Stadt, und rings erschollen laute Gesänge,
Jünglinge kreisten im Tanz, in ihrer Mitte erklangen
Hell die Flöten und Leiern, und überall in den Türen
Traten Frauen heraus und schauten in wunderndem Staunen.
Auf dem Markte standen die Bürger in Scharen: ein Streitfall
Wurde verhandelt; es stritten zwei Bürger sich wegen des Bußgelds
Fines erschlagenen Mannes. Der eine beschwor es dem Volke,
Daß er ja alles beglichen, der andre bestritt die Bezahlung.
Beide verlangten vom Richter, er solle den Hader entscheiden,
Beifall rief beiden das Volk und schlug sich zu beiden Parteien;
Herolde hielten die Haufen zurück, die Ältesten aber
Saßen rings auf geglätteten Steinen im heiligen Kreise,
Und der verkündenden Herolde Stab hielt jeder in Händen,
Trat dann hervor, und alle der Reihe nach sprachen ihr Urteil,
In der Mitte lagen zwei Teile gewogenen Goldes
Dem zur Gabe, der hier das Recht am klarsten verkünde.

Rings die andere Stadt umgaben zwei Heere von Kriegern
Leuchtend im Glanze der Waffen und waren zweierlei Meinung,
Hier für Zerstörung und dort, die Habe doppelt zu teilen,
Alles, was drinnen an Gut die prächtige Feste umschlösse.
Aber sie weigerten sich und legten sich heimlich auf Lauer;
Weiber und zarte Kinder umstellten indessen die Mauer
Oben zum Schutz mit den Greisen, die schon das Alter ermattet.
Fort dann zogen die andern, geführt von Ares und Pallas,
Beide von Gold gefertigt, mit goldnen Gewändern bekleidet,
Beide prächtig und groß, nach Art der Götter gerüstet,
Rings erhaben und hoch, doch kleiner waren die Mannen.
Als sie zum Platz gelangt, der günstig zur Lauer geeignet,
Dicht an dem Flusse, allwo für alle Herden die Tränke,
Ließen sie dort sich nieder, gehüllt in funkelndes Eisen.
Fern von ihnen hockten zwei Späher des Heeres sich nieder,
Harrend so lang, bis Schafe und wandelnde Rinder sich zeigten;
Und schon nahten die Herden, und hinter ihnen zwei Hirten
Bliesen die frohe Schalmei, nicht ahnend die listige Falle.
Wie es die Krieger gewahrten, da rannten sie vor, und sie fingen
Eilends ab die Herden der Rinder und stattliche Haufen
Silberschimmernder Schafe, wobei sie die Hirten erschlugen.
Wie nun die Feinde, die nah den Redeplätzen gelagert,
Hörten den tobenden Lärm bei den Herden, da stürmten auf schnellen
Wagen sie hinterdrein, bis daß sie den Gegner erreichten,
Stellten sich dann zur Schlacht und kämpften am Ufer des Stromes,
Und sie beschossen einander mit erzbeschlagenen Lanzen.
Drunter stand Hader und Schreck, und die grausige Göttin des Todes
Packte lebendig den einen verwundet, den anderen wundlos,
Riß einen dritten am Fuß getötet mitten durchs Toben.
Sie umwehte ein Mantel, vom Blut der Männer gerötet;
Drängend sah man die Krieger wie lebende Sterbliche streiten,
Wie sie die Leichen der Toten einander kämpfend entrissen.

Weiter formte der Gott einen üppigen, dreimal gepflügten
Acker und lockere Brache, worauf viel pflügende Männer
Ihre Gespanne wendend lenkten aufwärts und abwärts.
Aber so oft sie zur Wendung die Grenze des Ackers erreichten,
Trat zu allen ein Mann und reichte ihnen den Becher

Voll des lieblichen Weins, dann wandten sie um zu den Furchen,
Um voll Eifer ans Ende des weiten Gefildes zu kommen.
Hinter dem Pfluge ward dunkel das Land wie beackertes Erdreich,
Ob es doch war aus Gold. Fürwahr, ein wundersam Bildwerk!

Weiter formte der Gott ein wogendes Saatfeld, und auf ihm
Schritten mähende Schnitter mit scharfen Sicheln in Händen.
Dicht in Schwaden sank ein Teil der Halme zu Boden,
Garbenbinder umwanden die andern mit strohenen Seilen.
Doch drei Binder standen daneben, und ständig dahinter
Nahmen Knaben die Garben empor, und immer ein Handvoll
Reichten sie zu. Inmitten der Leute, gelehnt auf sein Zepter,
Stand an den Schwaden ihr Herr und sah sie mit schweigender Freude.
An einer Eiche zur Seite bereiteten Schaffner die Mahlzeit,
Richteten zu ein riesig geschlachtetes Rind, und die Frauen
Rührten den Leuten zum Mahl in Masse das schimmernde Gerstmehl.

Weiter formte der Gott einen traubenstrotzenden Weinberg
Prächtig von Gold, und dunkel hing die Frucht an den Reben,
Und so stand er rings, geschmückt mit Pfählen von Silber.
Seitlich floß ein Graben aus Stahl, drum zog er im Kreise
Einen Zaun aus Zinn; ein Pfad nur führte darüber,
Den die Träger betraten zur Zeit der herbstlichen Lese.
Junge Mädchen trugen zusammen mit fröhlichen Burschen
In geflochtenen Körben die süße Ernte der Trauben.
Unter ihnen spielte ein Knabe die tönende Leier
Hell mit sehnendem Laut und sang mit schmelzender Stimme
Linos' süßes Lied; im Takte tanzten die Leute
Singend und jauchzend und schwangen zum Tanze die schwebenden Füße.

Weiter schuf der Gott eine Herde steilhörniger Rinder,
Und es wurden aus Gold und Zinn die Rinder gefertigt.
Brüllend jagten sie fort vom Hof der Weide entgegen
An den rauschenden Strom, vorbei dem schwankenden Röhricht.
Goldgebildet hinter den Herden schritten der Hirten
Vier, neun Hunde folgten den Hirten flüchtigen Laufes.
Unter den Rindern packten vorn zwei schreckliche Löwen
Einen stöhnenden Stier; er ward laut brüllend entrissen,
Und es setzten ihm nach die Hunde und rüstigen Jäger.

Doch die zwei Löwen zerfleischten die Haut des mächtigen Stieres,
Schlürften Gedärme und dunkles Blut. Es hetzten die Hirten
Ganz vergebens wider sie an die hurtigen Hunde;
Denn sie duckten sich scheu, anstatt den Löwen zu beißen,
Standen nah herum und bellten und wichen zur Seite.

Eine gedehnte Trift schuf weiter der hinkende Künstler,
Schön in waldigem Tal und voll von schimmernden Schafen,
Ställe und Hütten dazu, gedeckte und offene Pferche.

Weiter schmückte der Gott den Schild mit festlichem Tanzplatz,
Ganz wie jener gebildet, den einst im räumigen Knosos
Daidalos kunstvoll schuf der schöngelockten Ariadne.
Burschen sah man dort mit vielumworbenen Jungfraun
Schlingen den Reigen, so hielten sie einer des anderen Hände;
Leinene Kleider umflogen die Mädchen, es trugen die Burschen
Schöngewebte Gewänder von öligschimmerndem Glanze.
Prächtige Kränze krönten die Jungfraun, aber die Tänzer
Trugen goldene Dolche in silbergeschmückten Gehängen.
Und so kreisten sie bald mit kundigen Schritten vorüber,
Leicht, als säße ein Töpfer und suchte mit drehenden Händen
Flink die Scheibe zu schwingen, ob sie behende auch liefe.
Bald auch eilten sie wieder in Reihen einander entgegen.
Freudig umstand eine große Menge den lieblichen Tanzplatz,
Und inmitten der Schar, da sang ein göttlicher Sänger
Laut zur Leier; und wenn das Lied begonnen, so traten
Unter das Volk zwei Tänzer und wirbelten rasch in der Mitte.

Endlich fügte der Gott des Okeanos reißende Strömung
Längs dem gerundeten Rand des starkgeschmiedeten Schildes.

(Il. XVIII, 478 f.)

Ich habe schon öfter Hermann Grimm zitiert, wenn er seine Erläuterung in Worte kleidet, die nicht besser gesagt werden können; so auch hier:

> Homer hat in diesen neun Bildern dem Leben des Tages, dessen Licht ihn umgab, ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Das war das ionische Dasein, in dem er aufwuchs. Wir fühlen uns diesen Dingen nahe, als verschwänden die Unterschiede der Zeiten, denn solange Menschen die Erde bewohnen, wird,

was Homer hier zeigt, die Blüte menschlicher Existenz bleiben. Hephaistos selbst vermochte nichts Schöneres zu erfinden als den Anblick menschlicher, beglückender Arbeit. Mit den Menschen zu verkehren, erhöhte der Götter eigne, olympische Seligkeit. Sich in menschliche Schicksale zu mischen, ist ihr Genuß und ihr Tun. Auf Menschliches sind ihre Gedanken gerichtet. Mit den Sterblichen dulden und freuen sie sich.

An der Schildschmiedung sehen wir die volle behagliche Ausführlichkeit, über die Homer verfügt. Unmittelbar anschließend gibt er ein typisches Muster seiner höchsten Knappheit, die nur das Allernotwendigste betont. So findet er sofort wieder beherrschend zum reißenden Rhythmus seiner Darstellung zurück:

Aber nachdem er den Schild so fest und riesig vollendet,
Schuf er ihm auch einen Panzer von hellerem Leuchten als Feuer,
Schuf ihm auch einen wuchtigen Helm, der fest an den Schläfen
Und gar prächtig geschmückt, darauf einen goldenen Helmbusch,
Schuf ihm auch aus geschmeidigem Zinn die Schienen der Schenkel.

Als der hinkende Künstler so alle Waffen vollendet,
Nahm er sie auf und brachte sie vor die Mutter des Helden;
Und sie schoß wie ein Falk hinab vom beschneiten Olympos,
Um von Hephaistos die leuchtenden Waffen dem Sohne zu bringen.

Man beachte, wie Homer alles Überflüssige übergeht, wenn es ihm auf Schnelligkeit ankommt. Nicht nur hier trennen sich die Personen ohne Abschied, ohne Wort, sobald ihre Aufgabe erfüllt ist. Oft sind sie für den Hörer gar nicht mehr vorhanden, ohne daß ihm das weiter auffällt. Ein Dichter soll eben im allgemeinen nur Wesentliches bringen. Bringt er Nebensächliches, so muß seine kluge Ökonomie wissen, wozu er das tut. Gerade hierin ist Homer ein Meister und Muster. —

*

Die folgenden vier Gesänge gehören alle der Racheschlacht, die in dem Zusammentreffen des Achilleus und Hektor ihren längsterwarteten Gipfelpunkt finden soll. Stufenweise türmen sich diese Bücher, starrend von Wildheit, übereinander, um dann in den beiden letzten Gesängen der Ilias einen krönenden Abschluß von solch poetischer Leuchtkraft zu finden, wie ihn keine andere Dichtung aufweisen kann.

16. Patroklos verbindet Machaon

Sollen die genannten Bücher, die ich hier in eins zusammenfassen möchte, in ihrer Wirkung sich steigern, so muß ihr Beginn naturgemäß das schwächste Stück darstellen. Aber auch an sich ist der vorangehende Gesang keiner von denen, die in dem Epos besonders fesseln. Der Auseinandersetzung des Achilleus mit Agamemnon wohnt zwar eine sehr interessante und folgerichtige Charakteristik inne, aber wir sind verwöhnt, und manche Stellen erscheinen schwach im Gegensatz zu früheren. Wie ergreifend war das Bild der trauernden Rosse nach dem Fall des Patroklos; wenn sie nun aber beim Auszug des Achill wieder mit menschlichen Eigenschaften, d. h. der Stimme, und darüber hinaus mit prophetischer Gabe ausgestattet werden, so geht doch eine viel schwächere Wirkung davon aus. Nur die Rüstung des Heeres und des Peliden zeigt etwas von dem prächtigen, stählernen Glanz früherer Partien.

. . . . Von den hurtigen Schiffen strömten die Krieger,
Wie die Flocken des Schnees von Zeus ohn Ende und eisig
Niederwirbeln beim Stoß des äthergeborenen Nordwinds:
Also wurden auch dort helleuchtende Helme ohn Ende
Fort aus den Schiffen gedrängt und nabelgebuckelte Schilde,
Panzer mit mächtigen Platten dazu und eschene Lanzen.
Glanz erfüllte den Himmel, rings lachte im Kreise die Erde
Von des Erzes Geleucht, laut dröhnte es unter der Männer
Tritten. Inmitten wappnete sich der hehre Achilleus,
Knirschen hörte man seine Zähne, es flammten die Augen
Ihm wie Glanz des leuchtenden Feuers, und Jammer unsäglich
Füllte sein Herz.

(Il. XIX, 356 f.)

Im weiteren Verlauf ist alles um Achilleus gruppiert. Er scheint auf seiten der Achaier ganz allein zu kämpfen; wir hören nur von seinen Taten, und unser ganzes Interesse wird lediglich auf sein Rasen gelenkt. Durch diese isolierte Stellung erreicht ja Homer allerdings ganz, was er will. Die Helden und das Heer hat er im Kampf genugsam gezeichnet. Jetzt gilt nur noch die ungeheuerlich heroische Verklärung des Einen.

Nur noch das Wirken der Götter wird daneben genannt, denn wie wäre ein gesteigertes Schlußbild möglich, wenn nicht Himmel und Erde

und ihre Bewohner in wildem Aufruhr gegeneinander streiten würden? Immerhin läßt sich auch hier das schließliche Ergebnis des Götterkampfes nicht mit den früheren Partien, z. B. im fünften Buche, messen, aber — wie überhaupt in allen Gesängen — wir finden auch hier Bruchstücke alter Mythenlieder von einer quadergetürmten Großartigkeit, die jedem Aufmerkenden sofort durch die Mächtigkeit des Tones und ein gewaltiges Kolorit auffällt, wie es z. B. auch die Heroen der Edda neben ihrer verkleinerten Gestalt in den Nibelungen auszeichnet.

Ein solch ursprünglicher Sang vom Kampf der Götter liegt denn auch, hier eingefügt, den folgenden Versen zugrunde, bei denen man die ersten sieben sofort als Überleitung herausfühlt:

Aber nachdem in der Männer Gedräng die Olympier getreten,
Hob sich die schlimme, verhetzende Eris, und gellend schrie Pallas
Bald schon außer der Mauer am Rand des gerichteten Grabens,
Bald auch schrie sie laut an des Meeres umdonnerter Küste.
Ares brüllte von drüben und glich einem finsteren Sturmwind,
Hell erschallte sein Ruf von der Zinne der Feste den Troern,
Bald auch im Lauf bei Kallikolone am Rand des Simoeis.
Also stachelnd trieben die seligen Götter die beiden
Völker zusammen, sie hart zu heftiger Fehde zu reizen.
Brüllender Donner entfuhr dem Vater der Götter und Menschen
Hoch aus der Höhe, und unten erschütterte bebend Poseidon
Weit das unendliche Land und die ragenden Scheitel der Berge.
Alle Gründe wankten im quellendurchrieselten Ida,
Alle Gipfel, auch Priamos' Stadt und die Schiffe Achaias.
Furcht in der Tiefe erfaßte Aidoneus, den König der Schatten,
Bangend sprang er vom Thron und schrie, damit ihm nicht droben
Der Umstürmer der Lande, Poseidon, die Erde zerberste
Und den Menschen und Himmlischen nicht die ganze Behausung
Dumpf voll Moder erschiene, vor der die Götter selbst schaudern:
Solch ein Getöse erhob sich beim Angriff der streitenden Götter.

(Il. XX, 47 f.)

Die Götterschlacht bleibt in diesem Gesange in der Entwicklung stecken, man hört deutlich, wie das pompöse Stück unvermittelt abbricht. Wie dann die Himmlischen erst im nächsten Buch aufeinanderprallen,

ist weder erhaben noch schön und für manche nur als eine Groteske genießbar, wie die Rüpelszenen Shakespeares inmitten seiner tiefsten Tragödien.

Denn eine solche beginnt auch hier mit dem 21. Gesange. Das vorhergehende Buch nannte ich noch schwach im Vergleich zu früheren, nun aber erklimmt Homer eine Stufe des Heroischen und übermenschlich Gewaltigen, daß der sich ständig steigernde, brausende Klang seiner Verse in keiner Literatur seinesgleichen hat. Schon die Überleitung zu dem schauerlich-schönem Gesang, dessen flammende Ereignisse über Himmel und Erde fegen, schlägt den neuen Ton an, der Homer im Vollbesitz all seiner Mittel ankündigt:

Wie ein fürchterlich Feuer durchwütet des trockenen Bergwalds
Tiefe Schluchten, es brennt der Wald in den innersten Gründen,
Ringsum treibt der jagende Wind im Wirbel die Flammen:
Also tobte ringsum der Held mit dem Speer wie ein Dämon
Stürmend und mordend, und dunkel färbte die Erde ein Blutstrom.
Wie wenn jemand breitgestirnte, männliche Rinder
Einspannt, die lichte Gerste auf offener Tenne zu dreschen;
Leicht bei den Tritten der brüllenden Rinder entfallen die Körner:
So zertraten die stampfenden Rosse des stolzen Achilleus
Leichen und Schilde zugleich. Da ward von unten die Achse
Völlig mit Blut besudelt und auch die Geländer des Sitzes,
Wo von den Hufen der Rosse und auch von den Reifen der Räder
Trafen die Tropfen. Also dürstete, Ruhm zu gewinnen,
Peleus' Sohn und befleckte mit Blut die wütenden Hände.

(Il. XX, 490—Schluß)

*

Und nun beginnt das volle Orchester:

Als sie nun aber die Flut des wirbelnden Xanthos erreichten,
Jenes prächtigen Stroms, den Zeus, der ewige, zeugte,
Sprengte Achilleus die Feinde und trieb in die Ebne die einen
Gegen die Stadt, da wo die Achaier erschrocken geflohen
Am vergangenen Tag, als der strahlende Hektor gewütet:
Dorthin stürmten nun flüchtig die Troer. Doch Here als Hemmnis
Schüttelte vor sie ein dichtes Gewölk. Die andere Hälfte
Ward gedrängt in des Stroms tiefbrandende, silberne Strudel,
Stürzte laut schreiend hinein; und es rauschte die reißende Strömung,

Daß auf beiden Seiten die Ufer erdröhnten. Die Leute
Schwammen jammernd hinauf und hinab, von den Strudeln gewirbelt.
Wie vom Drängen des Feuers Heuschreckenschwärme zerflattert
Fliehn in den Fluß, und, plötzlich entstanden, sengt sie des Feuers
Unermüdliche Flamme, sie ducken sich nieder aufs Wasser:
Also füllten sich vor Achilleus des strömenden Xanthos
Tiefe Wirbel voll Rauschen, durchmischt mit Rossen und Mannen.

(Il. XXI, 1 f.)

Menschlicher Maßstab ist für die Gestalten des neuen Gesanges und ihr Handeln nicht mehr möglich. Achilleus wird zu einer unerklärlichen, dämonischen Naturkraft, die mit andern Naturkräften titanenhaft ringt. Das Ganze: ein fürchterliches Gewitter, in dem ab und zu ein erleuchtender Blitz auf irgendeine menschlich mildere Situation fällt oder ein rasches Aufatmen, wobei wie aus einer weiseren Welt ein abgeklärtes, oft tief resignierendes Wort uns doppelt erstaunt aufhorchen läßt.

Der 21. Gesang ist es wert, eingehend in seinen Einzelheiten nacheinander genossen zu werden, denn selbst wo hier dem schaffenden Homer ältere Stücke zur Verfügung gelegen haben mögen, sind sie mit so bedachter Kunst benutzt und ausgeführt, daß man schon allein am Technischen seine helle Freude haben könnte.

Für den Dichter ist jetzt nur ein Riese da: Achilleus, alle andern Menschen sind Gewimmel, aber nicht unterschiedlos; Gestalten recken sich auf und verschwinden wieder vor des Helden alles zermalmender Zerstörung. Denn nur wie einen Amokläufer, wie einen von Vernichtungswahnsinn Besessenen, können wir Achilleus und sein Handeln verstehen. Und dennoch will Homer uns dabei immer tiefer in diese problematische Seele blicken lassen.

Hören wir Hermann Grimm:

> Vernichtung zu bringen, Vernichtung zu erdulden, ist sein Los. Eine fremde Gewalt, die ihm selbst gegenüber erbarmungslos ist, zwingt ihn, erbarmungslos zu sein wie sie. Die ihm angeborene Weichheit und Güte wird von einer wahnsinnigen Logik übertäubt. Und doch ist es inmitten dieser Greuel, als ob seine von Blut feuchten Fäuste jeden Augenblick rein wie Kinderhände in die Saiten der silbernen Leier des Eëtion wieder greifen könnten, mit der er in

jener Nacht, als Aias und Odysseus sein Zelt betraten, den Gesang begleitete, den er einsam sich selbst zum Troste anhub. Niemals läßt Homer Achills von Wut verzerrte Gestalt ihrer angeborenen Schönheit verlustig gehen. Achill bleibt mit der in ihm glühenden Wut der arme verlassene Mensch, der das Herannahen seiner Todesstunde erwartet und dem das Leben, selbst wenn es ihm erhalten bliebe, nichts zu bieten vermöchte, das seiner würdig sei.

Die Lykaonszene ist es, die Homer trotz ihrer Erbarmungslosigkeit dazu benutzt, uns den Geist des Achilleus wie über den Dingen schwebend und entrückt in die Zukunft schauend darzustellen. Dabei ist die Stelle wie ein ahnungsvolles Vorspiel zu dem völligen Untergang der heiligen Ilios und ihres Herrschergeschlechtes. Lykaon, der Halbbruder Hektors, der dem Helden schon einmal verfallen war und damals von ihm nur gefangen wurde, wird hier von einem unseligen Geschick ermattet aus den Fluten des Stromes dem wütenden Peliden abermals vor die Füße geschleudert. Er wirft sich vor ihm nieder, er sucht seine Lanze bittend festzuhalten, er fleht mit angstvoller Inbrunst um sein junges Leben. Für Achilleus' Rachedurst aber gibt es keine Ausnahme. Wild fährt er ihn an, aber in dem bei ihm so merkwürdigen Stimmungswechsel wird er trotzdem nachdenklich und betrachtet sich selbst nur wie ein blindes Verhängnis:

Freund, drum stirb auch du! Was soll dein Klagen und Jammern?
Auch Patroklos starb, der so viel besser als du war.
Siehst du nicht, wie auch ich so schön, so stark und so stattlich;
Mich gebar eine göttliche Mutter, mein Vater war edel.
Aber wisse, auch mir droht Tod und starkes Verhängnis:
Kommen wird der Morgen, der Abend oder der Mittag,
Wann einst einer auch mir im Kampf das Leben hinwegnimmt,
Sei's mit sausendem Speer oder sei's mit fliegendem Pfeilschuß.

Wenn man weiß, wie sehr die Griechen Homers am Leben hingen, und wenn man an die Stelle in der Odyssee (XI, 488) denkt, wo der tote Achilleus sein Dasein in der Unterwelt verflucht und gegen jedes Bettlerleben im Sonnenlichte eintauschen würde, dann faßt einen der gelassene Fatalismus dieser Worte doppelt weh an und gibt dem bluttriefenden Ungeheuer auf einmal einen Glanz von sinnender Weisheit, der uns zeigt,

wie Wesensart und Handeln im Menschen gar oft nur zwangvoll gepaart sind. So zwangvoll wie das ungleiche Elternpaar des Achilleus selbst, woraus so vieler Zwiespalt in dem Wesen des Helden tief psychologisch erklärbar wird.

Homer muß die Lykaon-Episode mit voller Absichtlichkeit so kunstvoll aufgebaut haben. Im Stoff mag sie ein altes Heldenlied aus anderer Gegend gewesen sein, in der Gestaltung aber, die sie hier erfährt, zeigt sich wieder jener unvergleichliche, menschenkennende Dichter, der die reinen Handlungselemente der alten Sage so tief mit seiner Weisheit zu füllen vermag, daß sie nicht nur unserem aufhorchenden Interesse nahekommen, sondern ihren Weg unvergeßlich in die Herzen von Tausenden durch Tausende von Jahren finden.

Nach Lykaons und gleich darauf des Asteropaios Vernichtung würden weitere rein menschliche Kämpfe keine Steigerung mehr bedeuten, das Interesse könnte in dieser Art durch keine Dichtkraft auf der Höhe gehalten werden; daher kommt der Ausbruch ins Elementare fast naturnotwendig. Denn Achilleus selbst ist bereits wie von der Verkörperung einer mythischen Macht und Gewalt umschleiert, sein Menschentum ist schon zu jener Hybris gesteigert, die an Frevel grenzt und zu der die Götter sich nicht mehr passiv verhalten können.

Die Natur selber, das troische Heimatland gerät gegen den Wüterich in Empörung, der trotz aller Warnung sich an dem heiligen Strome selber vergriffen:

> Und der Meister des Speers, Achilleus, stürzte vom Ufer
> Mitten hinein in den Strom, der schoß lautschwellend von dannen,
> Warf alle Wasser im Wirbel empor und drängte die vielen
> Toten hinaus, die übergenug Achilleus erschlagen.
> Brüllend wie ein Stier stieß er hinaus an das Ufer
> Alle; die Lebenden rettete er aus den prächtigen Wellen,
> Da er schützend sie barg in tiefe, mächtige Strudel.
> Um Achilleus wuchs eine grauenvoll tosende Woge,
> Goß sich in strömendem Sturz in seinen Schild, und er konnte
> Nicht auf den Füßen sich halten. Da griff seine Hand eine große,
> Prächtig gewachsene Ulme; doch sie, entwurzelt, riß völlig

Auseinander das Ufer und streckte ihr dichtes Gezweige
Über den schönen Strom, und, ganz gestürzt in die Fluten,
Überdämmte sie ihn. Da sprang Achilleus erschrocken
Aus dem Strudel empor und stürmte mit fliegenden Füßen
Über das Feld. Nicht ruhte der mächtige Stromgott, er raste
Finster geschwollen ihm nach, um so des hehren Achilleus
Wüten zu hemmen und Troias Volk vom Jammer zu retten.

(Il. XXI, 233 f.)

Das ist großartig, und die weitere Darstellung hält sich auch nicht immer auf gleicher Höhe, wenigstens für unser Empfinden. Alle Stellen, wo die Olympier eingreifen, entbehren dieser geschlossenen Wucht mit der einen Ausnahme, wo der Feuergott sich gegen das wütende Wasser wendet und so die Elemente gegeneinander ein Rasen eröffnen, dem gegenüber selbst das des Achilleus klein erscheint. Prächtige Naturbilder klingen dabei an, wie sie nur aus wilden Katastrophen geboren werden können: das Wasser fängt an zu sieden, Fische und Aale springen gepeinigt in die Höhe, die weiten Ufer brennen, schließlich flammt der ganze Strom, bis sich die Naturdämonen wieder vergleichen.

Wie anders ist schon inzwischen der Ton geworden, gegenüber den Heldenschlachten der früheren Gesänge, die selbst in ihren Höhepunkten uns noch menschlich meßbar erscheinen. Wir geraten von der Heldensage immer mehr in die Mythologie, die Gestalten bekommen etwas Wolkenhaft-Mächtiges, ein Schicksal gleitet wie ein Riesenschatten über den Himmel hin, und wir fühlen, wie seine Träger willenloser an den Fäden der allmächtigen Hand sich bewegen müssen. Homer wächst mit seinem Stoff in diesem hier einzig angebrachten Stil. Er behält aber die Schöpferkraft der Verkörperung ungeschwächt, und so ist keine Gefahr, daß etwa eine wesenlose Verschwommenheit an die Stelle der früher so herrlichen Plastik treten könne. Gerade die drei Schlußbücher sind voll von ihr, aber es ist gut, wenn man auch dort neben den realen Ereignissen auf jenen gesteigerten Unterton des Fatalistisch-Elementaren achtet. —

Nach dem wilden Gewühl der Götter und Elemente ebbt die Darstellung zum Heldenkampf von Troia zurück. Alles Bisherige ist ja nur eine großartig verzögerte Vorbereitung zu dem vom Hörer gespannt

erwarteten Zusammenprall zwischen Achilleus und Hektor. Immer wieder ist ihm Homer mit der Macht seiner Dichtung ausgewichen: die Situation mußte erst reif werden, das Getöse abgeflaut sein, ehe in einer Art Totenstille der letzte Akt dieses Dramas, zugespitzt auf die zwei Helden, vor unsern atemlosen Sinnen vor sich geht. Nun aber gibt es kein Zögern mehr: der furchtbare Augenblick ist da. Erbebend fühlen es die Troer selber:

Auf dem heiligen Turm stand Priamos ragend, der Alte,
Und bemerkte Achilleus, den grausigen, wie sich die Troer
Vor ihm flüchteten bang und ohne an tapfere Abwehr
Irgend zu denken; und seufzend stieg er vom Turme hernieder,
Um an den Toren der Mauer die rühmlichen Wächter zu mahnen:
„Haltet die Tore geöffnet in Händen, bis flüchtig die Mannen
Alle wieder die Stadt erreichen, denn dieser Achilleus
Drängt schon dicht heran. Mir ahnt, nun nahe das Unheil.
Aber, wenn hinter die Mauer geborgen, sie wieder verschnaufen,
Schließt aufs neu dann fest die dichtgezimmerten Flügel,
Denn sonst, fürcht ich, drängt der mordende Mann in die Mauern."

(Il. XXI, 526 f.)

Welch bittere Resignation in den knappen Worten des Befehls! Gewiß, Homer ist objektiv, er verrät seine Teilnahme selten oder nur ganz indirekt, aber es ist deutlich spürbar, wie er unsere Sympathie immer mehr auf Seite der bedrängten Troianer gleiten läßt. Es ist das nicht nur Mitleid mit den Unterliegenden, es klingt eine ethische Einschätzung durch, die die bekannte Vermutung nicht abweisen läßt, daß der Dichter selbst mehr zu den Völkern der ionischen Küste als zu denen Altgriechenlands gehört haben muß. —

*

Das letzte Kampflied beginnt: es gehört dem Tode Hektors.

Wir haben eine der kühnsten Forderungen vor uns, die je ein Dichter an die Phantasie seiner Hörer gestellt hat. Wir sollen vergessen, daß sich ein siegreiches Heer der Stadt zubewegt, und unser Auge nur auf den beiden Helden ruhen lassen. Es ist ihm vollständig gelungen, uns zu seiner Absicht zu zwingen. Fast ungern erinnern wir uns später, daß die beiden nicht allein sind. Aus der lärmenden Schlacht entrückt er sie in eine erhabene Einsamkeit.

17. Hektors Lösung

Finsler trifft mit diesen Worten (Homer Bd. II, S. 223) den Nagel auf den Kopf und kennzeichnet die meisterhafte Komposition dieses Gesanges, deren beabsichtigtes Ergebnis wir bei der Lektüre so vollständig genießen, daß wir an die technischen Hilfsmittel gar nicht denken. Da eilt Achilleus, geäfft von einem Göttertrug, losgelöst vom Heer davon; die Troer atmen auf, ziehen sich in die Stadt zurück, und ganz allein bleibt Hektor vor dem Tor, da er nach der durch seinen Kriegsrat verschuldeten Niederlage auch deren Folgen tragen will. Ganz allein, wie in einem leeren Raum, glauben wir die Gestalt des dem Tode verfallenen Helden vor uns zu sehen, riesenhaft isoliert, hinter ihm die zum Tode erschrockene, dem Unheil preisgegebene, angstvoll verschlossene Vaterstadt. Welch ein Bild! Es herrscht ein Augenblick der Ruhe wie vor einem entsetzlichen Sturm, in dem die ganze Natur, ehe sie losbricht, den Atem anhält. Und in diese Ruhe tönt statt des Klirrens der Waffen herzzerreißend das vergebliche Flehen der verzweifelten Eltern von der Stadtmauer herab. Sie sehen das Ende nahen und können es nicht hindern, die Spannung ist schrecklich. Hektors Tapferkeit kann sich nicht zum Rückzug entschließen:

Wie ein Drache der Berge, von giftigen Kräutern geschwollen,
Vor der Höhle den Mann in gärendem Kampfmut erwartet
Und mit schrecklichen Blicken sich vor der Höhle umherrollt:
Also verharrte auch Hektor in unauslöschlicher Kampfwut.

(Il. XXII, 93 f.)

Achilleus naht:

.... und rings umstrahlte ihn Erz wie das Leuchten
Einer lodernden Glut oder das der steigenden Sonne.

Das ist zu viel. Hektor flieht. Die erbarmungslosen Götter — leichthin, unbarmherzig und gewissenlos wie immer — geben ihn auf. Nur wie zum Spiel befragt Zeus noch einmal das Schicksal:

Als sie nun aber zum viertenmal an die Quellen gelangten,
Hob der göttliche Vater die Schalen der goldenen Wage,
Legte hinein zwei Lose des allesvernichtenden Todes,
Eins für den Helden Achilleus und eins für den reisigen Hektor.

Faßte dann hoch in der Mitte die Wage, da sank in den Hades
Hektors Todestag — und Phoibos Apollon verließ ihn.

(Il. XXII, 208 f.)

Hektor fällt. Die ganze, nichts Menschliches mehr kennende Vernichtungswut des Achilleus tritt noch einmal zutage. Sie würde wie abstoßendste Roheit wirken, wüßten wir nicht, daß der Pelide ganz bewußt sich selbst damit ein Todesurteil spricht. Er kennt die Weissagung, daß er gleich nach Hektor sterben muß, und Hektor selbst mit der Prophetengabe der Sterbenden bestätigt es ihm. Was kümmert das Achill, er fühlt sich schon wie weltentrückt:

Fahre hin! Ich werde mein Los ertragen, sobald es
Zeus und die anderen ewigen Götter mir wollen vollenden.

So antwortet nur einer, der abgeschlossen hat, und nur so müssen wir Achilleus und sein Handeln auffassen. Selbst die jetzt wohl leichte Eroberung der Stadt, auf die er einen Augenblick sinnt, weist er gleich darauf ab. Es geht ihn nichts mehr an; seine Mission ist mit seiner Rache vollendet:

Singt ein Siegeslied, ihr jungen Männer Achaias!
Nehmen wir da den Mann und ziehn zu den bauchigen Schiffen!
Großer Ruhm ist unser: wir schlugen den göttlichen Hektor,
Den in der Feste die Troer gleich einem Himmlischen priesen.

(Il. XXII, 391 f.)

Die Tragödie ist aus. Was noch folgt, ist ein Abgesang, aber ein Abgesang von welcher Größe! Die herzzerreißende Klage der Eltern, die aus der Ferne die vom Wagen Achills geschleifte Leiche des Sohnes sehen, leitet ihn ein:

. . . . Aber die Mutter
Raufte ihr Haar und riß herunter den glänzenden Schleier
Weit hinweg und jammerte laut beim Anblick des Sohnes.
Jammervoll stöhnte sein lieber Vater; im Kreise der Leute
Wurden alle von Heulen und wehen Klagen ergriffen,
Und es schallte fast, als würden Ilios' Hügel
Hoch von oben herab in fressendem Feuer vernichtet.
Kaum mehr hielten die Leute den Greis, in seiner Verzweiflung

Aus dem dardanischen Tor in wildem Jammer zu stürzen.
Alle heulte er an und wälzte im schmutzigen Staub sich;
Jeden einzelnen Mann rief er beschwörend beim Namen:
„Haltet ein, ihr Freunde, bei allem Bangen und laßt mich
Eilen zur Feste hinaus, hinab zu den Schiffen Achaias,
Diesen schrecklichen Mann, den entsetzlichen Frevler, zu flehen,
Ob er mein Alter wohl scheut und sich erbarme mit meinem
Grauen Haar; ist alt doch auch sein eigener Vater
Peleus, sein Erzeuger, der ihn den Troern zum Elend
Aufzog. Doch brachte er mir den größten Jammer von allen:
So viel blühende Kinder hat er mir mordend erschlagen;
Aber in allem Gram beklag ich nicht alle zusammen
So wie den Einen, um den mich bitteres Weh in den Hades
Stürzt, wie Hektor. O, wär er in meinen Armen gestorben!
O, dann hätten wir uns an Klagen und Weinen gesättigt,
Ich und die ihn geboren, die unglückselige Mutter."

Also rief er jammernd, und ringsum seufzten die Bürger;
Unter den Troern begann der Hekabe grausige Klage:
„Kind, ich Ärmste, was soll ich noch leben, da ich so bitter
Litt um deinen Tod! Der du bei Nacht und bei Tage
Immer mein Stolz in der Feste gewesen und Männern und Weibern
Aller Troer ein Trost in der Stadt, die wie eine Gottheit
Dich verehrten. Denn wahrlich, du warst, solange du lebtest,
Immer ihr Stolz. Nun hat dich gefällt der Tod und das Schicksal."

(Il. XXII, 405 f.)

Die nichts ahnende Andromache sitzt daheim, durchwirkt ein purpurrotes Gewand mit blühenden Blumen und läßt alles für Hektors Heimkehr sorglich richten. Fern hört sie das Schreien, Schreck befällt sie, bis zum Hals schlägt ihr das Herz, noch einen Befehl gibt sie an die Mägde und

Riefs und rannte zum Saale hinaus mit jagendem Herzschlag,
Einer Rasenden gleich, und mit ihr liefen die Mägde.
Aber als sie zum Turm und der Männer Gedränge gekommen,
Trat sie spähend zur Mauer, und da gewahrte ihr Auge,
Wie man draußen ihn schleifte; ihn schleppten die rasenden Rosse
Unbarmherzig von dannen zu Argos' bauchigen Schiffen.
Da sank finstere Nacht auf ihre Augen hernieder;

Rücklings stürzte sie nieder zu Boden, ihr schwanden die Sinne,
Weit vom Haupte fiel der Locken leuchtend Geschmeide,
Stirnreif sank und Haube und die geflochtene Binde
Und ihr Schleier, den Aphrodite, die goldne, ihr schenkte
An dem Tage, da der strahlende Hektor sie führte
Aus Eëtions Hause nach bräutlichen Gaben ohn Ende.
Rings in Menge umstanden sie alle verschwägerten Frauen,
Die in ihrer Mitte die tödlich Erschrockene hielten.
Als sich ihr Odem erholt und wieder ihr Leben zurückkam,
Jammerte laut sie auf und sprach zu den troischen Frauen:
„Hektor, o ich Ärmste, so sind wir beide zum gleichen
Lose geboren, du in Priamos' Hause in Troia,
Aber ich in Thebai am Fuß des bewaldeten Plakos,
In Eëtions Haus, der meine Jugend emporzog,
Ihm zum Elend und mir. O, wäre ich nimmer geboren!
Nun in Hades' Haus hinab in die Tiefen der Erde
Gehst du fort, mich aber läßt du in bitterem Jammer
Im Palast als Witwe. Wie ist so klein noch das Kindlein,
Das wir beide gezeugt, wir Unglückseligen! Nimmer
Wirst du Toter den Sohn, noch er den Vater erfreuen.
Denn entränne er auch dem traurigen Kampf der Achaier,
Werden diesem Kind doch später Mühen und Leiden
Folgen, denn Fremde werden es seiner Güter berauben.
Heute wird das Kind zur Waise, ohne Gespielen;
Tief sinkt ihm das Haupt, feucht bleiben die Wangen von Tränen.
Darbend geht das Kind hinauf zu des Vaters Gefährten,
Zupft den einen leise am Rock, den andern am Mantel,
Und wer Mitleid hat, reicht ihm ein wenig den Becher,
Daß es die Lippen benetzt, doch nicht den Gaumen befeuchtet.
Oder ihn stößt vom Mahl ein Sohn noch blühender Eltern,
Schlägt ihn mit der Hand und schmäht mit höhnender Schelte:
‚Scher dich fort! Nicht sitzt bei uns dein Vater zur Mahlzeit!'
Weinend kehrt das Kind dann heim zur verwitweten Mutter.
O Astyanax! Der einst auf den Knieen des Vaters
Mark nur immer aß und Fett von saftigen Lämmern;
Kam ihm aber der Schlaf und hemmte sein kindliches Spielen,
Lag er schlummernd im Bett in den Armen der Amme auf weichem,
Prächtigem Lager, das Herz von süßen Träumen umgaukelt.

Viel wird er nun leiden, nachdem er den Vater verloren,
Mein Astyanax, Schirmer der Stadt von den Troern geheißen,
Hektor, du schirmtest ihnen allein die Mauern und Tore.
Doch nun werden dich fern von den Eltern neben den Schiffen
Wimmelnde Würmer verzehren und nackt die Hunde zerfleischen.
Und doch liegen daheim dir im Palaste Gewänder
Fein und lieblich da, gewebt von den Händen der Frauen.
Aber das will ich nun alles in loderndem Feuer verbrennen;
Nichts mehr nutzen sie dir, nie wirst du in ihnen dich betten.
Dir zum Ruhme gescheh's vor Troias Männern und Frauen."
Also sprach sie weinend, und ringsum seufzten die Weiber.

(Il. XXII, 460 f.)

Man hat das Gefühl, als hätte man, ehe der Vorhang fällt, zum Schluß die Chorlieder einer großen Tragödie gehört. Jedes erklärende Wort würde da nur abschwächen. Sie sprechen für sich selbst.

*

Vielleicht hätte ein anderer Dichter hier geendet, wenn schon der Tod des Achilleus nicht mehr zum Epos gehören sollte; und die ursprüngliche Sage mag, was Hektor anlangt, hiermit wohl auch geschlossen haben. Aber Homer tut das nicht und bringt das Staunenerregende fertig, jetzt, in wohl durchweg eigener Idee, seinem Epos erst die Krone aufzusetzen. Die ganz großen Meister auf einem Gipfel der Zeit können ihre Werke nur in Harmonie ausklingen lassen, wo sich der Volkssang wohl bei dem tragisch-dramatischen Schluß beruhigt. Man denke da z. B. an den Gegensatz von Fausts Ende im Volksbuch und bei Goethe. Die letzte Erkenntnis weiser Schönheit bedarf nach allem Niedergang eines Crescendos, das in der Verklärung endet, denn die Erlösung ist das Ziel aller großen Dichtung.

Wieder und wieder habe ich das erste Drittel des 23. Gesanges für mich gelesen oder andern vorgetragen, aber ich werde dessen zeitlebens nicht müde werden. Hier walten alle gute Genien Homers, und seine ganze Dichterkraft ist unbeschwert von Tradition und vorgeschriebenem Inhalt am Werk. Jede Zeile ist ein Juwel, jeder kleine Abschnitt ein prachtvolles Bild für sich und das Ganze eine Dichtung von so monumentaler,

herber Tragik, wie ich es sonstwo in der Weltliteratur nicht mehr kenne. Gerade diese erhabene Bändigung der unsäglichen Trauer, ausgedrückt in der künstlerischen Plastik, wie sie nur Homers Poesie eigen ist, ergreift mehr als eine noch so nervenaufwühlende Schilderung von Schmerz und Verzweiflung. Hier waltet der selbe stolze Geist wie im Trauermarsch der Eroica, ein echtes Heldentum von jener hinreißenden Kraft und Größe, die zwar auch heute im Leben vorkommen kann, aber in der Kunst nie mehr mit so gewaltiger Eindringlichkeit in solch stolz-lapidarem Stil gezeichnet werden konnte.

Ich kann es mir nicht versagen, dies herrliche Stück der Ilias in seinem vollen Umfang und losgelöst von seinem weit schwächeren Nachspiel herzusetzen:

Und so klagten sie dort in Ilios. Doch die Achaier,
Als sie die Schiffe erreicht und zum Hellespontos gekommen,
Da zerstreuten sie sich, zu seinen Schiffen ein jeder.
Nur den Myrmidonen verbot der stolze Pelide,
Sich zu zerstreuen, und sprach zur Schar der tapfern Gefährten:
„Myrmidonen, ihr rossegeübten, treuen Genossen!
Laßt uns nun noch nicht vom Jochring lösen die Pferde,
Sondern mit Rossen und Wagen zugleich zum Leib des Patroklos
Ziehen und weinen; denn so gebietet's die Ehre der Toten.
Aber sobald wir das Herz erquickt an den Klagen der Trauer,
Wollen wir lösen die Rosse und hier am Mahle uns laben."

Sprachs; und es klagten alle beinander, voran der Pelide.
Dreimal trieben sie schreiend die Rosse mit wallenden Mähnen
Rings um den Toten; und Thetis schürte ihr sehnendes Klagen.
Tränen benetzten den Sand und Tränen die Waffen der Männer,
Denn sie vermißten gar bitter den mächtigen Schreckenerreger.
Unter ihnen begann mit lauten Klagen Achilleus,
Auf des Freundes Brust gelegt die mordenden Hände:
„Freue dich mit mir, Patroklos, auch drunten im Hause des Hades!
Was ich dir früher gelobt, hab ich schon alles vollendet:
Hektor schleifte ich her zum Fraß für die hungrigen Hunde;
Schlachten werde ich zwölf erlauchte Söhne der Troer
Hier vor den flammenden Scheiten aus Gram über deine Ermordung."

Sprachs und sann den göttlichen Hektor schmählich zu schänden;
Häuptlings warf er ihn hin am Lager des Menoitiaden
Tief in den Staub. Dann tat ein jeder die ehernen, hellen
Waffen vom Leibe, löste vom Joch die wiehernden Rosse,
Und dann saßen sie nieder am Schiff des schnellen Achilleus
Ungezählt, und er lud sie zur üppigen Mahlzeit des Toten.
Viele schimmernde Rinder verröchelten unter dem Eisen
Hingeschlachtet und viele Schafe und meckernde Ziegen;
Viele Schweine, strotzend von Fett mit blinkenden Hauern,
Sengten und spannten sie über die Flammen des Gottes Hephaistos.
Rings umfloß das Blut in strömender Fülle den Toten.

Dann aber führten den Herrscher, den hurtigen Peleïonen,
In das Zelt des erlauchten Atriden die Fürsten Achaias;
Doch den Gramgebeugten bewog ihre Bitte nur mühsam.
Als sie gekommen zum Zelt Agamemnons und niedergesessen,
Da befahlen sie gleich den lauten, tönenden Boten,
Unter mächtigem Dreifuß ein Feuer zu zünden, damit sie
Den Peliden bewögen, von Blut und Staub sich zu säubern.
Aber er weigerte sich beharrlich mit lauter Beschwörung:
„Nein, wahrhaftig, bei Zeus, dem höchsten und besten der Götter,
Nicht erlaubt es der Brauch, das Haupt mit Wasser zu waschen,
Ehe ich nicht Patroklos verbrannt, sein Grabmal geschüttet
Und geschoren mein Haar. Wird mich doch schwerlich noch einmal
Solch ein Kummer belasten, solang ich lebend hienieden!
Aber folgen wir nun dem Ruf zur traurigen Mahlzeit.
Morgen jedoch gebiete, du Männerfürst Agamemnon,
Holz zu sammeln und hier herbeizuschaffen, was alles
Haben soll ein Toter beim Gang ins nächtige Dunkel,
Daß da drüben den Mann das hungrige Feuer verzehre
Rascher vor unsern Augen, und neu die Männer sich tummeln."

Also sprach er; sie hörten ihn gern und folgten ihm willig,
Eifrig rüsteten sie nun alle hastig die Mahlzeit,
Schmausten und stillten ein jeder sein Herz am gebührenden Anteil.
Als sie jedoch die Lust an Trank und Speise gesättigt,
Schritten zum Schlummer sie fort, zu seinem Zelte ein jeder.

Bis hierher geht der erste Teil, ein Bild von Lebendigkeit und Stärke, wie es Homer liebt und wie wir es ihn oft beherrschen sehen.

Ein seltsames, lautloses Stück, durchwoben von mystischer Poesie, getränkt von innerer Musik, folgt in jenem bei Homer so beliebten Gegensatz:

Doch schwer seufzend am Strande des lautaufrauschenden Meeres
Lag der Pelide inmitten der myrmidonischen Menge
An einem freien Platz, wo die Wellen das Ufer umsangen.
Da, als grade der Schlummer ihm nahte, der Tröster der Schmerzen,
Weich ihn umschmeichelnd — wie waren die glänzenden Glieder ermüdet
Nach der Verfolgung des Hektor vor Ilios' luftigen Höhen —,
Da erschien ihm der Geist des unglücksel'gen Patroklos,
Ganz ihm gleich an Wuchs und mit den herrlichen Augen,
Mit der selbigen Stimme und in den gewohnten Gewändern,
Stellte sich ihm zu Häupten und ließ sich also vernehmen:
„Schlummerst du denn, Achilleus, und hast mich völlig vergessen?
Als ich lebte, dachtest du mein, nicht aber des Toten.
Senke mich schnell ins Grab, in Hades' Tore zu wandeln.
Hemmend halten mich ab die Schatten der Lebenserschöpften,
Lassen mich nicht zu jenen fern über dem Strome gesellen.
Unstet schweif ich umher an Hades' breittorigem Hause.
Reich mir auch die Hand, ich fleh dich weinend, denn niemals
Kehre vom Hades ich heim, sobald ihr im Feuer mich ehrtet.
Werden wir lebend doch nimmer, von liebenden Freunden gesondert,
Sitzen in trautem Gespräch, mich hat verschlungen des Todes
Bitteres Los, dem ich vom ersten Tage verfallen.
Auch dir selber, gottgleicher Achilleus, ist es beschieden,
Unter den Mauern der edlen Troer im Tode zu sinken.
Eins noch will ich dir künden und mahne dich, folge der Bitte:
Bette meine Gebeine nicht fern den deinen, Achilleus,
Sondern zusammen, wie wir in einem Palaste erwuchsen,
Wie aus Opùs Menoitios mich, den jungen Gesellen,
Zu euch brachte wegen des unglückseligen Totschlags,
An dem Tage, da ich Amphidamas' Knaben erschlagen
Wider Willen, ich Tor, aus Zorn beim Rollen der Würfel;
In seinem Hause nahm mich auf der reisige Peleus,
Zog mich getreulich auf und nannte mich deinen Gefährten:

18. Iliupersis

So umschließe die doppeltgehenkelte, goldene Urne,
Deiner Mutter Geschenk, gemeinsam unsere Asche."

Ihm erwiderte drauf der treffliche Läufer Achilleus:
„O du geliebtes Haupt, sag an, was führte dich zu mir?
Warum sagst du mir alles und jedes? Werd ich doch wahrlich
Jegliches dir erfüllen und all deinen Wünschen gehorchen.
Komm doch näher heran, und laß uns beide umarmen,
Nur ein wenig und uns des traurigen Jammers getrösten!"

Also rief er und langte nach ihm mit sehnenden Händen,
Aber er faßte ihn nicht. Wie Rauch floß unter die Erde
Flatternd die Seele hinab, und staunend erhob sich Achilleus,
Schlug die Hände zusammen und rief die klagenden Worte:
„Wehe, welch Wunder, so gibts auch drunten im Hause des Hades
Seele und Abbild und doch so sonder Sinne und Leben!
Denn die Fülle der Nacht stand mir des armen Patroklos
Seele zur Seite und sprach zu mir in klagendem Jammer,
Um mir manches zu sagen, und glich ihm selber so seltsam."
Riefs und weckte das Sehnen nach Klage in allen gemeinsam.

Immer, wenn Homer in das Totenreich hinabtaucht, wird seine Poesie noch tiefer und reicher als sonst. Man muß dabei unwillkürlich an die Übereinstimmung und auch den Gegensatz zu Dante denken. Die Alten besitzen noch eine sehr ernst zu nehmende okkulte Tradition, und Homer ist voll von solcher Kenntnis, die weit über das rein Dichterische hinausgeht und deshalb wohl auch so packend wahr erscheint, wie es auch die Geister Shakespeares tun. Mit welch dichterischer Kunst ist hier zugleich ein Teil der Vorgeschichte eingeflochten und eine Charakteristik selbst inzwischen Verstorbener zugefügt! Auch Achilleus tritt in neue Beleuchtung seines Verhältnisses zu Patroklos. Über den Abschied der Lebenden waren keine weiteren Worte verloren worden, hier werden sie um so rührender nachgeholt, aber nur, wo die Freunde als Traumbild und Schlafender zusammentreten. Kaum erwacht Achilleus und spricht wieder zu seinen Gefährten, so verrät er wohl sein Staunen, nicht aber seine seelische Erschütterung. Achilleus gehört zu jenen Naturen, die

eine rückhaltlos ausbrechende Leidenschaft mit tiefster Verschlossenheit ihrer heiligsten Gefühle seltsam zu vereinen wissen. Solche Menschen gehen wie große Rätsel durch die Menge und bleiben ihr immer problematisch.

Eigentümlich ist, wie rasch und kontrastreich Homer die Bilder hier wechseln läßt. Auf die visionäre Elegie ruft er sofort mit klaren, hämmernden Rhythmen in die betriebsame Realität des Tages. Man sieht ordentlich das lebenatmende, eilende Gewimmel, das die nächsten Verse schildern, und erkennt, daß Homer nicht weniger als im Traumland auch in aller praktischen Tätigkeit des Lebens wie einer Bescheid weiß, der durchaus das alles scharf beobachtend oder gar handanlegend mitgemacht haben muß. Daher sind seine Bilder so wahr, so ursprünglich, so lebendig:

Und wie sie also beweinten den unglücksel'gen Patroklos,
Hob sich die rosige Frühe. Da trieb der Fürst Agamemnon
Überall aus den Zelten heraus die Mäuler und Männer,
Holz zu holen, und ihrer zu achten eilte der edle
Held Meriones mit, des tapfern Idomeneus Kriegsfreund.
Und nun zogen sie aus mit holzzerhauenden Beilen,
Mit gewundenen Seilen und vorn an der Spitze die Mäuler;
Schritten gar viel die Kreuz und die Quer, bergauf und bergunter.
Aber sobald sie die Schluchten des quelligen Ida erstiegen,
Fällten sie rüstig sogleich mit scharfem, schneidendem Erzhieb
Himmelragende Eichen; laut krachend stürzten sie nieder.
Drauf zerspalteten sie die Männer Achaias und luden
Auf die Tiere das Holz, und die zerstampften den Boden
Unter den Hufen und eilten hinab durch laubige Büsche.
Alle Männer waren mit Stämmen beladen, denn also
Hieß Meriones sie, des tapfern Idomeneus Kriegsfreund.
Nieder warfen sie reihweis am Strande sie, wo der Pelide
Plante ein ragendes Grab sich selber und seinem Gefährten.
Aber nachdem sie rings die Fülle der Wälder geschichtet,
Blieben sie dort beieinander und setzten sich. Aber Achilleus
Hieß die tapfere Schar der Myrmidonen sich schleunig
Gürten mit Erz und die Rosse sofort an den Wagen zu schirren.
Und sie sprangen empor, sich rasch mit den Waffen zu rüsten,
Stiegen dann hoch auf die Wagen, die Helden zur Seite der Lenker.

Reisige zogen voran, dahinter die Wolke des Fußvolks
Zahllos, doch in der Mitte, da trugen die Freunde Patroklos,
Ganz mit Locken bedeckt, die sie vom Haupte geschoren
Und auf den Toten gelegt. Der hehre Achilleus hielt hinten
Traurig das Haupt, den herrlichen Freund zum Hades zu leiten.

Wie sie die Stelle erreicht, die ihnen Achilleus bezeichnet,
Legten sie nieder den Toten und schichteten Scheite in Menge.
Aber da kam dem schnellen Achilleus ein neuer Gedanke.
Abseits trat er vom Holzstoß und schnitt sein goldenes Haupthaar,
Das er geweiht dem Strome Spercheios in üppiger Fülle;
Kummervoll rief er und sah auf die bläulichen Fluten des Meeres:
„O Spercheios, umsonst gelobte dir Peleus, mein Vater,
Kehrte von hier ich heim zum lieben Lande der Väter,
Dir zu weihen mein Haar und heilige Opfer zu bringen,
Fünfzig unverschnittene Widder dir dort an der Quelle
Hinzuschlachten, allwo dein Haus und duftender Altar.
So gelobte der Greis; du hast sein Flehen verworfen.
Nun aber, wo ich doch nie mich wieder wende zur Heimat,
Weihe ich zum Geleit mein Haar dem Helden Patroklos."

Sprachs und legte sein Haar in die Hände des toten Gefährten
Und erweckte das Sehnen nach Klage in allen gemeinsam.

Man bewundere die bis ins kleinste gehende Symmetrie in der Architektonik dieses Gesanges. Genau mit den gleichen Worten wie hier die Totenklage, schloß etwas früher die Traumvision, und genau wie dort die Überleitung zu frischem Getriebe mit einem Sonnenbild der steigenden Frühe eintritt, so wird auch hier über das sinkende Himmelslicht die lebhafte Szene der Verbrennung selbst eingeleitet. Es wäre geradezu erstaunlich, wenn man hierbei nicht unwillkürlich an musikalische Parallelen in der Themenabwandlung einer Symphonie zu denken gezwungen wäre. Auch wurde bisher noch nie darauf aufmerksam gemacht, daß beide Teile (v. 59—108 und v. 108—153) fast genau gleich lang sind, was nicht auf bloßem Zufall beruhen kann. Es mag in Homer noch manche solche Kunstgriffe der Technik geben, die uns trotz aller Durchforschung bisher entgangen sein könnten.

In frischem Dur, trotz der Tragik des Stoffes, geht der Gesang weiter:

Über ihr Weinen wäre da bald die Sonne versunken,
Wäre Achilleus nicht also zu Agamemnon getreten:
„Atreus' Sohn, am willigsten folgen die Söhne Achaias
Deinen Worten; es muß nun bald die Klage verstummen.
Drum zerstreue das Volk vom Scheiterhaufen und heiße
Rüsten das Mahl, denn wir, die nächsten Freunde des Toten,
Werden hier alles verrichten, doch laß auch die Fürsten verweilen."

Als die Worte der mächtige Fürst Agamemnon vernommen,
Da zerstreute er gleich das Volk an den tüchtigen Schiffen,
Nur die Totenbestatter verweilten und schichteten Scheite,
Häuften den Holzstoß hundert Fuß die Länge und Breite,
Legten dann blutenden Herzens des Toten Körper zu oberst.
Viele gemästete Schafe und glänzende, wandelnde Rinder
Häuteten und zerlegten sie vor dem Holzstoß. Aus allen
Nahm das Fett und umhüllte den Toten von Kopf zu den Füßen
Peleus' Sohn und häufte umher die enthäuteten Leiber.
Oben stellte der Held, gelehnt zur Seite der Bahre,
Krüge mit Honig und Öl, und vier stolznackige Rosse
Warf er rasch auf das Totengerüst mit klagendem Stöhnen.
Neun am Tisch gefütterte Hunde gehörten dem Herrscher;
Auch von ihnen warf er zwei getötet zum Holzstoß,
Zwölf hochedle Söhne dazu der tapferen Troer,
Mit dem Schwerte erlegt, und brütete finsteres Unheil;
Schleuderte dann hinein des Feuers eiserne Stärke,
Stöhnte und rief gar laut den Namen des lieben Gefährten:
„Freue dich mit mir, Patroklos, auch drunten im Hause des Hades!
Was ich dir früher gelobt, hab ich nun alles vollendet:
Zwölf hochedle Söhne vom tapferen Volke der Troer
Zehrt das Feuer zusammen mit dir. Nicht aber den Flammen
Geb ich zum Fraß des Priamos Sohn: er bleibe den Hunden!"

Drohend rief ers. Doch nicht umrannten jenen die Hunde,
Denn Aphrodite wehrte sie ab, die Tochter Kronions,
Tag und Nacht und salbte ihn mit ambrosischem Öle,
Rosenduftend, auf daß Achilleus nicht schleifend ihn schinde.

Auf ihn senkte Phoibos Apollon vom Himmel zur Erde
Dunkelblaues Gewölk, und rings um die Länge des Toten
Hüllte die Stätte er ein, daß Helios' glühende Strahlen
Nicht zu früh die Haut an Sehnen und Gliedern ihm dörrten.

Am Schluß dieses Abschnitts sehen wir bereits wieder das Hineinspielen dämonischer Kräfte, auf das ich schon früher hinwies. Es ist ein Übergang zum nächsten Teil, der völlig mythischen Gebilden und elementaren Götterkräften gehört. Eine oft gepriesene Episode in leuchtender Bildkraft und stürmischem Schwung schiebt Homer in seiner tiefen Überzeugung für die belebende Kraft der Abwechslung nun ein, ohne daß dadurch der Zusammenhang mit der großartigen Verbrennungsszene irgendwie gelöst würde:

Doch noch loderte nicht der Scheiterhaufen des Toten,
Als schon wieder ein neuer Gedanke Achilleus erfüllte.
Abseits trat er vom Holzstoß und rief lautflehend die beiden
Winde, den Nord und den West, und herrliche Opfer verhieß er.
Spendend aus goldenem Becher beschwor er die Winde gar innig
Herzueilen, daß schneller die Flamme den Toten verzehre,
Rascher das Holz zu lodern begänne. Iris, die schnelle,
Hatte das Flehen vernommen und flog zu den Winden mit Botschaft.
Eben beim festlichen Mahl im Hause des sausenden Westwinds
Saßen sie alle vereint, da nahte sich Iris und stand schon
Auf der steinernen Schwelle, und als die Winde sie sahen,
Sprangen sie alle empor, und jeglicher lud sie zum Sitzen
Neben sich ein, sie weigerte sich und sagte zu ihnen:
„Ladet mich nicht, denn ich eile zurück zu Okeanos' Strömen
Ins aithiopische Land, allwo sie den ewigen Göttern
Opfer bringen, auch ich will teilen die heilige Mahlzeit.
Aber Achilleus fleht, der Nord und der tosende Westwind
Möchten in Eile sich nahn, und köstliche Opfer verheißt er,
Daß ihr die Flammen entfacht im Scheiterhaufen, wo droben
Ruht Patroklos, mit Klagen beweint von allen Achaiern."

Also sprach sie und eilte hinweg. Da stürmten die Winde
Fürchterlich brausend davon und jagten die finsteren Wolken.

Schleunig erreichte ihr Blasen das Meer, da hob sich die Woge
Unter dem pfeifenden Hauch. Gelangt in das üppige Troia,
Stürzten sie sich in die Scheite: da jauchzte laut prasselnd die Lohe.
Beide Winde peitschten die Flammen mit pfeifenden Stößen
Hüben und drüben die ganze Nacht, und der schnelle Achilleus
Schöpfte die ganze Nacht mit doppeltgehenkeltem Becher
Wein aus goldenem Krug und goß ihn nieder zur Erde;
Unablässig rief er die Seele des armen Patroklos.
Wie ein Vater klagend verbrennt die Gebeine des Sohnes,
Der als Bräutigam starb zum Leid der bekümmerten Eltern,
So verbrannte Achilleus des Freundes Gebeine voll Klagen,
Und er schleppte sich hin mit stöhnendem Jammer am Holzstoß.
Als der Morgenstern über der Erde lichtkündigend aufging
Und sich Eos danach im safranfarbigen Mantel
Dehnte über das Meer, verloschen die Flammen des Brandmals.
Heimwärts wandten sich wieder die Winde und eilten von dannen
Über die thrakische See, sie brauste in schwellender Brandung.
Da verließ Achilleus die Feuerstätte und legte
Müde zur Seite sich nieder, und süßer Schlummer befiel ihn.

Man beachte, wie Achilleus hier wieder mit der Macht übernatürlicher Einwirkung ausgestattet ist. Wie das Meer, so folgen ihm auch die Winde; er ist ein Heros halb aus einer andern Welt. Wie schön aber weiß Homer Naturvorgänge in mythische Handlung umzusetzen! Der Umstand, daß sich oft am Abend an der Küste Winde erheben und erst mit dem Morgen abflauen, wird dem Dichter die Ursache zu dieser prachtvollen Partie. Stupend ist die Schnelligkeit, mit der hier alles vor sich geht. Kaum gedacht, ist es schon geschehen. Wundervoll ist die Plötzlichkeit, mit der Iris, kaum nach ihrem Abflug, schon bei den Winden steht, und wie diese ohne Säumen ihrer Aufgabe durch die Lufträume entgegenjagen. Aber nicht nur aus diesem Grunde wählte Homer die Zeit von abends bis morgens zum Höhepunkt der Verbrennungsszene. Diese selbst muß bei Nacht vorgehen, da sie natürlich im Dunkel viel eindrucksvoller vor uns steht als bei Tage. Das ganze Bild erhält etwas Phantastisch-Riesenhaftes, wie es dem Höhepunkt der Partie zukommt. Der unermüdliche Held selber hat bis zum äußersten ausgehalten. Nun sinkt auch er

ermüdet um, und die ganze Feier mag zu ihrem Ende mit einigen trauervollen, fast müd resignierten Versen abklingen:

Als dann geschart um den Atreïonen die Fürsten sich drängten,
Und den Peliden das Lärmen und Dröhnen der Nahenden weckte,
Richtete er sich auf und sprach zu ihnen die Worte:
„Atreus' Sohn und ihr anderen Besten aller Achaier,
Löscht zuerst mit funkelndem Wein noch völlig den Holzstoß
Aus, soweit die Flamme gefressen. Dann aber laßt uns
Sammeln die Gebeine des Menoitiaden Patroklos
Wohl gesondert; wie sind sie doch so leicht zu erkennen!
Lag doch er inmitten der Scheite, die andern verbrannten,
Mannen und Rosse, vermischt zur Seite am äußersten Rande.
Legt die Gebeine in goldener Urne und doppelter Fettschicht
Nieder, bis ich mich selbst im Hause des Hades verberge.
Richtet mir aber nicht sonderlich hoch den Hügel, ich will es
Nur nach Sitte und Brauch; ihr Danaer möget erst später
Breit und ragend ihn baun, wer dann am Leben noch nach mir
Im Bereich der vielberuderten Schiffe zurückbleibt."
Sprachs, und sie gehorchten gar willig dem schnellen Peliden,
Löschten zuerst mit funkelndem Wein noch völlig den Holzstoß,
Wo das Feuer gewütet, tief sank die Asche zusammen.
Weinend sammelten sie sodann des sanften Gefährten
Weißes Gebein in die goldene Urne und doppelte Fettschicht,
Setzten sie dann ins Zelt, umhüllt mit weichen Geweben,
Zogen den Kreis für das Grabmal und betteten rings um die Stätte
Steinernen Grund und türmten sogleich die Erde zum Hügel.

(Mit den vorigen Stellen Il. XXIII, 1—256)

Deutlich erkennbar in diesem Ausklang vernehmen wir auch Ziel und Ende einer verlorenen Achilleïs. Immer wieder wird in der Ilias so viel auf den Tod des Achilleus hingewiesen, daß man vielleicht diese Andeutungen als Ersatz für einen ursprünglich anderen Schluß auffassen muß, der dem schließlichen Erliegen des Peliden gewidmet war. Jedenfalls bleibt der Hörer auch in der uns vorliegenden Ilias dauernd im Bann der Anschauung, daß auch Achills Leben nur wie ein Meteor vorbeigleitet und vielleicht dadurch gerade doppelten Heldenglanz erhält. Eine ergebene, aber doch grenzenlose Trauer über die Vergänglichkeit alles

Herrlichen, wie sie schon in Glaukos' Worten so deutlich zum Ausdruck kam, liegt hier über der ganzen Szene gebreitet. Es ist keine weiche Trauer, sondern eine erhabene, wie sie die weise Erkenntnis der Unabänderlichkeit des Schicksals mit sich bringt.

*

Die Leichenspiele, die auf die Verbrennung des Patroklos folgen, würde ich gern missen. Gewiß, auch sie haben ihre dichterischen Reize und ihren Zweck und mancherlei unnachahmlichen Feinheiten, besonders in der Charakteristik der Personen und in dem freimütigen Herzenstakt, der sich gerade bei diesen Wettkämpfen so besonders vorteilhaft bemerkbar macht; dennoch aber ist der Abstand gegenüber dem ersten Drittel des Gesanges doch sehr fühlbar. Man kann sich des Gedankens nicht entschlagen, daß dies Stück entweder später eingeschoben ist oder aber, daß Homer den bei solcher Gelegenheit üblichen Vorgängen die Konzession machte, sie möglichst wahrheitsgetreu zu schildern, weil die Gewohnheit des Hörers nun einmal nach solchem Abschluß verlangte. Nur unter dieser Anschauung kann man verstehen, warum der Dichter sich des Vorteils beraubte, den spannendsten Wettkampf an den Schluß zu setzen, und statt dessen ein wohl vorgeschriebenes Schema sich abwickeln ließ. Ist dem so, dann muß man immer noch bewundern, mit welcher Meisterschaft er auch ein gebundenes Programm abwechslungsreich und nicht gerade ermüdend zu gestalten, in immer neuen Bildern verschiedenster Schattierung zu formen und mit mancherlei überraschenden Einzelzügen zu beleben weiß.

*

Der Schlußgesang der Ilias ist die reifste Frucht im Schaffen Homers. Seine Tiefe, seine Weisheit, seine ausgeglichene Güte machen ihn zur Krone des ganzen Epos und kleiden sich dazu in denkbar schönste und stärkste dichterische Diktion. Ein Meister auf der abgeklärten, in dieser Art nie wieder erreichten Höhe des Könnens hat diesen Gesang gedichtet. Er ist sowohl ein Drama für sich als auch die tiefste Form einer inneren Lösung aller Probleme der vorgehenden Gesänge. Hier kann man wirklich von schlackenloser Vollendung der Poesie reden; sie hat hier eine

19. Helena entführt und wiedergewonnen

Erhabenheit, eine himmlische Ruhe, jene wahrhaft große Distanz gefunden, durch die erst klassische Kunst als solche lebendig wird. Man achte hier einmal auf die Bändigung des inneren Tempos, die es versteht, eine unantastbare Gelassenheit zu bewahren, ohne die Glut innerer Intensität irgendwie zu schwächen. Soviel man aber auch über den Gesang sagen möchte, sein unnachahmliches Wesen enthüllt er doch nur in seinen eigenen Worten, selbst in dem nur schwachen Abklang einer deutschen Fassung.

Der Gesang schließt innerlich an die Verbrennungsszene an:

. . . . Achilleus
Weinte, gedenkend des lieben Gefährten, der große Bezwinger
Schlaf betäubte ihn nicht, von Seite zu Seite geworfen,
Dachte der Held voll Sehnen der Kraft und der Frische des Freundes,
Wie er zusammen mit ihm soviel ertragen, Beschwerden
Viel erduldet im Kampf mit Männern und drohenden Wogen,
Und ihm strömten noch heißer die Tränen bei solchen Gedanken;
Warf sich bald auf den Seiten umher, bald wieder aufs Antlitz,
Bald auch rücklings nieder, und schließlich sprang er vom Lager
Auf und wandelte trauernd am Strande. Das steigende Frührot
Fand ihn immer schon wach, wann Meer und Ufer erglänzten.
(Il. XXIV, 3 f.)

Dann kocht der Rachezorn immer wieder aufs neue in ihm empor, und er schleift an seinem Gespann Hektors Leiche um des Freundes Grab, bis schließlich selbst die Götter über das Übermaß wahnsinniger Wildheit sich empören:

Denn schon frevelt sein Grimm am stummen Staube der Erde.

Dem wollen sie Einhalt tun, denn:

Mag doch mancher vielleicht noch liebere Tote beweinen,
Sei's den eigenen Sohn, sei's auch den leiblichen Bruder.

Die Götter wollen eine Lösung von Hektors Leichnam herbeiführen. Diesen Vorwand aber benutzt Homer nicht nur, um seinen Liebling für die Totenehren zu retten, sondern um zugleich eine innere Wandlung in Achilleus vor unsern Augen sich vollziehen zu lassen, so daß der Hauptheld der Ilias zuletzt in einer hoheitsvollen Glorie milder Versöhnung

erstrahle. Ein sehr klug gewähltes Motiv und dabei geeignet, eine Fülle von Poesie in starken, kontrastreichen Szenen zu offenbaren. Alles strebt hier einem Ausgleich, einer Harmonie, einer Ehrenrettung zu. Selbst die Götter scheinen in Homers Augen eine solche nötig zu haben, denn nach all dem wegwerfenden Leichtsinn und der ungerührten Grausamkeit, mit denen sie den Leiden der Sterblichen achtlos, fast verachtend gegenüberstehen, tritt nun in der Gestalt des vermittelnden Segenspenders Hermes auf einmal jene milde Güte und hilfreich-barmherzige, edle Gesinnung zutage, wie unser heutiges Empfinden — allerdings in völligem Mißverständnis des homerischen Himmels — sie fast als notwendig voraussetzen möchte.

Durch göttliche Eingebung faßt Priamos den heroischen Plan, persönlich im Lager des entsetzlichen Feindes den Leichnam des Sohnes mit Bußgeschenken zu lösen. Ergreifend ist das Bild des Jammers, der über Hektors Tod auf der Königsburg von Ilios herrscht. Hingestreckt im Staube liegt das Elternpaar, von Verzweiflung und Flüchen geschüttelt. Ein eiserner Heroismus, eine fast schreckliche Erhabenheit offenbart sich uns in dem unbeugsamen Entschluß des Königs, den seine Gattin mit den rührendsten Worten geängsteter Liebe bekämpft. Vergeblich. Die Ausfahrt bleibt beschlossen, und als nun vor dem Abschied Priamos Zeus um ein günstiges Zeichen fleht, kommt in einem großen Bilde die erste beruhigende Note in die schmerzzerwühlte Melodie.

Zeus hört den König, und

> Rasch den Adler entsandt er, der Vögel erhabenstes Zeichen,
> Ihn, den braunen Jäger, des Name der Dunkelgefleckte,
> Und gewiß so breit wie die riegelversicherte Pforte
> An dem ragenden Schatzhaus des gütergesegneten Mannes,
> So breit spannte der Adler auf beiden Seiten die Flügel;
> Rechts erschien er über der Stadt, und die ihn gewahrten,
> Freuten sich, und Zuversicht zog in aller Gemüter.
>
> (Il. XXIV, 315 f.)

Ist es nicht, als wenn der Göttervogel wie eine riesige Fermate abschließend über dem ersten Teil des großen Trauermarsches schwebt? Denn welche Fülle zarter Güte und eines milden Taktes, der immer

leise wie nebenbei das Rechte zu treffen, zu helfen und zu trösten weiß, liegt nicht in der Begegnung, die nun der durch die gefährliche Nacht fahrende König mit dem geleitenden Gott erlebt! Wir sehen da in ein so feines Gewebe zartester Rücksichtnahme und einen so vollkommenen Ausdruck schlichtester und doch sehr gewandter Rede, daß man staunend vor der inneren Kultur einer Zeit steht, die man in dem prächtig brausenden Klange heldenhafter Härte, wie er in den früheren Gesängen ertönt, kaum vermutet. Hier leuchtet eine Welt, die in ihrer inneren Auffassung auffällig an manche Bibelstelle mahnt.

Aber schließlich ist das alles Episode.

Der ganze Gesang steuert unaufhaltsam auf seinen großen Mittelpunkt zu: die Begegnung des Achilleus mit Priamos. Und diese gewaltige Idee, deren Wagnis nur ein ganz großer Dichter gestalten konnte, wird Wirklichkeit von so erschütternder Größe und einer dramatischen Kraft, wie sie nie von einer Szene der größten Tragödien übertroffen worden ist. Ich setze die ganze Stelle hierher, die für sich selber spricht:

. . . . der Greis schritt stracks in des Zeltes Behausung,
Wo der Platz des göttergeliebten Achilleus, und drinnen
Fand er ihn; abseits saßen die Freunde. Zwei nur von ihnen,
Held Automedon und auch Alkimos, Ares' Erwählter,
Waren um ihn geschäftig. Er hatte erst eben des Mahles
Essen und Trinken beendet, und neben ihm stand noch die Tafel.
Unbemerkt trat ein der große Priamos, näher
Kam er, umfaßte die Knie des Peliden und küßte die wilden,
Mordenden Hände, die ihm so viele Söhne erschlagen.
Wie ein Mann, der in schwerer Betörung im eigenen Lande
Einen andern getötet und nun in die Fremde geflüchtet
Zu vermögenden Leuten — sein Anblick erfüllt sie mit Staunen:
So erstaunte Achill bei des göttlichen Priamos Anblick;
Auch die Genossen erstaunten, und einer blickte zum andern.
Zu Achilleus erhob nun Priamos flehend die Stimme:
„Denke an deinen Vater, du göttergleicher Achilleus,
So bejahrt wie ich an des Alters verderblicher Schwelle!
Könnten doch vielleicht auch ihn umwohnende Nachbarn
Drängen, und keiner ist da, der Jammer und Unheil ihm abwehrt;

Aber so oft er hört, daß du noch immer am Leben,
Freut er sich im Herzen und hofft die Reihe der Tage
Zu erleben des lieben Sohnes Heimkehr aus Troia.
Aber ich Kummerbeladner, ich zeugte die herrlichsten Söhne
Weit in Troia, und nun ist keiner übriggeblieben.
Fünfzig nannte ich mein zur Zeit, als die Danaer kamen;
Neunzehn schenkte davon der Schoß der selbigen Mutter,
Aber die andern gebaren mir im Palaste die Frauen.
Viele von ihnen streckte der grimme Ares zu Boden,
Doch der mein einziger war, der allein die Feste beschirmte,
Den hast du erschlagen, ihn, Hektor, als er die Heimat
Schützte. Und darum komme ich jetzt zu den Schiffen Achaias,
Ihn von dir zu lösen, und bring unermeßliche Buße.
Du aber scheue die Götter, Achilleus, erbarme Dich meiner,
Denke an deinen Vater, ich bin weit mehr zu beklagen.
Tat ich doch, was noch nie ein Sterblicher konnte, ich küßte
Jenes Mannes Hände, der meine Kinder erschlagen."

Sprachs und erweckte in ihm sehnsüchtigen Schmerz um den Vater,
Daß er die Hand des Alten ergriff und leise ihn wegschob.
Beide saßen versunken, und um den mordenden Hektor
Weinte bitter der eine, zu Füßen des Helden gekauert,
Aber Achilleus weinte um seinen Vater und weiter
Um Patroklos. Ihr Klagen erfüllte die Räume des Hauses.
Doch nachdem sich der hehre Achilleus am Jammer gesättigt,
Und ihm der Sehnsucht Verlangen aus Herz und Gliedern gewichen,
Hob er vom Sessel sich schnell, und sich erbarmend des grauen
Hauptes und Bartes, zog er den Greis empor an der Rechten,
Redete sanft ihn an und sprach die beflügelten Worte:
„Unglückseliger, ja, viel Böses hast du ertragen.
Wie nun wagst du allein zu den Schiffen Achaias zu kommen
Vor die Augen des Mannes, der dir viel tapfere, edle
Söhne erschlagen? So ist dein Herz wahrhaftig von Eisen.
Aber nun setze dich nieder hier auf den Sessel; wir wollen
Unser Leid bei aller Trauer jetzt völlig begraben,
Denn man richtet ja doch nichts aus mit bitterem Jammer.
Also spannen es ja den armen Menschen die Götter,
Kummerbelastet zu leben, sie selber aber sind leidlos.

Denn in der Halle des Zeus, da stehen zwei Krüge und spenden
Ihre Gaben, der eine böse, der andere gute.
Wem sie nun spendet vermischt der donnerfrohe Kronion,
Der begegnet wechselnd dem Glück und daneben dem Unheil;
Wem er aber nur bittere gibt, dem sendet er Schande:
Über die göttliche Erde verfolgt ihn Elend und Hunger,
Unstet irrt er umher, verachtet von Göttern und Menschen.
Also verliehen die Götter auch Peleus herrliche Gaben
Seit der Geburt, und mehr als alle Menschen besaß er
Reichtum und Segen; er war der Myrmidonen Gebieter.
Ihm, dem Sterblichen, gaben sie eine Göttin zum Weibe,
Aber auch ihm verlieh ein Himmlischer Böses, denn nimmer
Wuchs ihm daheim im Palast ein Stamm von herrschenden Söhnen.
Einer nur blühte ihm auf zu frühem Tode; auch kann ich
Ihn im Alter nicht pflegen, denn fern vom Lande der Väter
Sitze ich hier in Troia und ängstige dich und die Deinen.
Und auch dich, o Greis, pries einst die Kunde gesegnet:
Alles Land von Lesbos hinauf, dem Gefilde des Makar,
Bis zwischen Phrygien droben und Hellespontos, dem weiten,
Das überstrahltest du Greis an Reichtum und Söhnen, so sagt man.
Aber seit dir dies Leid die himmlischen Götter gesendet,
Rasten rings um die Feste stets Schlachten und Männergemetzel.
Faß dich und jammere nicht so unablässig im Herzen.
Denn es hilft dir ja nichts, den herrlichen Sohn zu beweinen,
Kannst ihn nimmer erwecken, eh leidest du selber noch ärger."

Ihm erwiderte Priamos drauf, der erhabene Alte:
„Göttlicher, setze mich nicht auf einen Sessel, solange
Hektor so ohne Pflege im Zelt ruht, gib ihn mir schleunig
Frei, daß meine Augen ihn sehn. Nimm selber die viele
Buße, die ich dir bringe; erfreue dich ihrer und kehre
Heim in dein väterlich Land, nachdem du mein Leben mir vorher
Schonend geschenkt, noch länger die Strahlen der Sonne zu schauen."

(Il. XXIV, 471 f.)

Auch hier in dieser Szene hat der Dichter eines erreicht, was immer nur auf den Weisheitsgipfeln wahrer, abgeklärter Poesie möglich ist: er versteht uns so tief in die Unzulänglichkeit alles Menschlichen schauen zu lassen,

daß alles aufhört, was irgend Partei oder einseitige Anteilnahme heißen könnte. Homer steht weit darüber oder, besser gesagt, allumfassend. Die innere Einsamkeit des halbgöttlichen Achilleus ist nicht minder tragisch als die schicksalgebeugte Gestalt des greisen Königs. Über Not und Grauen hinaus verstehen sich hier auf einmal zwei edle Seelen, und Haß und Hader der Welt scheinen wie Schlacken von ihnen zu sinken. Die tiefe Resignation aller großen Geister breitet ihre Schwingen.

Achilleus ist aber doch noch zu jung, um dauernd auf solcher Höhe zu verharren. Wir kennen sein unberechenbares Wesen, das wechselnd ist wie seine Mutter, das Meer. Diese Gefährlichkeit seines Charakters betont Homer immer wieder und gibt sie auch jetzt nicht auf, im Gegenteil, die ganzen folgenden Stellen sind gerade typisch für die seltsamen Mischungen im Charakter des Peliden.

Schon die letzten Worte des Troerkönigs gehen ihm zu weit. Neu fühlt er den Rachezorn bei allzu unmittelbarer Erinnerung auflodern. Man merkt: er hat Furcht vor sich selbst und seinen Ausbrüchen. Jedes weitere Wort verbietet er und stürzt hinaus, um nicht an seiner guten Regung irre zu werden. Wie sehr versteht es Homer, hier Zug um Zug zu häufen, um das Bild dieser großzügigen Dämonie zu vollenden. Achilleus will Hektors Leiche freigeben, ja mehr noch, er will alle entehrenden Spuren an seinem Körper tilgen, um den Vater nicht zu kränken. Aber er graut sich förmlich vor dem möglichen Aufleben seines Rachegefühls; fern von sich läßt er Hektor waschen und salben. Wieder eine tiefzarte Handlung: er nimmt nicht alle Bußgeschenke des Königs, ein köstliches Gewand und zwei Tücher läßt er zurück, damit der Tote hineingehüllt werde, und nun erst hat er sich so weit überwunden, mit eigener Hand den erschlagenen Feind aufzubahren. Nun ist der Bann in seinem Innern gelöst. Ein Licht der Versöhnung liegt auf ihm und wirkt auf die ungeheure, weltberühmte Stelle, als nun aufs neue nach all der seelischen Erschütterung und der völligen Herstellung innerer Harmonie der Greis und der junge Held zusammenkommen und eine friedliche Mahlzeit einnehmen:

Als sie nun aber die Lust an Trank und Speise gesättigt,
Da erst sah Dardanos' Enkel mit Staunen, wie groß und wie herrlich
Peleus' Sohn; er schien fürwahr den Göttern zu gleichen.
Auch Achilleus schaute den Dardaniden mit Staunen,
Wie er die Stimme vernahm und sah das Antlitz so edel.

(Il. XXIV, 628 f.)

Wieder, wie bei der Mauerszene der Helena im dritten Gesang, beschränkt sich hier Homer nicht auf bloße Schilderung. Er läßt die Eindrücke in anderen — hier doppelt — widerspiegeln und macht sie dadurch so lebendig und eindrucksvoll.

Immer, wenn in Achilleus die tobenden Wellen von Zorn und Wildheit ruhen, entdecken wir in seiner abgeklärten Seele eine tiefe Güte mehr und einen Takt, der ihn wie ein ganz anderes Wesen von allen Helden vor Troia absondert. Es ist das Gemüt des Dichters selbst, den wir Homer nennen und der hier ungehindert von der Konvenienz der Sage frei schaltet.

Mit leisem Scherz, der doch warnend den Ernst der Situation durchblicken läßt, ladet Achilleus den müden Alten zur endlichen Ruhe ein, und ganz von sich aus quillt nun sein Edelmut hervor, weit über Priamos' Bitte hinaus. Er bietet ihm Waffenruhe an, damit der eben noch so gehaßte, tote Hektor ungestört und in vollen Ehren bestattet werden könne:

„Doch nun verkünde mir auch und sage mir wahr und untrüglich:
Wieviel Tage gedenkst du des Hektor Bestattung zu feiern,
Daß ich so lang den Kampf mir und dem Heere verwehre?"
Ihm erwiderte Priamos drauf, der göttliche Alte:
„Wenn du mir also vergönnst des Sohnes volle Bestattung,
Wäre es mir am liebsten, Achilleus, du handeltest also:
Weißt du doch, wir in der Stadt sind eingeschlossen, der Wald ist
Fern, das Holz zu holen, und angstvoll zagen die Troer.
Und so möchten wir ihn neun Tage im Hause bejammern,
Aber am zehnten bestatten und feiern dem Volke das Festmahl,
Dann am elften wollen wir ihm den Hügel errichten.
Laß uns am zwölften dann wieder kämpfen, wenn es schon sein muß."
Ihm erwiderte drauf der schnelle Läufer Achilleus:
„Das wird alles geschehen, Greis Priamos, wie du erbatest;
Ruhen laß ich den Kampf so lange, wie du geboten."

(Il. XXIV, 654 f.)

Der Schluß des 24. Gesanges hat viel Ähnlichkeit mit der dreifachen Totenklage um Hektor, wie wir sie schon früher bei seinem Fall vor dem Tore vernommen. Und doch ist es bedeutsam, wie Homer hier in fast gleicher Situation abzuwechseln versteht und in seiner feinen, indirekten Art noch eine Menge Charakterzüge nicht nur der lebenden Personen einzufügen weiß, sondern uns sogar das Bild des Toten, den wir doch genugsam zu kennen glauben, noch durch allerlei Andeutungen stark bereichert und verklärt. Die Mischung von erschütterndem Schmerz und doch einer erhaben abklingenden Ruhe, die die Ilias zu Ende leitet, ist sehr eigenartig und mit nichts zu vergleichen. Eine gelassene Wehmut weht darüber hin; ernst, still, verhalten, ohne jedes unnötige Pathos klingt das größte Epos aus. Denn es weiß, daß über ihm der Glanz der Unsterblichkeit ruht.

20. Streit des Aias und Odysseus

ODYSSEE

Die Lektüre der Ilias ist ein Erlebnis, die der Odyssee ein Genuß. Unsere ganze Einstellung zur Odyssee muß demnach eine andere sein wie gegenüber dem Heldenkampf vor Troia. Das zweite Homerische Epos führt uns in eine ganz andere Welt, wenn auch sein Hauptheld in der Ilias gewichtig vertreten ist. Erinnern wir uns aber, daß ich darauf aufmerksam machte, wie Homer die Vorgänge seiner Ilias geflissentlich in große Vergangenheit zurückgeschoben zu haben scheint und sich selber so gibt, als ob er die weitere Entwicklung seiner eigenen Zeit nicht kennt. In der Odyssee nun rückt er dieser seiner Gegenwart erheblich näher. Das Staats- und Gemeindewesen, die kulturellen Lebensbedingungen und vieles andere sind völlig andere, weit entwickeltere als in der Ilias. Das Problem der Einheitlichkeit beider Epen oder die Frage nach dem einen endgültigen Dichter wird dadurch sehr kompliziert, da man ja bei aller Verschiedenheit andererseits auch die ungeheure innere Einheit immer wieder fühlen muß. Man ist heute durchaus geneigt, die Odyssee um Jahrhunderte jünger sein zu lassen als die Ilias. Ich gebe demgegenüber aber immer zu bedenken, daß sich Unterschiede und trennende Abweichungen viel leichter nachweisen lassen als Einheit, die schließlich immer mehr eine Sache des künstlerischen Gefühls bleiben wird. Natürlich sind mir auch die sprachlichen und philologischen „Unterschiede" bekannt, und ich weiß, wie unüberbrückbar sie sein sollen, um den einen Dichter der beiden Epen zu rechtfertigen. Ob das alles von zwingender Beweiskraft ist, wage ich ebenso zu bezweifeln wie die apodiktische Behauptung des gleichen Verfassers. Das Problem bleibt ungelöst stehen.

Für den ästhetischen Genuß ist seine Lösung ja auch nicht unbedingt notwendig. Natürlich verursacht eine andere Einstellung leicht ein anderes

Urteil. Aber wie gesagt: wer Ohren hat zu hören und dem skeptisch-analysierenden Verstand gegenüber die echte künstlerische Naivität noch nicht eingebüßt hat, der wird genau fühlen, was die Alten bewog, aus allen Epen schließlich diese beiden allein ihrem Homer zu belassen, wenn ihnen auch die Frage der „jüngeren" Odyssee nicht fremd war.

Nun kommt aber etwas anderes dazu. Irgendwie jünger als die Ilias ist ja die Odyssee sicher, dafür hat ihr Stoff aber Bestandteile, die bestimmt viel älter sind als die Troiasagen. Oft stutzt man in der Odyssee vor Stellen, die fast unergründliche mythologische Perspektiven andeuten. Die vergleichende Sagen- und Mythenforschung, die oft gefährlich weit getriebenen Hypothesen der astralen und anderer Religionserklärungen finden ein viel fruchtbareres Gebiet in der Odyssee als in der Ilias. Keine Gestalt der Ilias ist je in solche Parallelen zu rücken, wie es mit Odysseus und seiner Umwelt von Gilgamesch bis zu den Indianern oder dem deutschen Hildebrand geschehen ist. Hier liegen noch eine Menge ungelöster Fragen ohne Abschluß vor. Sie erfordern ein Studium, gehören aber, so interessant sie an sich sind, ebensowenig in diese ästhetische Betrachtungsweise wie die Entscheidung über das Problem des einheitlichen Homer.

Uns interessiert das Kunstwerk der Odyssee als solches. Denn die Odyssee ist ein Kunstwerk in noch viel wörtlicherem Sinne als die Ilias. Sie ist viel „komplizierter" und bewußter durchgeführt. Die ganze Anlage des Plans, die Zusammenfügung recht verschiedener Stoffe verrät einen im besten Sinn „raffinierten" Dichter. Er hat eine Disposition gemacht und sich an diese gehalten, er hat wichtige Verbindungsgestalten erfunden oder aus der Schattenhaftigkeit verschiedener Sage einheitlich ausgeformt. Ist nicht schon allein die zusammenfassende Erzählung der Irrfahrten in Ich-Form ein Zug von verblüffender Meisterschaft, die in einem reinen Volksepos ganz unmöglich wäre?

Derartige feine Züge, wenn auch nicht von so durchschlagender Wirkung, werden wir bei der Durchsicht der einzelnen Gesänge noch mehrere finden.

Vor allem aber ist der ganze Ton, auf den die Odyssee gestimmt ist, viel weicher, farbiger, flüssiger als der der Ilias. Die Wucht und heroische Größe des unvergleichlichen Kampfliedes besitzt sie daher nicht und auch nicht diese innere Geschlossenheit, die ja schon durch den Schauplatz und die Einheitlichkeit der Handlung in der Ilias stärker gewährleistet war. Dafür gleitet die Odyssee über eine viel reichere Fülle von Lebensbildern dahin, innerlich mit dem gleichen Takt, der gleichen Güte, Weisheit und Menschenkenntnis, mit der der Iliasdichter seinen Stoff behandelte, nur gab ihm die freiere poetische Gestaltung mehr Gelegenheit zu solch persönlicher Färbung. War doch der Stoff — oder vielmehr die Stoffe — so elastisch, daß man die Odyssee in ihrer köstlich fabulierenden Fülle statt eines Epos einen Abenteuerroman genannt hat.

Diese Verbindung von Märchenglanz und rein menschlicher Wirklichkeit, die so meisterhaft durchgeführt ist, daß wir sie immer wie selbstverständlich hinnehmen, bildet den Hauptreiz der Odyssee.

So wird sie aus anderen Gründen wie das übermenschliche Fresko der Ilias in der bewundernden Liebe der Menschen fortleben als das Spiegelbild einer Welt, wie sie farbiger, abwechslungsreicher, naturgetreuer wohl nie ein Dichter erkannt hat. Ein Überblick über die einzelnen Gesänge wird uns das hier Gesagte etwas näher erläutern, wenn es auch nicht in meiner Aufgabe liegen kann, an der Überfülle von Problemen einer analytisch verfahrenden Kritik auch nur zu rühren. Für uns sei hier immer wieder nur das Kunstwerk als solches in seiner vorliegenden Ganzheit bestimmend, die uns, wie vor der Erhabenheit der Ilias mit einer fast schauernden Ehrfurcht, hier mit einer beseligenden Freude an dem Genuß einer phantasieumblühten Erdenfülle beschenken wird.

*

Die ersten vier Gesänge der Odyssee kann man zusammenfassend betrachten, denn sie bilden ein Ganzes für sich. Sie gehören zur sogenannten „Telemachie", die einen der großen, ursprünglich nicht

zusammengehörenden Bestandteile bildet, aus denen die Odyssee kunstvoll gebaut wurde.

Das sichtliche Walten und Eingreifen der Götter durchsetzt die Odyssee viel stärker als die Ilias, da ja auch, wie schon gesagt, trotz der jüngeren Abfassung und fortgeschrittenerer Zeiten die Odyssee viel stärker mit uralten legendären Partien durchsetzt ist. Überhaupt fließen hier eine Menge Epenbruchstücke zusammen, die in kluger Benutzung verteilt sind. Besonders bemerkenswert sind dabei die Ergänzungen zur Ilias. Genau ersichtlich ist, daß diese dem Dichter der Odyssee vollendet vorlag, denn sonst würde die eine oder andere, vielleicht überflüssige Verdoppelung entstanden sein. Davon ist aber keine Rede, sondern nur manches, was die Ilias bloß andeutet oder was ihrem besonderen Bericht vorausgeht und nachfolgt, ist hier klug, geschickt und scheinbar leicht als Rede, Erzählung, Bardengesang oder sonstwie ergänzend eingefügt.

Seltsam und reizvoll ist diese Mischung einer uns viel greifbareren und näherstehenden Kulturwelt der Odyssee mit übernatürlichen Einwirkungen. Die Telemachie ist sehr reich darin. Gleich beginnt das Epos mit einem Vorspiel im Himmel, um aber dann bald mit der hilfsbereiten Athene uns in den von den Freiern bedrängten Palast des verschollenen Odysseus zu führen.

Ein weiteres, ganz auffallendes Element von edelster Wirkung ist die unendliche Zartheit des Taktes und des gesellschaftlichen Schliffs in seiner edlen, immer natürlichen Formvollendung. Es ist eine ästhetische Freude, die gewandte Höflichkeit des Herzens zu beobachten, wie sie hier immer wieder sichtbar und fühlbar wird. Bei aller Wildheit der Freier und sonstigen Exzessen bewegen wir uns doch stets in einem wohldisziplinierten Milieu bester Erziehung, bei der die Form aber nicht leerer Selbstzweck, sondern das Ergebnis einer ritterlichen, fein durchgebildeten Gesinnung ist.

Gleich der Empfang der in Gestalt eines alten Gastfreundes nahenden Athene durch den jungen Telemach zeugt davon. Mit natürlichster Zuvorkommenheit empfängt sie der junge Königssohn und leitet den Gast „zum kunstvoll prächtigen Thronsitz“,

Breitete drüber ein Linnen, den Füßen diente ein Schemel,
Stellte für sich einen Stuhl, einen bunten, daneben, gesondert
Von den Freiern, damit dem Gast das Lärmen und Schreien
Nicht das Mahl verleide inmitten so wilder Gesellschaft,
Und damit er ihn dort um des Vaters Verweilen befrage.
Wasser brachte sodann zum Waschen in prächtiger, goldner
Kanne die dienende Magd und ließ es ins silberne Becken
Gleiten und setzte vor beide die blankgeglättete Tafel.
Aber die würdige Schaffnerin brachte das Brot und die vielen
Speisen und setzte sie vor und bot die Fülle mit Freuden.
Fleisch von vielerlei Art zerlegte ein Diener und reichte
Rings die Schüssel und stellte vor beide die goldnen Pokale,
Häufig zum Füllen der Becher umging die Tafel der Herold.
(Od. I, 131 f.)

In gleichem Ton ist der Abschied der verkappten Göttin gehalten, die dem Jüngling den Rat gegeben, erst eine Volksversammlung um Hilfe anzugehen, dann aber eine Fahrt zu Nestor und Menelaos auf den Peloponnes zu wagen, um dort nach dem Vater zu forschen. Telemachos' Herz ist gewonnen, er möchte den ehrwürdigen Gast, der schon enteilen will, halten:

„Freund, wahrhaftig, du redest zu mir aus gütigem Herzen
Wie ein Vater zu seinem Sohn. Nie werd ichs vergessen.
Aber verweile nun auch, wie sehr dich die Heimfahrt gelüstet,
Laß ein Bad dir rüsten und Leib und Seele dir laben,
Nimm ein Geschenk hinab zum Schiff und freue dich dessen.
Ehre bring es dir, sei schön und bleibe ein Kleinod
Dir von mir, wie gastliche Freunde sich liebend beschenken."

Ihm erwiderte drauf mit leuchtenden Augen Athene:
„Halte mich nicht mehr länger, denn mich verlangt nach der Heimfahrt.
Und das Geschenk, das mir dein Herz so freundlich bestimmte,
Gib es mir, kehr ich zurück, und nimm ein gleiches dagegen."
(Od. I, 307 f.)

Aber auch innerhalb der Familie und den Hausgenossen gegenüber finden wir dieselbe Rücksichtnahme, besonders im Verhältnis Telemachs zu seiner Mutter. Man muß sich da nicht durch manche Worte des jungen Sohnes, in der er seine Hausherrenwürde betont, irremachen

lassen oder solche Reden von unserm heutigen Standpunkt aus als unkindlich oder altklug ansehen. Bei aller Hochstellung, die die Frau bei Homer weit mehr als später in Griechenlands historischen Zeiten genießt, hat doch selbst der junge Mann in allem, was nicht unbedingt den Haushalt angeht, die Herrschaft. Außerdem aber beachte man, es ist ein Fürstenhaus, Telemach repräsentiert trotz seiner Jugend den legitimen Chef der Familie, und sein Auftreten allen andern Mitgliedern gegenüber — hier nur seine Mutter — ist kaum anders als bei ähnlichen Autoritätsverhältnissen in Regentenhäusern bei uns. Allzu scharfe Urteile, die das Verhältnis Telemachs zu seiner Mutter peinlich empfinden zu müssen glaubten, übersehen dies alles und wollen in eine bürgerliche Schablone moderner Art Verhältnisse pressen, die diesen Herrenzuständen gegenüber nicht angemessen sind. Man sollte viel eher beachten, wie zartfühlend doch im Grunde Telemach immer wieder in der so schwierigen Situation für seine Mutter eintritt und niemals seine Kindespflicht verletzen möchte. Ja, mehr als das. Wie fein ist der Zug, daß er nach der für ihn ungünstigen Volksversammlung die alte Schaffnerin, die allein um die geplante Reise weiß, verpflichtet, die Mutter möglichst lange in Unkenntnis zu halten, um ihr den Kummer zu ersparen,

Daß sie nicht gar durch Tränen ihr schönes Antlitz entstelle.

Dergleichen kleine, bedeutsame Züge kann man immer wieder entdecken. Sie würden die Dichtung nicht so verschönern, träte hier nicht eine der sympathischsten Eigenschaften im Wesen Homers selbst zutage, jene tiefe, milde Güte, die alles durchdringend der Handlung jene unsagbare Verklärung leiht, in deren beseligendem Banne wir — oft unbewußt — vom ersten bis zum letzten Verse stehen.

Aber auch die Qualitäten der Ilias, jene prägnante, anschauliche, stark belichtete Art der Schilderung, sind auch hier genau so prächtig vertreten und machen es bei der Gleichartigkeit der Tonart so schwer, für die Odyssee einen anderen, zeitjüngeren Dichter anzunehmen.

Wie köstlich ist der Schluß des zweiten Buches, der Telemachs Reiseantritt schildert:

21. Blendung Polyphems

Und Telemachos ging an Bord, ihn führte Athene.
Nieder saß die Göttin am Steuerruder, daneben
Ließ sich Telemachos nieder, dann lösten die Leute die Taue,
Stiegen selber hinein und griffen gleich zu den Rudern.
Günstigen Fahrwind sandte ihnen die Göttin Athene,
Einen frischen West, daß dunkel die Wogen erbrausten.
Und da rief ans Takelwerk der Sohn des Odysseus
Seine Gefährten herbei. Die folgten willig den Worten,
Aufrecht richteten sie den Tannenmastbaum im hohen
Mittleren Schacht und banden ihn fest mit den vorderen Tauen,
Hißten dann an ledernen Riemen die schimmernden Segel.
Und nun warf sich der Wind voll in die Segel, der Woge
Purpur umschäumte laut den Kiel des gleitenden Schiffes;
Mit der Strömung eilte es hin dem Ziele entgegen.
Als sie im dunklen, hurtigen Schiff das Tauwerk befestigt,
Stellten sie vor sich hin die vollen, weinschäumenden Krüge,
Spendeten dann den ewigwährenden, himmlischen Göttern,
Aber von allen zumeist der leuchtenden Tochter Kronions.
Und so durcheilte das Schiff die Nacht und den steigenden Morgen.
(Od. II, 416 f.)

*

Prächtig ist im folgenden Gesang die große Opferfeier beschrieben, die Nestor, der König von Pylos, am Strande des Meeres mit seinem Volk zu Ehren Poseidons begeht; es ist die größte Opferschilderung in beiden Epen und gibt einen deutlichen, umfassenden Begriff einer solchen Kulthandlung in homerischer Zeit. Ein blendendes Bild rollt vor uns hin, noch gesättigt mit all der Inbrunst eines glaubensstarken Volkes, dem seine Mythen zweifellos und heilig sind. Das Patriarchalische ist wundervoll gezeichnet, wir sehen deutlich den greisen Nestor, herrschend im Kreise seiner Söhne. Ein seltsam-interessanter Zug ist das Verhalten der in Mentors Gestalt verkappten Athene, die nun in ihrer Rolle genötigt wird, zu den Göttern um den Erfolg zu beten, den sie selbst herbeiführt:

Gleich begann sie innig zum Herrscher Poseidon zu beten:
„Höre mich, Erdumstürmer Poseidon! Unseren Bitten
Neige gnädig dein Ohr zu unserer Taten Vollendung.

Nestor und seinen Söhnen gib aber Segen vor allem
Und verleihe auch den andern Bewohnern von Pylos
Reichen und gnädigen Lohn für die herrlich bereiteten Opfer.
Mir und Telemachos aber gib glückliche Heimkehr, sobald wir
Ausgeführt, wozu im eilenden Schiffe wir kamen."
Also betete sie und lenkte alles doch selber.

(Od. III, 54 f.)

*

Fast der ganze vierte Gesang bringt uns darauf mit Telemach an den Hof des Menelaos nach Sparta. Die Handlung biegt dann aber nach Ithaka zurück, und es folgen die Bücher mit den Abenteuern des Odysseus. Erst im fünfzehnten Gesang nimmt die Handlung den abgerissenen Faden wieder auf und beendet diese Besuchsschilderung bei dem Atriden.

Ich möchte darum diese Szenen in Sparta so zusammen betrachten, wie sie inhaltlich zueinander gehören. Denn neben dem Nausikaa-Gesang haben wir hier wohl den bei Homer unnachahmlichen Gipfelpunkt von Kulturhöhe, feinem Takt und einem menschlichen Zartgefühl, das immer wieder aufs neue erstaunen läßt. Alles ist auf eine Weise liebenswürdig gedämpft und harmonisch gestaltet, psychologisch unendlich fein und doch ganz natürlich geführt, in die gesättigte Atmosphäre einer gesegneten Wohlhabenheit getaucht und äußerlich und innerlich so formvollendet geschliffen, daß man an diesem Glanz gesitteten Menschentums immer nur sein helles Entzücken haben kann und sich nur kopfschüttelnd fragt, wie es möglich ist, daß uns hier die ersten Zeichen europäischer Kultur auf einer Höhe entgegentreten, die auch heut selbst den besten Zeiten noch als Ideal vorschweben kann.

Durchweg sind alle diese Eigenschaften in der ganzen Partie zu bemerken seit dem Augenblick des gastlichen Empfanges im Hochzeitshaus des Menelaos. Der Verweis an den zögernden Haushalter, der Eindruck des reichen Palastes auf die doch einfacher erzogenen Fürstensöhne:

. . . . und staunend
Schauten diese sich um in der Wohnung des göttlichen Königs.
Denn da war ein Glanz, als schienen der Mond und die Sonne
In dem stolzen Palast des ruhmgepriesnen Atriden,

das darauffolgende Bad und Mahl, die edelschlichte, taktvoll zurückhaltende Art des Gastgebers, all das führt in eine Welt ein, die in der rauheren Ilias noch nicht zu ahnen ist und die höchst wohltuend berührt.

Nur heimlich und leise äußert Telemach dem Freunde sein Staunen über all die Pracht. Menelaos hörts und lehnt leicht die allzu große Bewunderung ab, aber er knüpft daran eine unterhaltsame Schilderung all seiner großen Reisen. Homer gibt hier mit vollendeter Kunst eine sehr reizvolle Erkennungsszene, um die ihn jeder moderne Dichter beneiden könnte. Erkennungsszenen sind ja überhaupt die virtuosen Glanzpunkte der Odyssee.

Menelaos erwähnt wie zufällig den Namen des Odysseus, und Telemach kommen dabei die Tränen; Menelaos ahnt, wer sein Gast sei, ist aber zu feinfühlig, gleich zu fragen, da auch gerade Helena in göttlicher Schönheit hinzutritt. Spontaner und hellsichtiger, wie Frauen sind, äußert sie sofort die Vermutung, Odysseus' Sohn vor sich zu haben, und, als kluge Variante gegen den Empfang bei Nestor, bestätigt hier nicht Telemach selbst, sondern sein Begleiter die ahnende Annahme.

Wie ehrlich äußern sich die Freude des Menelaos, die Klagen der Anwesenden über liebe Tote, wie zart findet der Nestoride den Weg zur heiteren Geselligkeit zurück und wie begütigend sucht Helena durch würzige Mittel und unterhaltende Erzählung von der Trauer abzulenken!

Erst den nächsten Tag kommt Telemach auf den Zweck seiner Reise zu sprechen, und hochinteressant, durchsetzt mit uralten Sagenelementen, ist die lange Antwort des Menelaos und seine Schilderung von Proteus, dem weissagenden Meergreis. Viel hören wir hier über das endliche Schicksal so mancher Troiahelden. Sehr seltsam und einzig in seiner Art klingt die Voraussage, die dem Menelaos über sein eigenes Ende wird:

„Dir aber sind beschieden, o gottgezeugter Atride,
Tod und Ende nicht im rossenährenden Argos,
Sondern es werden die Götter dich nach Elysions Fluren
Senden zur äußersten Erde, wo Rhadamanthys, der blonde,
Und wo das Leben selig und leicht den Göttern dahinfließt,
Wo nicht Regen noch Schnee noch je ein heftiger Sturmwind,

Sondern Okeanos stets des lieblich tönenden Zephyrs
Wehen aufwärts sendet zu aller Menschen Erquickung.
Denn du bist Helenas Gatte und so der Eidam Kronions."

(Od. IV, 561 f.)

Mit einer liebenswürdigen Einladung zu weiterem Verweilen schließt Menelaos seinen Bericht, und wieder folgt ein ganz entzückender Zug edlen Freimuts. Er bietet dem Telemach Rosse als Gastgeschenk an. Der aber lehnt offen ab, seine Heimat ist nicht so schön und üppig und für Rosse geeignet wie hier die spartanische Ebene, aber als seine Heimat doch holder als alles andere. Menelaos möge ihm lieber irgendein Kleinod zum Andenken geben. Deutlich merkt man dabei, mit welch staunender Bewunderung der Jüngling an dem gütigen König hängt.

. . . . Da aber lachte der tönende Held Menelaos,
Streichelte ihn mit der Hand und ließ sich also vernehmen:
„Stammst von edlem Blut, lieb Kind, das zeigen die Worte.
Etwas anderes geb ich dir statt dessen, ich kanns ja.
Von den vielen Geschenken, die hier im Hause verwahrt sind,
Sollst du das ehrenvollste und auch das schönste bekommen.
Geben werde ich dir einen künstlich gefertigten Mischkrug
Ganz aus Silber, und rings sind seine Ränder vergoldet.
Ihn erschuf Hephaistos; der König von Sidon, der kühne
Phaidimos gab ihn mir, als mich auf dem Wege zur Heimat
Gastlich sein Haus umfing. Nun will ich, es werde der deine."

(Od. IV, 609 f.)

Hier setzt der fünfzehnte Gesang mit der Fortsetzung des Idylls ein, wie Athene in der Nacht dem so gern verweilenden Jüngling erscheint, um ihn zur Heimfahrt zu ermahnen. Wie köstlich ist das Ungestüm gezeichnet, mit dem er nun womöglich gleich in der Nacht forteilen möchte und erst von dem älteren Genossen verwiesen werden muß, wie wenig schicklich das wäre!

All das Folgende, der ganze Abschied, ist so durchsetzt von Feinheiten, liebenswürdigem Edelmut, klugen Reden usw., daß ich nichts Besseres tun kann, als die ganze Stelle für sich eindringlicher sprechen zu lassen, als jede Darlegung es vermöchte.

. . . . Und bald erschien die golden thronende Frühe,
Und schon nahte den beiden der tönende Held Menelaos,
Der von der lockigen Helena Seite das Lager verlassen.
Wie ihn nun aber der liebe Sohn des Odysseus gewahrte,
Eilte er, sich den Leib in die prächtigen Kleider zu hüllen,
Warf auch den großen Mantel um seine kräftigen Schultern,
Und dann eilte zur Pforte der Held, trat neben den Herrscher,
Und dann sagte der wackere Sohn des erlauchten Odysseus:
„Göttlicher Menelaos, Atride, Herrscher der Völker,
Nun entlasse mich wieder zum lieben Lande der Väter,
Denn es sehnt sich das Herz, zurück nach Hause zu kehren."

Ihm erwiderte drauf der tönende Held Menelaos:
„Telemach, nein, ich will dich hier nicht länger mehr halten,
Wenn du die Heimkehr ersehnst. Ich selber würde es jedem
Gastlichen Wirt verargen, der Freundschaft oder auch Feindschaft
Über die Maßen erweist; denn immer handle man maßvoll.
Beides ist schlimm, drängt einer den Freund, der gerne verweilte,
Rascher zum Gehen und hemmt den, der zum Reisen entschlossen.
Pfleg den verweilenden Gast und laß den enteilenden ziehen.
Warte nun, bis ich vor deinen Augen schöne Geschenke
In den Wagen dir lege und dann den Frauen befehle,
Von der Fülle des Hauses im Saal die Mahlzeit zu rüsten.
Ist es doch beides: Ruhm und Glanz und daneben Erquickung,
Erst nach trefflichem Mahl weit über die Lande zu eilen.
Willst du aber durch Hellas und mitten durch Argos davonziehn,
Von mir selber geleitet, so laß ich die Rosse dir schirren,
Dich in die Städte der Männer zu führen; da wird uns nicht einer
Ohne weitres entlassen und wenigstens eines uns schenken,
Einen der schönen, ehernen Kessel oder ein Becken
Oder ein Eselsgespann, einen goldenen Becher zur Heimkehr."

Ihm erwiderte drauf der verständige Telemach also:
„Göttlicher Menelaos, Atride, Herrscher der Völker,
Gleich nach Hause möchte ich ziehen, beim Scheiden ja hab ich
Keinen Beschützer daheim für meine Schätze gelassen,
Daß ich nicht selber verderbe, dieweil ich den Vater erforsche,
Oder mir aus dem Palast ein herrliches Kleinod verschwindet."

Kaum aber hörte dies Wort Menelaos, der tönende Rufer,
Da befahl er der Gattin sogleich und den dienenden Mägden,
Von der Fülle des Hauses im Saal die Mahlzeit zu rüsten.
Und da trat zu ihm Boëthoos' Sohn Eteoneus,
Der sich vom Lager erhoben; er wohnte ganz in der Nähe.
Dem befahl Menelaos, der Rufer, ein Feuer zu zünden,
Fleisch daran zu braten, und der gehorchte den Worten.
Dann stieg Menelaos hinab ins duftende Schatzhaus,
Nicht allein, denn Megapenthes und Helena folgten.
Als sie dorthin gelangt, wo die Kleinodien lagen,
Nahm der Atride sogleich einen doppeltgehenkelten Becher,
Gab Megapenthes, dem Sohn, einen silbernen Mischkrug zu tragen.
Helena aber trat an die kleiderbergende Truhe,
Wo sie die bunten, selbstgestickten Gewänder bewahrte,
Und die göttliche Frau erwählte eines der Kleider,
Das ihr im bunten Gewirke am größten und herrlichsten dünkte,
Hell wie ein funkelnder Stern, es lag von allen zu unterst.
Damit schritten sie durch den Palast, Telemachos draußen
Aufzusuchen; dann sprach der blonde Held Menelaos:
„Telemach, möge dir Zeus, der donnernde Gatte der Here,
Wie deine Seele wünscht, die Heimkehr gnädig gewähren.
Von den vielen Geschenken, die hier im Hause verwahrt sind,
Sollst du das ehrenvollste und auch das schönste bekommen.
Geben werde ich dir einen künstlich gefertigten Mischkrug,
Ganz aus Silber, und rings sind seine Ränder vergoldet.
Ihn erschuf Hephaistos; der König von Sidon, der kühne,
Phaidimos gab ihn mir, als mich auf dem Wege zur Heimat
Gastlich sein Haus umfing. Nun will ich, es werde der deine."

Held Menelaos sprachs und gab dem Gaste den goldnen
Becher, und Megapenthes, der starke, brachte den schönen
Silberglänzenden Mischkrug herbei und stellte ihn vor ihn.
Und mit blühenden Wangen trat nun auch Helena näher,
Hielt in der Hand das Tuch und rief die Worte und sagte:
„Dieses Geschenk, lieb Kind, will ich dir geben, zum Tage
Froher Vermählung, ein Angedenken an Helenas Hände.
Deiner Gattin zum Schmuck. Bis dahin mag es die liebe
Mutter im Saale bewahren. Leb wohl du selber und kehre
Heim in dein herrliches Haus und deiner Väter Gefilde!"

Sprachs und gab es dem Gast, und der empfing es mit Freuden.
Alles nahm dann der Held Peisistratos, tat es im Wagen
Oben in den Behälter mit stillbewundernden Augen,
Und dann führte sie beide ins Haus der blonde Atride.
Niederließen sie sich nun alle auf Sessel und Stühle,
Wasser brachte sodann zum Waschen in prächtiger, goldner
Kanne die dienende Magd und ließ es ins silberne Becken
Gleiten und setzte daneben die blankgeglättete Tafel.
Aber die würdige Schaffnerin brachte das Brot und die vielen
Speisen und setzte sie vor und bot die Fülle mit Freuden.
Fleisch zerlegte daneben der Boëthoide und gab es
Allen, es brachte den Wein der Sohn des gepriesnen Atriden,
Und ihre Hände ergriffen die angebotenen Speisen.
Aber nachdem sie die Lust an Trank und Speise gesättigt,
Schirrten Telemachos und Nestors herrlicher Erbe
Unter das Joch die Rosse, bestiegen den schimmernden Wagen
Und durchfuhren das Tor der lauterschallenden Halle.
Hinter ihnen schritt Menelaos, der blonde Atride,
Und er hielt in der Rechten in einem goldenen Becher
Herzerquickenden Wein, um vor der Abfahrt zu opfern,
Stellte sich vor die Rosse und sprach mit grüßendem Zutrunk:
„Jünglinge, lebet wohl, und Nestor, den Hirten der Völker,
Grüßt! Stets war er mir gleich wie ein Vater gewogen,
Als wir Söhne Achaias die Feste der Troer umkämpften."

Ihm erwiderte drauf der verständige Telemach also:
„Jenem werden wir sicher, du Zeusentstammter, das alles,
Heimgekommen, erzählen, wie du gebietest. O fände
Ich Odysseus zu Haus, wenn ich nach Ithaka kehre,
Ihm zu sagen, wie ich, mit aller Liebe behandelt,
Von dir geschieden und viele gar herrliche Schätze erhalten."

Grade wie er so sprach, flog ihm zur Rechten ein Vogel
Auf, ein Adler, und trug eine zahme, weiße und große
Gans in den Klauen vom Hof, und schreiend liefen dahinter
Männer und Weiber. Der Adler kam ihnen näher und stürmte
Rechts von den Pferden dahin, und dieser Anblick erregte
Ihre Freude, und Zuversicht zog in ihre Gemüter.

Da begann der Nestoride Peisistratos also:
„Göttlicher Menelaos, erwäge, du Herrscher der Völker,
Schickt uns beiden oder dir selber die Gottheit dies Zeichen?"

Sprachs. Da überlegte der tapfere Held Menelaos,
Wie er ihm rechten Bescheid nach kluger Erwägung erteile,
Aber schon vor ihm sprach die Gattin im langen Gewande:
„Höret mich an! Ich werde verkündigen, wie es die Götter
Mir in die Seele gelegt und wie ich Erfüllung erhoffe:
Wie der Adler die Gans, die hier im Hause gemästet,
Raubte, nachdem er Nest und Brut in den Bergen verlassen,
So wird Odysseus nach vielen Leiden und mancherlei Irrfahrt
Heimwärts kehren und Rache üben. Am Ende gar ist er
Schon daheim, um allen Freiern Verderben zu säen."

Ihr erwiderte drauf der verständige Telemach also:
„O, das gebe uns Zeus, der donnernde Gatte der Here!
Wie eine Göttin würde ich dich dann betend verehren."

Also rief er und schwang auf die Rosse die Geißel, und stürmend
Jagten sie durch die Stadt hinaus in die freien Gefilde.

(Od. XV, 56 f.)

*

Mit dem fünften Gesang wechselt die Odyssee den Schauplatz. Die Telemachie macht dem Helden des Epos Platz, und seine Irrfahrten und Abenteuer mit der schließlichen Errettung durch die Phaiaken ziehen sich bis in den Beginn des dreizehnten Gesanges hin. Diese acht Bücher nun führen uns ins Märchenland, in eine phantastische Welt voller seltsamer Ereignisse und Gestalten, die von der so natürlichen Wirklichkeit der ersten fünf Gesänge seltsam genug abstechen. Zwischen dem Übernatürlichen in der Ilias und dem der Odyssee besteht ein großer Unterschied. Im Heldenepos waltet in dieser Hinsicht durchaus das Mythische in jenem heroischen Gewand, das etwas Elementares, Naturgewaltiges hat, wie auch in unserer Edda. In der Odyssee dagegen ist der Charakter des Übersinnlichen sozusagen gemütlicher, sie schwelgt im Fabulieren wie die Märchen von 1001 Nacht, und wir spüren ordentlich, wie hier zusammen-

22. Odysseus unter dem Widder

getragen wurde, was sich ein meerbefahrendes Volk der Vorzeit alles an Grauslichem, an „Matrosengeschichten", in den Hafenplätzen zu erzählen wußte. Allerdings kann man diesen Abenteuern gegenüber auch noch einen andern, vielleicht höheren Standpunkt einnehmen. Man hat einen Sonnengott wie Herkules durch die Gefahren der Tierkreisbilder schreiten sehen, man hat auch die Abenteuer in solche geteilt, die tiefere mythologische Zusammenhänge haben, und solche, die eine spätere Zutat, wie z. B. die Kyklopen, sein sollen. Auch liegen hier sehr seltsame religiöse Fragmente vor. Der elfte Gesang ist eine der Hauptquellen für unsere Kenntnis vom Jenseitsglauben der Griechen, die Gestalt der „Verhüllerin" Kalypso, das rätselhafte Volk der Phaiaken sind voller ungelöster Probleme, aber sicher nicht ohne Zusammenhang mit dem Totenreich. Überall stößt man, wie schon eingangs gesagt, auf Spuren uralter Vorstellungen und Überlieferungen, die weit tiefer und früher als die Ilias mit dem universalen Mythenschatz der Welt zusammenhängen und allen möglichen astralen, kosmischen oder elementaren Deutungen Tür und Tor öffnen. Dem Dichter der Odyssee wird das meiste hiervon schon nicht mehr anders bewußt gewesen sein wie in dem von ihm überlieferten Gewande. Für unsere ästhetische Wandlung durch die Odyssee müssen also diese beziehungsreichen Parallelen fast ganz wegfallen. Wir sollen uns an das Kunstwerk selber halten, wie es uns vorliegt, und es genießen und nicht deuten.

Wir können das um so mehr, als der Anteil des Dichters an der Gestaltung seines Stoffs und dessen erfinderischer Formung gerade hier bei den Abenteuern sehr groß ist. Wir sehen den epischen Genius frei schalten und nicht nur gegebene Elemente der Volkspoesie ordnen, sondern schöpferisch aus sich die schönsten Stücke der Poesie gestalten. Partien wie z. B. die der Nausikaa können in ihrem durch Ewigkeiten frischen Jugendreiz, der selbst noch einen Goethe zum Weiterschaffen begeisterte, nur ganz große Dichter der Weltliteratur formen. Auch gestaltet hier Homer selbst das Überlieferte völlig um. Die Kalypso der Sage muß eine düstere Zauberin und nicht dies liebende Weib gewesen sein. Die menschliche Innigkeit ihrer Szenen ist durchaus Homers Erfindung, wie überhaupt

von nun an jede Zeile von dichterischer Phantasie und farbenreichem Schauen schwillt.

Sehen wir auf Einzelheiten, so bestrickt schon anfangs die Sendung des Hermes durch Zeus zur Nymphe Kalypso, um ihr die Entlassung des geliebten Odysseus zu befehlen:

Gleich umband er die Füße mit den ambrosischen, goldnen,
Schönen Sandalen, die ihn im Hauch der wehenden Winde
Über die Wasser tragen und über die Weiten der Erde.
Dann ergriff er den Stab, mit dem er die Augen der Menschen
Nach Gefallen schließt und auch die Schlafenden aufweckt.
Ihn in Händen, flog der Argostöter von dannen.
Erst durchschritt er Pierien und senkte sich dann aus den Lüften
Nieder aufs Meer, glitt über den Wellen und glich einer Möwe,
Die in den schrecklichen Schlünden des ewigwogenden Meeres
Taucht nach Fischen und netzt die starken Schwingen mit Salzschaum,
Gleich wie sie glitt über die Fülle der Wogen Hermeias.

Als er aber sodann die ferne Insel erreichte,
Da verließ er das blaue Meer, und über das Festland
Eilte er, bis er die große Grotte erreichte, wo jene
Lockige Nymphe wohnte, und grade traf er sie drinnen.
Feuer flammte empor hoch auf dem Herde, und fernhin
Wallte ein Duft gespaltener Zedern und brennenden Thyons
Über die Insel. Drinnen sang sie mit lieblicher Stimme
Und schritt hin am Webstuhl und webte mit goldenem Kamme.
Um die Grotte zog sich ein Wald von üppigen Bäumen,
Erlen und Pappeln, dazwischen der harzige Duft der Zypressen.
Flügelspannende Vögel belebten nistend die Zweige,
Eulen waren darunter und Falken und Krähen des Meeres,
Die mit gestreckten Zungen sich tummeln über dem Wasser.
Und da schmiegte sich auch weit um die wölbige Grotte
Eines Weinstocks üppig Gerank voll prangender Trauben;
Reihweis flossen dort vier Quellen voll schimmernder Wasser
Nahe beieinander, dann eilten sie hierhin und dorthin;
Weiche Wiesen in der Runde voll Veilchen und Eppich
Blühten, ja selbst ein Himmlischer stände da staunenergriffen,

Käme er her und sähe er solch erfreuenden Anblick;
Und so stand auch staunend der leitende, leuchtende Bote.

(Od. V, 44 f.)

Mit Weh im Herzen gehorcht Kalypso dem Götterbefehl, und sie begibt sich zu dem am Strande klagenden Odysseus. Wer kennt nicht Böcklins schönes Bild, wo wir auf der Klippe die abgewandte Gestalt des Dulders, dunkel vom Himmel sich abhebend, sehnsüchtig in die Ferne blickend, gewahren:

. . . . Es wurde sein Auge
Nie von Tränen trocken, sein süßes Leben zerrann ihm
Heimwehübermannt, denn nimmer gefiel ihm die Nymphe.
— — — — — — — — — — — — — —
Aber am Tage saß er auf den Felsen und Klippen
Und verhärmte sein Herz mit Tränen, Seufzen und Sorgen.
Nassen Auges schaute er auf die ewigen Fluten.

*

Zu den herrlichsten Naturpartien des ganzen Homer gehört der nun folgende vieltägige Sturm, der den Helden Odysseus nach seiner Abfahrt von der Insel der Kalypso alle Fürchterlichkeiten des Meeres in nicht mehr zu überbietender Weise auskosten läßt. Nur ein Dichter eines seefahrenden Volkes, der völlig mit dem herrlichen, grausamen Element vertraut und ihm gleichsam eingeboren ist, kann zu dieser Höhe wechselreicher Schilderung reifen. Wir spüren ordentlich den Salzgehalt der brausenden Luft in diesen grandiosen Bildern einer tobenden Wasserwelt. Schärfste Naturalistik mit stärkster Poesie, realistische Wirklichkeit mit phantastischer Dämonenbelebung der Elemente sind hier zu einer unnachahmlichen Einheit verwoben, wie ja überhaupt Wolken, Wind und Wasser wohl immer am meisten zur Bildung legendärer Gestalten beigetragen haben.

Endlich wird der vielgeprüfte Heros an die Küste der Phaiaken gespült, und ein ganz neues Bild, dessen sehr seltsame Urform wir nicht mehr deutend erschließen können, öffnet sich uns.

Und zwar gleich in dem uns bei Homer schon bekannten Kontrast, in der idyllischsten aller seiner Schöpfungen, die dem Grausen des Meersturms unmittelbar folgt.

Ist doch das sechste Buch, der Nausikaa-Gesang, von einem poetischen Schmelz wie kein anderer Abschnitt bei Homer. Es ist ein geschlossenes Kleinod für sich, überquellend von sonnigem, liebreichem, klugem und würdigem Leben, ein Musterstück zartandeutender Psychologie, ebenso meisterhaft in der Zeichnung der Personen wie in der Führung der Handlung. Diese 300 Hexameter haben einen Hauch von unzerstörbarer Jugendfrische, daß man sich keine Epoche der Welt denken kann, die sich ihrem Zauber verschließen könnte. Hier zeigt Homer so recht, wie man trunken von Schönheit und Poesie sein kann und doch dabei zugleich nie eine maßvolle Harmonie und eine durch kein Zuviel gestörte Reinheit jeder Linie außer acht zu lassen braucht, eine Verbindung von so seltener Art, wie sie nie einem Romantiker glücken wird.

Athene hat die Königstochter Nausikaa im Traum zu einer großen Kleiderwäsche am Meeresstrand ermuntert, um dort ihre Begegnung mit dem gestrandeten Odysseus herbeizuführen:

Und so redend entschwebte mit leuchtenden Augen Athene
Wieder zum hohen Olymp, der Götter ewigem Wohnsitz,
Den nicht stürmende Winde noch strömender Regen erschüttern,
Noch der wirbelnde Schnee. Des Äthers schimmernde Bläue
Breitet sich wolkenlos, durchflutet von strahlendem Lichte,
Wo die seligen Götter die Reihe der Tage genießen:
Dorthin kehrte Athene, nachdem sie das Mädchen ermuntert.

(Od. VI, 41 f.)

Nausikaa erfüllt den Auftrag, wobei sich gleich anfangs die ganze Innigkeit griechischen Familienlebens, wie es uns die späteren Jahrhunderte nie zeigen, enthüllt. Die taufrische Unberührtheit einer Mädchenblüte ist vielleicht nur noch von Goethe so erquickend geschildert worden. Wie wundervoll ist Nausikaas Bild, als nach der Wäsche und dem Bade ihr Ballspiel mit den Freundinnen in der Sonne am Seestrand beginnt:

Und die weißarmige Jungfrau schritt hin mit hellem Gesange,
So wie Artemis eilt pfeilfreudig über die Gipfel,
Über Taygetos' Höhn und des Erymanthos Gebirge,
Freudig sich tummelnd im Lauf mit Ebern und flüchtigen Hirschen.

Um sie spielen und jauchzen die flurdurcheilenden Nymphen,
Töchter des tönenden Zeus, da freut im Herzen sich Leto.
Denn vor allen leuchtet an Haupt und Antlitz die Tochter,
Jedem sogleich erkennbar, so schön auch alle die andern:
So überstrahlte die Mädchen die herrlich blühende Jungfrau.

(Od. VI, 101 f.)

Alles ist köstlich ineinander verflochten. Der entschlummerte Odysseus im nahen Gebüsch wird nicht unvermittelt eingeführt. Die Handlung verläuft scheinbar ganz natürlich und doch mit kunstvoll dichterischer Berechnung, an deren Technik man schon allein seine Freude haben kann. Ein Ballwurf geht fehl. Das Spielzeug fliegt ins Meer. Laut schreien die Mädchen, davon muß Odysseus erwachen, und nun ist alles Weitere notwendige Entwicklung. Der Eindruck seines unvermuteten Erscheinens, der unbefangene Mut der Königstochter, des Helden klugberechnete Rede sind Kabinettstücke. Dabei welch edle Schlichtheit, wie der Schluß von Odysseus' Bitte, bei der man nicht glauben möchte, daß diese Verse fast 3000 Jahre vor Hermann und Dorothea geschrieben wurden:

Mögen die Götter dir alle Wünsche des Herzens erfüllen,
Einen Mann und ein Haus, und euch mit seliger Eintracht
Segnen, denn nichts ist besser und wünschenswerter auf Erden,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Heim verwalten, den Feinden ein neidischer Ärger,
Aber Freude den Freunden. Sie spüren es selber am meisten.

Neben der Pastellzartheit der idyllischen Stellen und der harmonischen Gesinnung treten aber auch in diesem Gesang die prachtvoll starken Bilder, über die Homer ja immer verfügt, in ihr Recht. Ein voller Klang, ein klares, rundes Schauen, eine Szene zum Greifen nah und doch dabei von jenem Pathos der Distanz, über die wohl nie wieder ein Dichter so verfügt hat.

Man höre die Verse, wie Odysseus nach dem Bade in den neuen Gewändern den Mädchen erscheint:

Da verwandelte ihn Zeus' hohe Tochter Athene
Stolzer und voller an Wuchs und goß die Fülle der Locken
Ihm vom Scheitel herab wie der Lilien wellige Blüten.

Wie ein kundiger Mann das Silber mit goldenen Säumen
Rings umgießt, wenn Hephaistos und Pallas Athene ihn lehrten,
Schöne, gefällige Werke mit mancherlei Kunst zu vollenden,
So umgoß mit Glanz ihm Haupt und Schultern Athene.
Und er ging zum Meere hinab und setzte sich nieder,
Strahlend in Schönheit und Reiz; Nausikaa sah es mit Staunen.

(Od. VI, 229 f.)

Und schließlich die Worte, mit denen die Königstochter dem Fremdling den Palast ihres Vaters und ihre Mutter schildert:

Drinnen sitzt sie am Herd im hellen Glanze des Feuers,
Wie ein Wunder zu schaun, und spinnt die purpurnen Fäden,
An die Säule gelehnt, und hinter ihr sitzen die Mägde.
Neben ihr steht ein Thron für meinen Vater, den König,
Wo er mit Wein sich labt und sitzt wie einer der Götter.

(Od. VI, 305 f.)

All diese Stellen geben nur eine Probe aus der Fülle des sechsten Gesanges, der allein genügen würde, Homer die Unsterblichkeit zu sichern, wenn er auch der kürzeste aller beiden Epen ist.

*

Das siebente und achte Buch der Odyssee, die der eigentlichen Erzählung der vielberühmten Abenteuer unmittelbar vorangehen, zeichnen sich neben vielen rein dichterischen Schönheiten ebenfalls durch die zarteste Anmut eines sehr hochstehenden Taktgefühls und durch eine milde, formvollendete Kultur höfischer Lebensweise aus, die sich dabei aber nie von warmer, echter Menschlichkeit und schlicht natürlichem, wahrhaft edlem Empfinden entfernt. Eine Fülle von Beispielen hierfür zeigt, wie hoch Homer diese Durchbildung bester Erziehung einschätzt, und auch wir können uns dem Zauber dieser wohltuenden und klugen Abrundung im Verkehr untereinander nicht entziehen. Wenn wir in den höfischen Epen des Mittelalters Ähnliches zu finden glauben, so wirkt es dort doch viel gekünstelter und manierierter, hier aber wundert man sich immer wieder, daß bei aller Vollendung gewandter Form doch eigentlich alles nicht anders zugeht, als wie wirkliche Herzensgüte und vornehme Würde in idealer Paarung und schönster Harmonie sich überall

zeigen sollten. Eben das Gütige, Hilfreiche, Verständnisvolle, weise Gemäßigte sind ja Grundzüge Homers, die nur gerade in diesen zwei Büchern in besonderer Fülle sichtbar werden. An einzelnen Versen läßt sich das weniger zeigen als an der Tönung, die über dem Ganzen liegt.

Man lasse aber einmal die gastliche Milde und freundliche Bereitschaft auf sich wirken, mit der der doch völlig unbekannte Fremdling Odysseus aufgenommen wird. Wie richtig treffen die Phaiaken die taktvolle Mitte zwischen Teilnahme und Zurückhaltung, wie weltgewandt führt Odysseus sich ein und weiß seine Erlebnisse spannend und passend gruppiert zu berichten! Hier ist schon ein Anklang an jene so köstliche Art, mit der der Held in unerschöpflicher Phantasie fabulierend und variierend stets Neues über seine Person und seine Abenteuer erzählen kann, wie es später Eumaios und Penelope gegenüber seinen genialen Höhepunkt erreicht. Scheinbar sinds groteske Lügengebilde, deren Mangel an echter Aufrichtigkeit uns fast unwillig stutzen läßt. Schließlich aber bricht bei uns doch die Freude über die blühende Virtuosität durch, zumal wir bemerken, daß doch nur ein trügend schillerndes und dem Zweck angemessenes Gewand über den durchaus wahren Kern gebreitet ist.

Diese erste Unterhaltung des Odysseus mit dem phaiakischen Königspaar zu lesen, ist ein Genuß. Erst die Einführung und die zuvorkommende Bewilligung seiner Entsendung, dann das intimere Gespräch zu dritt, das sich um die geliehene Gewandung und das Verhalten Nausikaas fortdauernd mit schonendstem Zartgefühl dreht. In dem Ausgelassenen und Nichtgesagten liegt oft der größte Reiz, wie häufig bei einer Pause in Beethovenschen Sonaten. Dazwischen feine Bemerkungen weiser Lebensart:

> Zornig werden gar leicht wir erdgeborenen Menschen;

mit der ruhigen Erwiderung des Königs:

> Fremdling, nein, das ist nicht meines Herzens Gewohnheit,
> Unbedacht zu zürnen, denn immer handle man maßvoll.

Alkinoos möchte gern den interessanten Fremdling ganz an sein Haus fesseln, aber auch das deutet er ihm nur leise an; überall herrscht ein Bestreben, niemand zu nahe zu treten oder gar aufdringlich zu verletzen. Nur im nächsten Gesang wird solch ein unliebsamer Vorfall absichtlich herbeigeführt, um zu zeigen, wie scharf ihn der Dichter durch den Mund seines Helden verurteilt:

Freund, dein Wort war übel, du scheinst ein schlimmer Geselle.
Liebenswürdige Gaben verleihen also die Götter
Nicht an alle, schöne Gestalt, noch Rede, noch Klugheit.
Ist doch einer vielleicht nur unansehnlich von Äußern,
Aber ein Gott verlieh ihm Worte zu formen zur Freude
Aller, die ihn schaun. Denn ohne Anstoß und sicher
Spricht er bescheiden und schön und glänzt in versammelter Menge.
Schreitet er durch die Stadt, genießt er göttliches Ansehn.
Wieder ein anderer gleicht im Äußern den ewigen Göttern,
Aber doch umkränzt ihn nicht die Anmut der Rede,
— — — — — — — — — — — — —
Herzverzehrend verletzten mich deine empörenden Worte.

(Od. VIII, 166 f.)

Aber kein Streit entsteht aus dieser Abweisung. Der König billigt sie, nennt den Angriff des Euryalos „ungebührlich". Dieser sieht sofort sein Unrecht und seine Übereilung ein, schenkt Odysseus zur Versöhnung sein Schwert und spricht:

Heil dir, fremder Vater, und wenn hier eben ein hartes
Wort gefallen, so mögen es rasch die Winde verwehen.
Mögen die Götter dich wieder dein Weib und die heimische Scholle
Schauen lassen nach langer Trennung und bitteren Leiden!

(Od. VIII, 408 f.)

Mit Leuten, die gesundes Temperament mit so viel Einsicht und Selbstbeherrschung verbinden, läßt sich gut leben.

Neben diesen ethischen Werten, für die sich noch manche anderen Beispiele aufführen ließen, blüht aber in diesen zwei Gesängen auch eine Fülle rein dichterischer Schönheiten. Bereits wurde betont, daß wir uns bei den Phaiaken schon vielfach im Märchenland bewegen, wenn

23. Odysseus in der Unterwelt

hier auch über eine seltsame, verschollene Sage die anmutige Realistik ionischer Kulturblüte gebreitet ist. Immerhin bleibt das Kolorit gesteigert.

Man lese die köstlichen Verse, wo der Palast des Alkinoos geschildert wird, den Odysseus mit Staunen betritt:

Denn da war ein Glanz, als schienen der Mond und die Sonne
In dem ragenden Haus des stolzen, phaiakischen Königs.
Ehern zogen die Wände dahin zur Rechten und Linken
Weit von der Schwelle ins Innre mit glasigblauen Gesimsen;
Tore von Gold verschlossen das Innre des stattlichen Hauses,
Silbern waren die Pfosten und ragten auf eherner Schwelle,
Silbern auch die oberen Balken und golden der Türring.
Golden und silbern bewachten die beiden Seiten zwei Hunde,
Die Hephaistos mit kunstvoll kluger Erfindung gefertigt,
Daß sie das Haus des erhabnen Alkinoos herrlich betreuten,
Denn sie alterten nicht und waren beide unsterblich.
Innen lehnten gegen die Wand zur Rechten und Linken
Sessel von der Schwelle bis tief ins Innre; darüber
Lagen fein von Frauenhand gewobene Tücher,
Und hier war beim Mahl der Sitz der phaiakischen Fürsten,
Wenn sie schmausten und zechten; stets hatten sie volles Genüge.
Goldene Knaben standen auf schöngefertigten Sockeln
Ringsherum und hielten in Händen brennende Fackeln,
Um beim Mahl die Nächte hindurch das Haus zu erleuchten.
Fünfzig dienende Weiber sind im Palaste beschäftigt;
Ein Teil mahlt auf Mühlen goldgelbe Körner des Feldes,
Andere sitzen da, reihweis wie Blätter der schlanken
Pappeln, und weben am Stuhl und drehen den Faden der Spindel;
Feuchtes Öl fließt nieder von dichtgekettetem Linnen.
Wie die Phaiaken vor allen Männern geschickt und erfahren,
Schnelle Schiffe durchs Meer zu steuern, so sind ihre Weiber
Kunstgeübt im Weben, da ihnen allen Athene
Gaben verliehen zu köstlichen Werken und edler Gesinnung.
Außer dem Hof liegt nahe dem Tor ein geräumiger Garten
An vier Morgen groß, umhegt die Länge und Breite.
Große Bäume stehen darin in üppiger Blüte;
Birnen, Granaten und Apfelbäume mit herrlichen Früchten
Und auch süße Feigen und frische, grüne Oliven.

Ihre Früchte verderben nie und finden kein Ende,
Weder Winter noch Sommer das ganze Jahr, und ein weicher
West läßt stets die einen blühen, die anderen reifen.
Birne reift auf Birne, es folgt der Apfel dem Apfel,
Auch die Traube der Traube, es folgt die Feige der Feige.
Und dort sproßt dem König auch üppiges Rebengelände:
Ein Teil ist ein Trockenplatz auf ebener Fläche,
Sonnengedörrt, auf anderen werden Trauben geerntet.
Andere werden gekeltert, vorn sind die Trauben noch unreif,
Stoßen die Blüten ab, und andere färben sich leise.
Dort sind schöngeordnet auch Beete am Rande des Weinbergs,
Mannigfach bepflanzt, und prangen dauernd das Jahr lang.
Drin sind auch zwei Quellen, die eine berieselt den ganzen
Garten, die andre indes fließt drüben unter des Hofes
Schwelle zum hohen Palast, dort pflegen die Bürger zu schöpfen.
Solche herrliche Gaben verliehen die Götter dem König.

(Od. VII, 84 f.)

Aber nicht nur im Innern der Wohnungen, auch draußen herrschen bei den Phaiaken überall Festlichkeit, Freude und Anmut. Wie farbig und jauchzend ist die Feier geschildert, mit der Alkinoos seinen Gast auf dem Tanz- und Sportplatz aufzuheitern trachtet! Wie leuchtend zeigt sich uns die Grazie der Jünglinge, die mehr dem Spiel als Kämpfen hold sind!

In die Hände nahmen sie einen purpurnen, schönen
Ball, den Polybos voll Kunst den beiden gefertigt.
Immer warf ihn der eine hinauf zu den schattenden Wolken,
Rückwärts gebeugt, dann sprang in die Höhe der andre und fing ihn
Leicht und behend, bevor er wieder den Boden berührte.
Aber nachdem sie genug den Ball zum Himmel geschwungen,
Tanzten sie dabei auf nahrungspendender Erde
Häufig wechselnd, und all die anderen Jünglinge standen
Rings auf dem Platz und klatschten dazu, es hallten die Lüfte.

(Od. VIII, 372)

Der vorzüglichste Schmuck des Festes aber ist den Hellenen der Gesang. Sagt doch Odysseus selbst:

Wahrlich, wonnesam ist's, solch einem Sänger wie jenem
Drüben zu lauschen, er singt so schön, als sängen die Götter.
Wüßt ich mir doch kein schöneres, noch besseres Endziel,
Als wenn froher Sinn die ganze Gemeinde beseligt,
Wenn sie reihweis sitzen beim Schmaus im Hause und innig
Lauschen dem Sänger; es stehen vor ihnen die Tische beladen
Voll von Wein und Fleisch, einschöpft vom Kruge der Mundschenk
Jungen Wein und trägt ihn herbei und füllt die Pokale.
Ja, das dünkt mir wohl die seligste Wonne des Herzens.
(Od. IX, 3 f.)

Und so ist dem Sänger bei Hofe denn hier auch mehrfach breitester Raum gewährt.

Er singt:

Aus dem Liede, das just weit bis zum Himmel berühmt war,
Von dem Streit des Odysseus mit dem Peliden Achilleus,
Wie sie beim üppigen Mahle der Götter mit schneidenden Worten
Einst gehadert.
(Od. VIII, 74 f.)

Er singt, bis Odysseus die Tränen kommen und das Lied rücksichtsvoll durch andere Veranstaltungen abgelöst wird. Aber nicht dauernd. Gleich nach den Wettkämpfen

Hub der Sänger an, die Leier zu schlagen, und herrlich
Sang er von Ares' Liebe zu Kypris im prächtigen Stirnreif.
(Od. VIII, 266 f.)

Die nun folgende Episode ist zwar ein spätes Einschiebsel, nur um die erwähnte Sage irgendwie anzubringen, aber in ihrer naiven Frivolität, die an Boccaccio erinnert, ist sie ein dichterisches Kleinod für sich für allerdings vorurteilsfreie Ohren, wie sie das natürliche Empfinden der damaligen Zeit gleich der frühen Renaissance besaß.

Nicht genug damit. Auch beim Festmahl darf ein Lied nicht fehlen:

. . . . und gottbegeistert begann der Sänger und stimmte
An das Lied, da wo die einen die Schiffe bestiegen
Und enteilten, nachdem sie Brand in die Zelte geworfen,
Während die andern Argeier rings um den berühmten Odysseus
Unter der Menge der Troer verborgen hockten im Roßbauch.
(Od. VIII, 499 f.)

So ist dieses ganze achte Buch eine Apotheose des Sängers, mit der sich Homer selbst zu ehren weiß. Legt er doch Odysseus die Worte in den Mund:

> Denn man soll den Sängern bei allen Menschen auf Erden
> Achtung zollen und Ehre, weil ja die Muse sie selber
> Lieder singen lehrt; sie liebt die Gilde der Sänger.
>
> (Od. VIII, 479 f.)

Und am Schluß kommen die berühmten Worte, die Finsler „den höchsten möglichen Ausdruck dichterischen Selbstgefühles" nennt, wenn von den Kämpfen um Troia gesagt wird, sie wären nur dazu dagewesen, um poetisch verherrlicht zu werden:

> War das doch das Werk der Götter; sie spannen den Menschen
> Dies Verderben, damit es lebe im Liede der Nachwelt.
>
> (Od. VIII, 579 f.)

Ein Homer darf die unerhörte Kühnheit haben, dies zu behaupten, denn durch seine Tat wird es zur Wahrheit.

*

Und nun beginnen die durch alle Jahrtausende berühmten Schiffermärchen, die Abenteuer des Odysseus in seiner eigenen Erzählung. All die Mären von den Kyklopen, den Sirenen, der Skylla und Charybdis usw. sind uns von jung an so vertraut, daß uns die Schönheit dieser überquellenden Phantasie eines seefahrenden Volkes fast schon selbstverständlich genug geworden, um ihre Herrlichkeit mit jener lässigen Gewohnheit hinzunehmen, wie der Bewohner schöner Gegenden den täglichen Anblick seines Landes.

Aber man vertiefe sich einmal in die kunstvolle Geschicklichkeit, mit der Homer hier hinreißend anschaulich und stets neu spannend selbst das Unmöglichste uns so vor Augen stellt, daß sogar wir „aufgeklärten" Europäer ganz im Bann seiner prächtigen Gebilde stehen. Die Wissenschaft hat viel in diesen Mären zu graben, sie scheidet ursprüngliche von späteren Zutaten und findet bei vielen versteckte, realere Grundlagen, seien sie nun geographischer, naturwissenschaftlicher oder mythologischer Art.

Uns geht ja hier nur die dichterische Gestaltung an, wie sie vom neunten Gesang an die nächsten vier Bücher füllt, aber der Zauber dieser Erzählungen ist so eng aus ungezählten Einzelheiten gewoben, daß eine Besprechung allein ihn nicht schildern könnte und auch losgelöste Stücke kein richtiges Bild ergäben. Zusammengefaßt liegt aber ihre dichterische Großtat besonders in dem anscheinend so leichten, in Wirklichkeit aber höchst genial angewandten Kunstgriff, daß die Abenteuer als geschlossene Masse vom Helden im Ich-Ton, also mit besonders anschaulicher Lebendigkeit, in der Mitte des ganzen Epos als dessen Kern vorgetragen werden. Ein primitiver Dichter hätte sein Werk wohl in steter Aufzählung und Folge damit gleich beginnen lassen. Das Ergebnis hätte nicht halb so spannend und vollendet sein können, wiederum ein Beweis, und zwar einer der schlagendsten, daß wir es bei Homer nicht mit einer Volksdichtung, sondern nur mit deren Elementen in der bildenden Hand eines der größten Künstler zu tun haben.

Wenn ich nun sagte, daß uns mit Einzelschilderungen aus diesen vier Büchern nicht gedient sein kann, so bezog sich das auf die Abenteuer selbst, die ja in ihrem Inhalt als bekannt vorausgesetzt und zur Einsicht ihres glänzenden Vortrags geschlossen gelesen werden müssen. Wohl aber möchte ich bei ihrem Eingang und dem Schluß verweilen, denn beides sind Stellen von prachtvoller Dramatik in jener wuchtigen Kürze, in der Homer immer Meister ist. Die Odyssee ist ja das Epos wirksamster Erkennungsszenen, die ihre dichterische Größe schon dadurch beweisen, daß sie nie ihren Eindruck verfehlen, so bekannt der Stoff auch ist und so oft er dem Hörer vermittelt wird. Die größte dieser Szenen ist ja allerdings Odysseus' Enthüllung seiner Person unmittelbar vor dem Freiermord, aber auch am Hof des Phaiakenkönigs bleibt seine endliche Namennennung von glanzvollem Reiz. Nach dem Preise feiernder Festfreude, den ich schon früher erwähnte, fährt der bisher unerkannte und bestaunte Fremdling fort:

> Aber nun will ich zuerst den Namen euch nennen, damit ihr
> Wisset, wer ich sei, und, dem Tag des Verderbens entronnen,
> Ich euer Gastfreund bleibe, so fern meine Heimat entlegen.

Ich bin Odysseus, der Sohn des Laërtes, durch mancherlei Listen
Unter den Menschen bekannt, mein Ruhm erreichte den Himmel.
Ithaka bewohn ich, das leuchtende, wo sich der stolze
Neriton erhebt, ein laubumrauschtes Gebirge.
Rings verstreut sind viele Inseln nahe beinander,
Wie Dulichion, Same, das waldumgrünte Zakynthos.
Ithaka selbst liegt flach und ganz zu oberst gen Westen
Weit im Meer, die anderen fern gen Morgen und Sonne.
Felsig ist es, doch nährt es tapfere Krieger. Ja, süßer
Als mein Heimatland ist mir kein Anblick auf Erden.

(Od. IX, 16 f.)

Wahrlich, eine ebenso stolze wie herzwarme Einführung, an die sich nun unmittelbar die Geschichte der seltsamen Erlebnisse und Irrfahrten anschließt. Man begreift, daß sie die Zuhörer die Nacht lang im Bann hielt. Noch an ihrem Schluß schenkt uns Homer aus Odysseus' Mund eine Sturmschilderung von so schlagender Wucht, wie sie nötig war, um die ganze Herrlichkeit seines Helden als Schiffs- und Heerführer zu vernichten und ihn, von allem entblößt, aller Gefährten beraubt, zu siebenjähriger Verbannung auf die Insel der Kalypso zu schleudern:

Als nun aber den siebenten Tag Kronion gesendet,
Nahm das wirbelnde Wehn der widrigen Winde ein Ende.
Gleich bestiegen wir wieder das Schiff und fuhren ins Weite
Mit gerichtetem Mast und leuchtend entfalteten Segeln.
Als wir nun diese Insel verlassen und nirgends ein andres
Land mehr sichtbar war und rings nur Himmel und Wasser,
Ließ eine schwarze Wolke Kronion über dem breiten
Schiff erscheinen, und finster wurden die Fluten darunter.
Nicht mehr lange vermochte das Schiff zu gleiten, denn heulend
Raste der West heran mit wildem, tosendem Toben,
Und des Windes Gewalt zerriß die vorderen Taue
Beide; rückwärts krachte der Mast, und Tauwerk und Segel
Stürzten alle ins Innre hinab, und am Ende des Schiffes
Traf der Mast des Steuermanns Haupt, und malmend zerschlug er
Alle Knochen des Schädels. Der Steuermann glitt wie ein Taucher
Nieder vom Verdeck; sein Geist verließ die Gebeine.

Donnernd zückte zugleich ins Schiff Kronion den Blitzstrahl,
Wirbelnd flog es umher, vom Feuer des Gottes getroffen,
Schwefeldämpfe füllten es an, es stürzten die Freunde
Aus dem Schiff und wurden wie Krähen ums finstere Fahrzeug
Über die Wogen geschwemmt: der Gott nahm ihnen die Heimkehr.
Ich aber irrte durchs Schiff, bis wildes Wasser die Wände
Nieder vom Kielbaum riß, kahl trug ihn die Woge von dannen,
Ja, sie schlug auch den Mast heraus aus dem Balken, doch an ihm
Haftete noch das Tau, aus starker Rindshaut gefertigt.
Damit band ich beide zusammen, den Kiel und den Mastbaum,
Setzte mich drauf und trieb dahin im Toben der Winde.

(Od. XII, 399 f.)

So wird Odysseus zurück durch die Charybdis neun Tage umhergetrieben, bis ihn die Wogen an die ogygische Insel schleudern, wo wir ihn ja schon am Eingang des fünften Buches am Strande der liebenden Nymphe gefunden haben, so daß hier in großem Bogen wieder der Anschluß an die schon anfangs bekannten Teile des Epos gefunden wird.

*

Unter den Abenteuern gibt es nun aber eins — das größte von allen —, das trotz allem Gesagten auch hier nicht nur nicht übergangen werden darf, sondern das sogar in jeder Hinsicht zu einem der gewaltigsten Höhepunkte des ganzen Epos gehört, und zwar gleichermaßen durch dichterisch herrliche Schilderung als auch durch den Stoff, die größte Fundgrube für alle Jenseitsvorstellungen der antiken Welt. Ich meine das weltberühmte elfte Buch, die Nekyia, den Gesang von der Totenfahrt in den Hades. Der Vergleich liegt nahe, Homer hier den antiken Dante zu nennen, wenn ja auch der Stil beider voneinander so unabhängigen Dichter völlig verschieden mit den unterweltlichen Vorstellungen schaltet. Die Parallele deshalb stärker durchzuführen, wäre eine überflüssige, literarische Spielerei. Viel näher liegt es, sich an Homer allein zu halten und an seine Art, diese urweltlichen Vorstellungen greifbar zu gestalten.

Man hat viel über die herrliche, unheimliche Nekyia gestritten und geschrieben; man hat sie ein jüngeres Einschiebsel in das alte Epos genannt, ohne diese Behauptung restlos begründen zu können, man hat

hingewiesen auf den Widerspruch, der zwischen sonstigen Homerischen Jenseitsvorstellungen und den hier vertretenen klafft, man hat gezeigt, daß hier in vielem ein noch vorhomerischer Glaube herrscht und daß dem Dichter ein Sagenstoff vorgelegen haben muß, den er in seiner Eigenart durchaus verwerten wollte, aber ihm unwillkürlich doch auch sein eigenes Gepräge gab. Dann aber enthält auch der Gesang selbst wieder später eingeschobene Stellen, wie den sogenannten „Frauenkatalog", und weist auch sonst Partien auf, die als rein mythologischer Einschlag gewertet sein wollen oder uns Bruchstücke der troianischen Heldensage vermitteln.

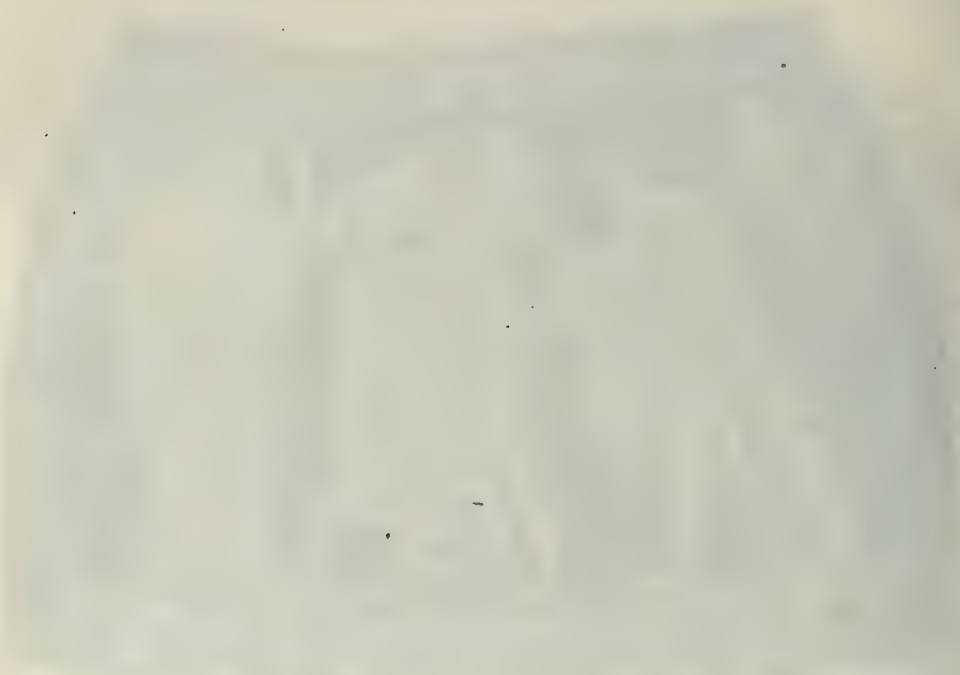
Aber auch hier kann für die Dichtung nichts wirksamer sprechen als sie selbst. Den ganzen elften Gesang jedoch wörtlich anzuführen, würde viel zu weit führen, denn er zeigt erhebliche Länge.

Es läßt sich jedoch mit Auslassungen aus den alsdann verbleibenden Fragmenten recht gut ein scheinbares Ganze zusammenstellen, wenn ich mir auch des sehr zweifelhaften Wertes solcher willkürlich gekürzter Exzerpte wohlbewußt bin. Da aber der Zweck dieses Buches doch nur der sein soll, immer wieder zum Original selbst zurückzuführen, so möge hier, unter der Voraussetzung dieser Ergänzung, ein solcher „Abriß" der Nekyia folgen, über dessen einzelne, besonders schöne Partien dann hinterher das Nötige zu sagen bliebe:

Odysseus hat von der Zaubergöttin Kirke die Weisung erhalten, er müsse, ehe er an weitere Heimreise dächte, eine Fahrt in die Totenwelt unternehmen, um dort von dem Seher Teiresias Näheres über sein Verhalten zu erfahren. Er erzählt den Phaiaken, welche Verzweiflung ihn und seine Gefährten über diese unerhörte Zumutung erfaßt habe, daß aber schließlich sein Wagemut sich zur Bestehung auch dieses gräßlichsten Abenteuers trotz alles Schauders entschlossen habe. Über den Verlauf berichtet er:

> Als wir nun aber zum Schiff und an das Ufer gekommen,
> Zogen wir erst das Schiff hinab in die heiligen Wellen,
> Taten dann Segel und Mastbaum ins Innre des dunkelen Fahrzeugs,
> Nahmen auch die Schafe an Bord und stiegen dann selber
> Tiefbetrübt hinein und ganz in Tränen zerflossen.

24. Raub der Leto



Uns aber sandte im Rücken des dunkelgeschnäbelten Schiffes
Kirke, die mächtige, sprechende Göttin im prächtigen Haarschmuck,
Einen gar edlen Gefährten, den segelschwellenden Fahrwind.
Als wir in unserem Schiff nun alle Geräte geordnet,
Saßen wir da, und der Wind und der Steuermann lenkten das Fahrzeug;
So tagüber durchlief es die Flut mit schwellenden Segeln.
Unter sank die Sonne, rings wurden die Pfade beschattet,
Und so erreichte das Schiff des tiefen Okeanos Grenze.
Dort befinden sich Volk und Stadt kimmerischer Männer,
Eingehüllt in Nebel und Dunst, und Helios' Strahlen
Lassen nie ihr Licht auf jene Sterblichen leuchten,
Weder beim Steigen der Sonne am sterndurchwanderten Himmel,
Noch beim Niedergang vom Himmel zur Erde herunter;
Nein, verderbliche Nacht liegt über die Armen gebreitet.
Dort nun trieben wir das Schiff ans Ufer und nahmen
Die zwei Schafe heraus, und längs des Okeanos Strömung
Schritten wir selber bis zum Platz, den Kirke bezeichnet.

Perimedes nahm die Opfertiere und hielt sie
Mit Eurylochos fest. Ich zog vom Schenkel das scharfe
Schwert und höhlte ein Loch, eine Elle die Länge und Breite.
Um die Höhlung goß ich all die Spende der Toten,
Erst gemischt mit Honig, dann mit der Süße des Weines,
Drittens mit Wasser, und streute noch helles Gerstmehl darüber.
Innig flehend gelobt' ich den Schattenhäuptern der Toten,
Wenn ich nach Ithaka käme, ein ungedecktes und bestes
Rind im Palaste mit köstlichen Gaben beim Holzstoß zu schlachten.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Als ich nun so mit Gelübden und Bitten die Scharen der Toten
Angefleht, ergriff ich die Schafe und schnitt ihre Kehlen
Über der Grube ab; ihr Blut floß dunkel. Da stiegen
Aus der Tiefe die Seelen der abgeschiedenen Toten,
Jünglinge und Jungfraun und leiderfahrene Greise,
Jugendzarte Bräute, von frischer Trauer betroffen.
Viele im Kampfe gefallne, von ehernen Lanzen erlegte
Männer kamen und hielten noch ihre blutigen Waffen;
Die umschwärmten die Grube in großen Scharen mit lautem
Schreien von allen Seiten. Mich faßte bleiches Entsetzen.
Da aber trieb ich meine Gefährten, sie sollten die Schafe,

Die schon, geschlachtet und tot, der Schärfe des Erzes erlegen,
Häuten und verbrennen und betend die Ewigen rufen,
Hades, den mächtigen Gott, und die schreckliche Persephoneia.
— — — — — — — — — — — — — —

Erst erschien der Geist Elpenors, unsres Gefährten,
Da er noch nicht bestattet im Schoß der umwanderten Erde.
Ließen wir doch, gedrängt von anderen Sorgen, den Körper
Unbestattet und unbeweint im Palaste der Kirke.
Tränen rannen mir bei seinem Anblick vor Mitleid,
Und ich sprach ihn an und rief die beflügelten Worte:
„Sprich, Elpenor, wie kamst du hinab in das dunstige Dunkel?
Du erreichtest es eher zu Fuß als ich auf den Fluten."

Also sprach ich, Elpenor aber erwiderte seufzend:
„Göttlicher Laërtiade, du vielerfahrner Odysseus,
Eines Dämons Beschluß und des Weines Betörung verdarb mich.
Im Palaste der Kirke, gestreckt zum Schlummer, vergaß ich,
Wieder zurück hinunter die große Treppe zu steigen.
Nein, ich fiel gradaus hinab vom Dache und brach mir
Meines Nackens Wirbel. Da fuhr die Seele zum Hades.
Nun aber flehe ich dich bei den Heimischen droben im Leben,
Herrscher, laß dich mahnen, daß du doch meiner gedenkest
Und nicht unbeweint und unbestattet beim Scheiden
Mich zurückläßt, du würdest den Zorn der Götter erregen.
Nein, verbrenne mich, mit allen Waffen, die mein sind,
Schütte mir dort den Hügel am grauen Strande des Meeres,
Mir unseligem Mann, zur Kunde für späte Geschlechter.
Das erfülle mir alles und pflanz auf den Hügel das Ruder,
Das mir im Leben gedient im Kreise meiner Gefährten."

Also sprach Elpenor, ich aber versetzte zur Antwort:
„Diese Bitte, du Ärmster, werd ich dir völlig erfüllen."

So verweilten wir beide und wechselten traurige Worte,
Hüben ich, und über dem Blute hielt ich das Schlachtschwert,
Drüben aber sprach soviel das schattige Abbild.
Auch erschien die Seele meiner verstorbenen Mutter,
Der erhabenen Antikleia, Autolykos' Tochter,
Die noch lebend zurückblieb, als wir gen Ilios fuhren.

Tränen rannen mir bei ihrem Anblick vor Mitleid.
— — — — — — — — — — — —
Ich aber weilte beharrlich, bis meine Mutter herankam,
Und kaum hatte ihr Schatten vom dunklen Blute gekostet,
Da erkannte sie mich und sprach die klagenden Worte:
„Sprich, mein Kind, wie kamst du Lebender hier in das dichte
Dunkel hinab, das doch so schwer Lebendige schauen?
Denn dazwischen sind mächtige Ströme und reißende Wasser."
— — — — — — — — — — — — — —
Also sprach die Mutter, und ich versetzte die Worte:
„Meine Mutter, ich stieg aus Not zum Hades hinunter,
Daß ich den Geist des Thebaiers Teiresias forschend befragte.
Noch erreichte ich nicht das Land der Achaier, noch kam ich
Nicht in die Heimat, noch irr ich immer voll Mühen und Leiden.
— — — — — — — — — — — — — — —
Nun aber sage mir noch und gib mir untrügliche Kunde:
Welche Art des bezwingenden Todes streckte dich nieder?
War es ein quälendes Siechtum? Kam mit den sanften Geschossen
Artemis, die Schützin, und hat dich tödlich getroffen?
Sprich mir von meinem Vater, vom Sohne, den ich zurückließ.
Ruht noch mein königlich Amt bei ihnen, oder besitzr es
Schon ein anderer, weil sie meinen, ich käme nicht wieder?
Sage mir auch, was denkt mein Weib, was hat sie beschlossen,
Bei dem Sohn zu verharren und alles treu zu verwalten,
Oder freite sie schon der edelste unter den Männern?"

Meinen Worten erwiderte da die würdige Mutter:
„Freilich verharrt dein Weib noch immer duldend und standhaft
Dort in deinem Palast, doch jammervoll schwinden ihr immer
Alle Tage und Nächte dahin in strömenden Tränen.
Deine erlauchte Würde nahm dir noch keiner, dein Krongut
Hütet ungestört dein Sohn und feiert des Mahles
Freuden, wie es die ziemliche Pflicht rechtpflegender Männer.
Alle laden ihn ein. Dein Vater aber bleibt weiter
Auf dem Lande und kommt nie in die Feste. Zum Lager
Dienen ihm keine Betten noch Mäntel und glänzende Decken,
Sondern er schläft den Winter bei seinem Gesinde im Hause
Nah dem Feuer im Staub und trägt nur ärmliche Kleider.

Kommt dann aber der Frühling und später die Tage der Früchte,
Findet er überall am Hang des blühenden Weinbergs
Aus gefallenen Blättern ein Lager am Boden geschüttet.
Gramvoll liegt er da und leidbeladen und wartet
Sehnend auf deine Heimkehr, und quälend naht ihm das Alter.
So bin ja auch ich dem Todesschicksal erlegen;
Weder nahte mir im Haus die sichere Schützin
Mit den milden Geschossen und hat mich tödlich getroffen,
Noch hat Siechtum mich befallen, wie es ja meistens
Traurig unseren Geist aus den welkenden Gliedern hinwegzehrt.
Nein, die Sorge um dich, die Sehnsucht, hehrer Odysseus,
Und die Liebe zu dir entrissen mein blühendes Leben."

Also sprach der Schatten. Ich aber, aufs tiefste erschüttert,
Wollte liebend die Seele der toten Mutter umarmen.
Dreimal stürzte ich vor und wollte sie zärtlich umfassen,
Dreimal zerrann sie mir unter den Händen, als wär es ein Schatten
Oder ein Traum. Mir wurde der Schmerz im Herzen noch ärger,
Und so rief ich ihr die beflügelten Worte hinüber:
„Meine Mutter, was meidest du meine sehnenden Arme?
Könnten wir nicht im Hades mit liebenden Händen einander
Zärtlich umschlingen und uns durch herbe Klage erleichtern?
Sandte mir etwa gar die hehre Persephoneia
Nur ein trügerisch Bild, daß ich noch bitterer seufze?"

Meinen Worten erwiderte die würdige Mutter:
„Weh mir, teures Kind, unseligster unter den Menschen,
Nein, Zeus' Tochter Persephoneia täuscht dich mitnichten.
Dies ist das Schicksal der Menschen, sobald sie dem Tode erlegen,
Denn dann halten Gebeine und Sehnen nicht länger zusammen,
Sondern die mächtige Kraft des lodernden Feuers vernichtet
Alles, sobald der Geist die bleichen Gebeine verlassen,
Aber die Seele fliegt dahin wie ein flatterndes Traumbild."
— — — — — — — — — — — — — —
So verweilten wir zwei und wechselten Worte. Da kamen,
Von der erlauchten Persephoneia entsendet, die Weiber
Alle, die Frauen und Töchter der edelsten Helden gewesen.
Sie umkreisten das Blut in dichten, schwärmenden Scharen.

Aber ich erwog, wie ich sie einzeln befragte.
So aber meinte ich endlich die beste Entscheidung zu treffen:
Zückend von der nervigen Hüfte mein mächtiges Schlachtschwert,
Ließ ich nicht alle zusammen am dunklen Blute sich laben;
Einzeln kamen sie nun nacheinander, und jede
Kündete ihre Sippe, und ich befragte sie alle.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
Als die hehre Persephoneia die Seelen der zarten
Frauen rechts und links nach allen Seiten zerstreute,
Nahte sich auch Atreus' Sohn, der Geist Agamemnons,
Trauervoll, ringsum die anderen alle, die mit ihm
In dem Haus des Aigisthos ihr tödlich Ende gefunden.
Jener erkannte mich gleich, nachdem er vom Blute getrunken,
Weinte laut auf, und helle Tränen stürzten ihm nieder.
Seine gestreckten Hände versuchten mich sehnend zu fassen,
Aber er hatte ja nicht mehr jene geschmeidige Stärke,
Wie er sie in den gelenkigen Gliedern früher besessen.
Tränen entströmten mir bei seinem Anblick vor Mitleid.
— — — — — — — — — — — — — —
So verweilten wir beide und wechselten traurige Worte
Voller Kummer und Gram und ganz in Tränen gebadet.
Und da nahte der Geist des Peleïaden Achilleus,
Der des Patroklos und auch des wackern Antilochos Seele,
Und auch Aias, der an Wuchs und Antlitz der Schönste
Unter der Danaer Zahl nach dem herrlichen Sohne des Peleus.
Da erkannte mich der Geist des schnellen Achilleus,
Und wehklagend rief er die beflügelten Worte:
„Edler Laërtiade, du vielerfahrner Odysseus,
O du Verwegener, könntest du je noch Kühneres wagen?
Was ermutigte dich, hinab zum Hades zu steigen,
Wo sie bewußtlos wohnen, die Bilder verblichener Menschen?"

Also sprach er zu mir, und ich versetzte dem Schatten:
„O Achilleus, Pelide, du größter aller Achaier!
Nieder stieg ich um Teiresias willen, ob er mir
Riete, wie ich zurück ins felsige Ithaka käme.

Noch erreichte ich nicht das Land der Achaier, noch kam ich
Nicht in die Heimat, noch irr ich im Elend. Doch keiner, Pelide,
Ist beglückter als du in alten und kommenden Zeiten.
Früher, als du noch lebtest, verehrten wir Danaer alle
Dich wie einen der Götter, nun herrschst du gewaltig hier unten
Über die Toten. Drum klage nicht um dein Sterben, Achilleus.“

Also sprach ich, und gleich gab der Pelide zur Antwort:
„Über mein Sterben tröste mich nicht, erlauchter Odysseus,
Wollte ich doch lieber als Knecht bei Lebenden fronen,
Selbst bei einem Armen, der ohne Äcker und Güter,
Als die Scharen der abgeschiedenen Toten beherrschen.
Aber erzähle mir lieber von meinem herrlichen Sohne:
Zog er noch in den Krieg als Kämpfer? Blieb er zu Hause?“
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Also sprach er zu mir, und ich versetzte dem Schatten:
„Er bestieg mit Beute und Ehrenpreisen sein Seeschiff,
Unversehrt und nie von ehernen Waffen verwundet,
Noch im Gedränge verletzt, wie es im Kriege doch oftmals
Sich ereignet, denn wahllos rast das Wüten des Ares.“

Sprachs. Da eilte die Seele des schnellen Peliden mit großen
Schritten über die Asphodelenwiese von dannen,
Freudevoll über die Kunde vom Ruhm des gepriesenen Sohnes.

Aber die anderen Seelen der abgeschiedenen Toten
Standen voll Trauer, und jede nahte mit sorgenden Fragen.
Abseits und allein stand nur die Seele des Aias,
Telamons Sohn; er grollte mir noch wegen des Sieges,
Den ich damals errang, als wir bei den Schiffen gerechtet
Um die Wehr des Achilleus, den Preis seiner herrlichen Mutter;
Troische Töchter entschieden den Streit und Pallas Athene.
Hätte ich doch nie um diesen Kampfpreis gewonnen!
Solch ein herrliches Haupt ging wegen der Waffen zugrunde,
Das des Aias, der an Wuchs und Taten der größte
Unter der Danaer Zahl nach dem herrlichen Sohne des Peleus!

So versuchte ich denn mit freundlichen Worten zu sprechen:
„Aias, o du Sohn des großen Telamon, grollst du
Mir als Toter noch um jene verderblichen Waffen,
Dieses Fluchgeschenk der Götter an die Argeier?
Du, solch Turm und Hort, gingst drum zugrunde, Achaias
Völker haben dich wie den Peliden Achilleus
Heiß und immerfort umtrauert. Schuldig ist keiner
Außer Zeus; denn auf dem Heer der danaischen Krieger
Lastete grimm sein Haß, der auch dein Ende verschuldet.
Drum tritt näher und höre auf unsere Rede und Worte,
Herrscher, laß fahren den Groll, bezwinge die trotzige Seele."
Sprachs. Er aber erwiderte nichts und schwebte zum finstern
Erebos wieder hinab zu den anderen Geistern der Toten.
Dennoch hätte zu mir der zürnende Aias gesprochen
Oder ich zu ihm; doch fühlt ich des innersten Herzens
Drang, noch weitere Seelen verblichener Toten zu schauen.

— — — — — — — — — — — — —

Doch nach Sisyphos erblickte ich Herakles' Stärke,
Nur sein Schattenbild, er selbst hat unter den Göttern
Freude die Fülle zur Seite der zierlich gefesselten Hebe,
Tochter des großen Zeus und der goldsandalenen Here.
Um ihn war lautes Geschwirr der Toten, als scheuche man Vögel
Rings auseinander, und er, gleich einem finsteren Nachtbild,
Hielt den entblößten Bogen, den Pfeil an die Sehne gezogen,
Blickte rollend umher und stets zu schießen gewärtig.
Schauerlich starrte ihm über der Brust des goldenen Schwertbands
Leuchtender Riemen, geschmückt mit wundersamen Gebilden,
Bären und wilde Eber und augenfunkelnde Löwen,
Kämpfe und wildes Getümmel und männermordende Schlachten.
Hätte doch nie geformt und möge nichts Weiteres formen,
Wer ein Gebilde wie dies mit solchen Formen erfüllte!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich aber weilte noch weiter dort und wartete standhaft,
Ob noch andere Helden erschienen, die früher verblichen.
Hätte auch Männer der Vorzeit, soviel ich verlangte, gesehen,
Theseus, Peirithoos auch, die gepriesenen Söhne der Götter.
Aber da strömten zuvor unzählige Scharen der Toten
Schrecklich schreiend heran. Da packte mich bange Befürchtung,

Daß mir herauf aus dem Hades die hehre Persephoneia
Das gorgonische Haupt des entsetzlichen Scheusals entsende.
Schleunig eilte ich wieder ans Schiff und trieb die Gefährten,
Selber einzusteigen und hinten die Taue zu lösen,
Hurtig stiegen sie ein und setzten zum Rudern sich nieder.
Durch den Okeanos trieben das Schiff die strömenden Wogen
Erst im Takte der Ruder und dann im beglückenden Winde.

(Od. XI, in Auswahl)

Die zitierten Verse geben uns einen Überblick über das großartige Totenbuch, aber er dürfte genügen, um die herrlichen Schönheiten sonderlich dieses Gesanges zu enthüllen.

Ausgelassen sind einzelne Verse, die im gekürzten Zusammenhang überflüssig oder störend sind, dann vor allem die Teiresiasepisode mit der seltsamen Prophezeiung von Odysseus' spätem Tode und der Weisung einer vorherigen Sühnewanderung aufs Festland. Hier liegen sehr interessante Spuren zur Klärung der Odysseussage, aber ihre Erörterung verbietet sich von selbst an dieser Stelle. Ferner unterschlug ich den großen „Frauenkatalog", der doch wohl ein späteres Einschiebsel ist und zur Mitteilung mythologischer Einzelheiten dienen soll. Immerhin möchte ich doch seinen Beginn nicht übergehen, da die prachtvolle Stelle leise an die noch schönere vom Beilager des Jupiter und der Here im vierzehnten Buch der Ilias erinnert.

Odysseus erzählt von Tyro:

Ihre Liebe galt dem göttlichen Strome Enipeus,
Jenem schönsten Gewässer, das über die Erde dahinfließt,
Und so eilte sie oft zu des Gottes glänzenden Wellen.
Doch in dessen Gestalt erschien der Umstürmer der Erde
In der Mündung des strudelnden Stromes und legte sich zu ihr,
Und gleich einem Berg stand rings die purpurne Woge
Übergewölbt und barg den Gott und das sterbliche Mädchen.

(Od. XI, 238 f.)

Die Plastik des phantastischen Bildes ist herrlich.

Nach dem „Frauenkatalog" bricht zum ersten und einzigen Male die lange Erzählung des Odysseus ab, und das Epos versetzt uns kurz wieder

25. Odysseus und die Sirenen

an den über all den Abenteuern fast vergessenen Schauplatz des ganzen Berichts, an den Phaiakenhof. Aber schon nach kaum fünfzig Versen nimmt der Held die Erzählung wieder auf und berichtet zuerst ausführlich von seinem Zusammentreffen mit dem Geiste Agamemnons, wovon ich nur den Anfang geben kann. Auch die Episode mit Achilleus nötigte mich zu Auslassungen, wie auch die Schilderungen der Heroen Minos, Tantalos, Orion und Sisyphos den von mir erstrebten Zusammenhang zu sehr sprengten.

Desto stärker mögen nun die angeführten Stellen wirken. Schon die eröffnenden Worte der Totenbeschwörung ziehen uns mit mächtigem Bann in eine großartige Vision hinein, in der noch ganz allgemein das Schattenreich tief eindrucksvoll mit wenigen Worten geschildert wird. Dann erst lösen sich aus dieser Masse einzelne Episoden, die in ihrer so verschiedenen Tonart und Gestaltung den Dichter der Nekyia als einen der größten Künstler offenbaren. Von der traurig-weichen Elpenorszene steigert sich der Gesang zu der erschütternden Tragik des Zusammentreffens mit der toten Mutter. Wieviel Herzenstiefe klingt doch hier an, wieviel Heimat- und Kindesliebe! So führt uns der Dichter mit wenig Versen aus der scheinbar kühlen Atmosphäre seiner klassischen Epik in die ganze Wärme seines Gemüts. Um Homer voll zu verstehen, achte man besonders auf solche Stellen.

Ganz anders, aber nicht weniger eindringlich wirken die Episoden mit Achilleus, Aias und Herakles, in denen besonders Homers Fähigkeit, psychologische Schilderung durch Handlung auszudrücken, triumphiert. Alle drei Stellen sind Kabinettstücke in ihrer Art. Prachtvoll tönen die grollenden Worte des toten Achilleus, und die Sprunghaftigkeit seines auch hier noch so heißblütigen Wesens konnte nicht besser illustriert werden als durch das rasche, befriedigte Davoneilen, als er vernommen, was er hören wollte.

Berühmt ist die nun anschließende Partie mit Aias, in ihrer finsteren, unversöhnlichen Entschlossenheit vielleicht der Höhepunkt des ganzen Buches. Er ist der einzige Tote, der in seinem Groll die nie wiederkehrende Gelegenheit zum Verkehr mit der Oberwelt von sich weist. Wie elementar und von dämonischer Wildheit sind die Affekte dieser

Heroen, daß selbst das Grab sie nicht mildern kann! Die Dramatik dieses tonlosen Hinabschwebens ist schlagend.

Der Schluß der Nekyia kehrt ungefähr wieder zum Anfangsbilde der Totenscharen zurück. Der schaurige Wirbel, aus dem sich uns die einzelnen Episoden gelöst haben, macht sich aufs neue bemerkbar, und Odysseus entflieht den höllischen Erscheinungen.

Zwei Verse nur, aber wir sehen wie lichtgeboren das Schiff wieder auf den Wellen der lebendigen See taktmäßig dahingleiten, als wäre aller Spuk versunken, wie nie gewesen.

*

Die Nekyia glaubte ich allein aus den weltbekannten Abenteuern herausheben zu müssen. Ihre Erzählung ist mit dem zwölften Gesang beendet, und der dreizehnte führt sofort Odysseus' Abschied von der gastlichen Insel herbei. Dieser Abschied zeigt die gleiche klare Güte und wundervoll ausgeglichene Kultur, wie wir sie schon bei Telemachs Aufbruch aus dem Palaste des Menelaos kennengelernt haben. Hier aber ist das Stimmungsniveau noch erheblich gesteigert, handelt es sich doch um einen ernsteren Abschied, einen Übergang zu einer neuen Welt der Wirklichkeit, und auch die Persönlichkeiten selbst stehen auf vollendeterer Höhe. Es liegt etwas so Edles und Schlichtes in der ebenso hoheitsvollen wie rein menschlichen Art, mit der dieser Vorgang sich vollzieht, daß ich die Stelle selber sprechen lassen muß, schon wegen der meisterhaften, so tiefinnigen Abschiedsreden, die darin eingeflochten sind.

Mit dem kurzen Hinweis auf seinen Aufenthalt bei Kalypso, den Odysseus schon bei seiner Ankunft dem phaiakischen Königspaar mitgeteilt hatte, schließt er die lange Reihe seiner seltsamen Berichte:

> Also sprach Odysseus, und alle saßen und schwiegen,
> Von Entzücken gebannt im schattigen Dunkel des Saales.
> Dann erwiderte ihm Alkinoos also und sagte:
> „Nun, Odysseus, nachdem du die eherne Schwelle in meinem
> Hohen Palaste erreicht, so wirst du, ich hoffe, nicht wieder
> Rückwärts von Hause verschlagen, du, der so vieles erduldet.

Einem jeden von euch, die ihr in meinem Palaste
Täglich schlürft des Ehrenweines funkelnde Gabe
Und dem Sänger lauscht, euch allen sei es geboten:
Kleider liegen bereits in schöngeglätteter Truhe
Unserem Gaste bereit und goldne Geräte und alle
Anderen Gaben, die hier die Fürsten des Volkes gespendet.
Geben wir ihm dazu je einen Dreifuß mit Becken
Mann für Mann. Es soll uns die Gemeinde durch Sammlung
Schadlos halten; den einzelnen drücken so freie Geschenke."

Also sprach er, und allen gefiel des Alkinoos Rede.
Dann aber gingen sie ruhn, zu seinem Hause ein jeder.
Als nun die rosigen Hände der Frühe dem Morgen entstiegen,
Eilten die Fürsten zum Schiff und brachten das ehrende Erzstück,
Selber durcheilte das Schiff des Alkinoos heilige Stärke,
Sorglich unter die Bänke die Gaben zu bergen, damit sie
Später bei eilender Fahrt nicht einen der Ruderer störten.
Dann aber schritten die Fürsten ins Haus des Königs zur Mahlzeit.

Für sie opferte dort des Alkinoos heilige Stärke
Einen Stier dem wolkenumballten Allherrscher Kronion.
Sie verbrannten die Schenkel und ließen die köstlichen Speisen
Froh sich munden. Es sang inmitten der göttliche Sänger,
Der vom Volke verehrte Demodokos. Aber Odysseus
Wandte häufig sein Haupt zur goldenleuchtenden Sonne,
Wünschend, sie sänke hinab; sein Herz ersehnte die Heimkehr.
Wie es den Mann zum Nachtmahl treibt, dem über das Brachfeld
Braune Stiere den festen Pflug tagüber gezogen;
Wie erwünscht versinkt ihm da die leuchtende Sonne,
Daß er eile zum Mahl, ihm wanken die Kniee beim Gehen:
So erwünscht versank Odysseus die leuchtende Sonne,
Schnell erscholl sein Wort den ruderfrohen Phaiaken,
Und dem Alkinoos galt des Helden Rede am meisten:
„Herrscher Alkinoos, aller Männer erlesenster König!
Lebt nun wohl, und nach der Spende entsendet mich sicher.
Ist doch schon alles vollbracht, was meine Seele ersehnte,
Das Geleit und die Gaben, die mir die himmlischen Götter
Segnen möchten, und möchte ich bei der Heimkehr die Gattin
Treu befinden im Kreis der wohlerhaltenen Meinen.

Aber ihr, die hier verharrt, bleibt eurer geliebten
Weiber und Kinder Glück, und mögen die Götter euch vielfach
Heil bescheren und nie dem Volke Übel erstehen."

Sprachs, und Beifall riefen ihm alle, und alle verlangten,
Daß man den Gast entsende, der so gebührlich geredet.
Und dann sprach zum Herold des Königs Alkinoos Stärke:
„Auf, Pontonoos, mische den Wein im Kruge und reiche
Allen im Saale den Trank, damit wir flehen zum Vater
Zeus und unseren Gast in seine Heimat entsenden."

Sprachs, und Pontonoos mischte die Honigsüße des Weines,
Trat zu jedem und reichte den Trank. Dann sprengten sie alle
Gleich von ihrem Sitz die Spende den seligen Göttern,
Die den Himmel bewohnen. Dann hob sich der edle Odysseus,
Gab in die Hände Aretes den doppeltgehenkelten Becher
Und begann darauf zu ihr die beflügelten Worte:
„Königin, lebe mir wohl auf immer, bis dich das Alter
Und das Ende beschleichen, die allen Menschen bevorstehn.
Und so scheid ich denn, du aber erfreue im Hause
Dich deiner Kinder und Völker und deines Gatten, des Königs."

Sprachs, und über die Schwelle schritt der hehre Odysseus.
Einen Herold gesellte zu ihm des Alkinoos Stärke,
Ihn zum schnellen Schiff und zum Strande des Meeres zu leiten.
Auch Arete sandte zugleich die dienenden Frauen,
Eine mit einem Gewand und schöngewaschenem Mantel,
Und die andere trug die festgeschlossene Truhe,
Roten Wein und Speise aber brachte die dritte.
Aber nachdem sie hinab zum Schiff und zum Meere gekommen,
Nahmen die wackern Begleiter sogleich die Sachen und bargen
Sie im geräumigen Schiff, auch alle Getränke und Speisen.
Doch Odysseus breiteten sie ein Polster und Linnen
Auf dem hintern Verdeck des geräumigen Schiffes zum stillen
Schlummer. Dann stieg er selber an Bord und legte sich schweigend
Nieder. Nun setzten die Leute sich wohlgeordnet und paarweis
An die Ruder und lösten das Tau aus des Steines Durchlochung,
Beugten sich weit zurück und schlugen das Meer mit dem Ruder.

Ihm aber sank auf die Lider der Augen erquickender Schlummer
Gar so süß und fest, des Todes treuestes Abbild.
Aber das Schiff, wie vier zusammengekoppelte Hengste
Unter den Schlägen der Geißel zugleich in die Ebene stürmen
Und in bäumendem Lauf wie rasend die Strecke durchsausen:
Also bäumte sich auch der Bug des Schiffes, und hinten
Rollte die riesige, purpurne Woge des donnernden Meeres.
Stetig und sicher enteilte das Schiff; der kreisende Falke
Hätte es nicht erreicht und ist doch der schnellste der Vögel,
So geschwind im Lauf durchschnitt es die Wogen des Meeres,
Und es trug den Mann, der weise wie einer der Götter,
Dessen Herz vordem gar viele bittre Beschwerden
Litt und rang mit Männern im Kampf und den Qualen der Wogen;
Nun aber schlief er still und hatte der Leiden vergessen.

(Od. XIII, 1 f.)

Diese Abfahrt des Odysseus gehört mit zu den schönsten Stellen in der Odyssee. Welch schweigende Größe ruht nach all den wilden Erlebnissen über dem Ganzen! Zwanzig Jahre heimwehverzehrt hat Odysseus fern von Ithaka verbracht; mit allen Fibern hat er die Stunde ersehnt, in der er den geliebten Strand wiedersehen soll, da nimmt ihn zum Schluß dies ursprünglich so geisterhafte Land der Phaiaken auf, und seine Bewohner können ihn, entgegen allem antiken Brauch, nur nachts mit ihren seltsamen, gedankenwissenden Schiffen, ihn, den Schlafenden, heimgeleiten. Die erschütternde Laufbahn des großen Irrenden und Abenteurers ist zu Ende, es klingt wie Erlösung an, die angespannten Glieder sinken; aus seinen traumtollen Erlebnissen gleitet er im Schlummer dahin, selig und gewiß, am Ende seiner Fahrten zu stehen, und doch unbewußt des großen Augenblickes selbst. Es steht ihm eine neue Wirklichkeit bevor. Um zu ihr zu erwachen, muß ihn ein tiefer Schlaf von der Welt seiner Abenteuer trennen. Sie versinkt lautlos, spurlos selbst mit den gütigen Geistern des Abschlusses. Ohne daß der Dichter es klar ausspricht, hat er es verstanden, hier einen Strich zu ziehen, eine undurchdringliche Nebelwand aufzurichten. Die Phaiaken müssen in der Sage ein Volk gewesen sein, das wie die Göttin Kalypso mit dem Totenreich in Beziehung stand. So stark sie Homer auch „ionisiert“ hat, es bleibt

etwas Mystisches an ihnen haften, und der Schluß zeigt das fast am stärksten. Nun die Schiffer Odysseus im Schlummer in der Heimat gelandet haben und selbst für immer verschwunden sind, ja sogar der strafenden Verzauberung durch Poseidon entgegenfahren, wird es auf einmal neuer, lichter Morgen: ein neuer Schauplatz öffnet sich, wir sind in bekannten, diesseitigen Bereichen, in Ithaka.

*

Es wurde bereits angedeutet, daß in der Odyssee zwar eine gegenüber der Ilias uns näherliegende Welt den Ort der Handlung bildet, daß aber doch in dem zweiten Epos dem fortwährenden Eingreifen der Götter mehr Raum gegeben wird. Sie wirken meist als hilfreiche Geister mit einem Zug ins Märchenhafte.

So auch gleich hier.

Odysseus erwacht, er weiß nicht, wo er ist, er rauft sein Haar und fühlt sich verraten. Aber er begegnet gleich Athene, sie teilt all den hüllenden Nebel:

. . . . Da sah man die Gegend;
Mit Entzücken erkannte der hehre Dulder Odysseus
Freudig seine Heimat und küßte die nährende Scholle,
Und zu den Nymphen erhob er gleich die betenden Hände:
„Nymphen, Najaden, ihr Töchter des Zeus, wohl mußte ich wähnen,
Nie euch wiederzusehn. Nun seid mir mit frohen Gebeten
Neu gegrüßt! Wir werden wie früher euch Gaben bescheren,
Läßt mich selber nur Zeus' beutespendende Tochter
Gnädig leben und schenkt des teuren Sohnes Gedeihen."

(Od. XIII, 352 f.)

Wieder haben wir hier eine der vielen Erkennungsszenen, an deren immer neuwirkenden Effekten die Odyssee so reich ist. Sonst sind es Personen, hier gibt sich ein Land zu erkennen. Der Augenblick hätte einen geringeren Dichter leicht zu sentimentalerer Weitschweifigkeit verführt, Homer bleibt knapp, episch, in Bewegung. Nie stockt bei ihm die Handlung. Sie geht auch hier sofort weiter und treibt den Helden neuen Listen und Überlegungen, Abenteuern und Kämpfen entgegen. Die ganze zweite Hälfte der Odyssee ist der Schilderung dieser Neuerringung seiner Königswürde und dem Niederzwingen des übermütigen

Freierschwarmes daheim vorbereitend und ausführend gewidmet. All das hier im einzelnen zu verfolgen, hat keinen Zweck. Der Reiz liegt im Ganzen. Am fühlbarsten wird die viel größere Realistik, die uns völlig begreifliche, nicht mehr legendär oder mythologisch gesteigerte Umwelt. Wie greifbar ist die köstliche Gestalt des guten Sauhirten Eumaios charakterisiert, wie menschlich treten auch die andern Bewohner Ithakas uns entgegen! Von der Riesenhaftigkeit der Ilias oder der Phantastik der Abenteuer ist keine Spur mehr vorhanden. Wir sind auf durchaus vertrautem Boden, wo das Maß der normalen Vorstellungsmöglichkeit nirgend überschritten wird: eine felsige Insel im Mittelmeer voll Hirten, Herden und Höfen, ein Hafen, eine Stadt, Volk und übermütige Edle, ein Königspalast, der uns wie ein Landedelsitz anmutet, kurz, wer das Mittelmeer und sein südliches Getriebe kennt, könnte sich das alles dort auch heut noch ähnlich vorhanden denken.

Aber mit wieviel abwechslungsreichem Reiz hat das Homer nicht alles ausgestattet! Das Interesse des Lesers erlahmt nie, ja es wächst beständig. Ein feiner Humor, eine offensichtliche Liebe zu den Gestalten übergoldet alles. Es wird so recht aus der Fülle heraus erzählt, ungequält, ohne Stocken. Man sieht staunend: Homer wird nicht schwächer, sobald er von großen Fragmenten früherer Volksepik zu eigener Ausführung und verbindender Gestaltung übergehen muß, im Gegenteil: wo er ungebunden und durch die strenge Sage weniger beschränkt wirklich dichten kann, da blüht er ordentlich auf, und seine fast starre Riesengröße bekommt ein warmes, überquellendes, stets gütiges Leben, das eine scharfe Kenntnis von Menschen und all ihrem Getriebe so vielseitig und natürlich macht.

*

Wie der Eintritt in Ithaka mit einer Erkennungsszene eingeleitet werden muß, so geht das nun folgerichtig weiter, aber immer neu und spannend variiert.

Erst im Hirtengehöft des Eumaios begegnen sich Vater und Sohn, und Odysseus läßt zum maßlosen Erstaunen Telemachs die Maske fallen. In diese eingehüllt aber erkennt ihn niemand, wenigstens kein Mensch.

Sein alter Hund nur hat die klügere Witterung. Diese Erkennungsszene des treuen Argos ist bekannt genug, aber sie läßt uns so tief in die mit allen Wesen verständnisvoll fühlende Art Homers blicken und zeigt so sehr seine innige Vertrautheit nicht nur mit Menschen, sondern auch mit allem Getier, besonders den immer bevorzugten und so richtig erfaßten Hunden, daß der schöne Absatz durchaus hierher gehört.

Odysseus, in der Begleitung des Hirten, nähert sich seinem Palast, auch ein Wiedersehen, dessen tiefstes Ergreifen Homer nur andeutet. So betritt er nach zwanzig Jahren seinen Hof:

Doch ein Hund lag da, der Kopf und Ohren emporhob,
Argos, den der Dulder Odysseus selber erzogen,
Aber der Zug ins heilige Troia ließ ihn des Hundes
Sich nicht lang erfreuen. Vorzeiten, da führten die jungen
Männer ihn wider wilde Ziegen und Hasen und Rehe,
Dann aber lag er verachtet, als sein Gebieter davonzog,
Auf einem Haufen Dünger, der vor den Pforten von Rindern
Und von den Eseln geschichtet, bis ihn die Knechte des Herrschers
Feldwärts schafften, die weiten Triften des Königs zu düngen.
Und da lag nun Argos, der Hund, von Läusen gepeinigt.
Aber sobald er nun das Nahn des Odysseus bemerkte,
Wedelte er, und seine Ohren senkten sich leise,
Doch er vermochte nicht mehr, sich seinem Herren zu nähern.
Der aber blickte beiseite, damit Eumaios nicht sähe,
Wie eine Träne ihm rann, und schnell begann er zu fragen:
„Wunderbar, Eumaios, ist doch der Hund auf dem Dünger,
Prächtig ist seine Gestalt, doch kann ich natürlich nicht wissen,
Ob er bei solchem Wuchs auch schnell im Laufen gewesen
Oder nur so wie Hunde, die um die Tische der Herren
Wedeln und die man nur des Prunkes wegen sich großzieht."
Drauf erwidertest du, o göttlicher Sauhirt Eumaios:
„O, du würdest erstaunt die Kraft und Schnelle bewundern,
Wäre der Hund, der jenem Fernhingeschiednen gehörte,
Noch so prächtig und rüstig wie damals, als ihn Odysseus
Vor der Fahrt nach Troia uns hier im Lande zurückließ.
Welches Wild er auch jagte, im tiefen Dickicht des Waldes
Konnte es nie entfliehn, denn sicher fand er die Fährte.

26. Penelope am Webstuhl; die Fußwaschung des Odysseus

Nun verkommt er im Elend, seit sein Gebieter im fernen
Lande gestorben; die lässigen Mägde versäumen die Pflege.
Ist kein Herrscher mehr da, mit Kraft und Stärke zu walten,
Wollen die Knechte auch nicht die schuldige Arbeit verrichten.
Nimmt doch der allüberschauende Zeus die Hälfte des Wertes
Jedem Mann, sobald die Stunde der Knechtschaft ihm nahte."
Also sprach er und ging hinein in die prächtige Wohnung,
Schritt dann gleich in den Saal in die Mitte der trotzigen Freier.
Aber den Argos erfaßte das finstere Schicksal des Todes,
Als er Odysseus nach zwanzig Jahren wiedergesehen.

(Od. XVII, 291)

Die nächste der Erkennungsszenen, die wie stufenartig sich steigernd aufgereiht sind, findet im Palaste selbst statt, zwar noch nicht zwischen den Gatten selbst, das verspart sich der Dichter für später, dagegen mit Odysseus' treuer Amme Eurykleia. Sie soll dem „Bettler" die Füße waschen und entdeckt dabei die ihr so wohlbekannte Narbe ihres Herrn. Es ist ein rührendes Bild, wie wir hier das selige Erschrecken über die alte Wärterin kommen sehen, die einst Odysseus am Busen genährt. Sehr spannend geht die Szene im schattigen Dunkel des Saales vorüber, da die anwesende Penelope noch nichts merken soll.

Hier hat sich Odysseus nicht freiwillig enthüllt, das tut er erst kurz vor dem Freiermord den beiden treuen Hirten gegenüber, auch hier in einer Szene voll ergreifender Herzlichkeit.

Und nun erst kommt es zu dem ungeheueren Höhepunkt, der an dramatischem Effekt in der Weltdichtung kaum etwas gleich Großes neben sich hat: zu dem Augenblick, in dem sich Odysseus den Freiern zu erkennen gibt und mit einem Sprunge wieder in seine königliche Rolle eintritt.

Doch ehe ich näher auf die Szene eingehe, müssen wir in der bis dahin abgelaufenen Dichtung noch einige besonders schöne Stellen nachholen, ohne im einzelnen den ganzen Gang der als bekannt vorausgesetzten Handlung aufzurollen.

Der Freiermord selbst wirkt in seiner Unerbittlichkeit fürchterlich. Daß aber Homer eine derartige Wildheit wirklich mit einer alles verstehenden

Güte und mit tiefer Menschlichkeit verbindet, beweist so recht eine edle Warnung, mit der der Held vor seinem schrecklichen Beginnen selbst noch solche vor der eigenen Mordgier zu erretten sucht, die nicht ganz so schuldig sind wie die andern und in denen ein guter Kern nur durch Verführung überwuchert erscheint. Das ist wahrhaft ritterlich gehandelt und zeigt wieder diese im Grunde immer wirklich vornehme Gesinnung homerischer Gestalten.

Odysseus hat von dem Übermut der Freier und ihrem schamlosen Benehmen viel im eigenen Hause zu erleiden, selbst die Untergebenen des Hauses beteiligen sich an den Schmähungen und Beleidigungen, die bis zu den schlimmsten Handgreiflichkeiten ausarten. Homers große Kunst knapper Charakterisierung weiß aber mit wenig Strichen den Schwarm der Freier sehr individuell zu gestalten. Ihre Führer zeigen sich in ihrer Roheit doch recht verschieden, und wir sehen verruchte und bessere, völlig verstockte und weichere Elemente unter ihnen. Am vorteilhaftesten stellt sich Amphinomos dar. Man sieht den edlen Kern, das mildere Wesen, die gute Anlage. Er „macht eben mit", nicht mehr, und so möchte ihn der Dichter retten und doch auch wieder zeigen, wie unerbittlich er sein kann, wenn Verblendung und Halbheit eine solche Rettung nicht zulassen.

Die köstliche, drastische Szene des Zweikampfes zwischen Odysseus und dem Bettler Iros ist vorüber. Antinoos' Plan ist mißlungen, und Amphinomos, der dessen Antipathie gegen den Helden nicht geteilt hat, nähert sich Odysseus, um ihm beglückwünschend eine Gabe zu reichen. Die Kritik meint, daß diese Partie ursprünglich an anderer Stelle unmittelbar nach einem Roheitsakt des Antinoos eingefügt gehörte. Aber für die Schönheit und Nachdenksamkeit der Episode selbst ist das ja belanglos, sie wirkt durch sich selbst.

Die Zuschauer des Zweikampfes kehren in den Saal zurück, wo sich Odysseus in seinen neuangelegten Bettlerlumpen schon wieder still auf die Schwelle gesetzt hat.

. . . . Amphinomos aber
Nahm aus dem Korb zwei Brote heraus und gab sie Odysseus,
Reichte ihm einen goldenen Becher und grüßte und rief ihn:

„Heil dir, fremder Vater, so sei in späteren Tagen
Glücklich, wenn dich heut auch noch viel Plage behaftet!“

Ihm erwiderte drauf der hehre Dulder Odysseus:
„Du, Amphinomos, scheinst mir sehr besonnen und weise,
Ähnlich wie dein Vater, ich hörte die Leute ihn preisen:
Nisos aus Dulichion sei begütert und edel.
Dem entstammst du, so sagt man, und scheinst verständig und tüchtig,
Darum sage ich dir, du aber hör es und merk es:
Nichts Vergänglichers nährt die Erde als grade den Menschen
Von dem allen, was weit auf Erden wandelt und atmet.
Meint er doch, er könne kein künftig Übel erleiden,
Solange Götter ihn stärken und seine Glieder sich regen.
Senden aber die seligen Götter die Tage der Trübsal,
Trägt er auch das, so sehr er sich sträubt, mit standhaftem Herzen.
Und so gleicht der Sinn der erdbewohnenden Menschen
Ganz dem Tage, den der Göttervater heraufführt.
War doch auch mir einst unter den Menschen Segen beschieden,
Aber ich übte viel Frevel, durch Kraft und Stärke gestachelt,
Und vertraute auf meinen Vater und alle die Brüder.
Darum handle auch keiner gegen Recht und Gesetze,
Sondern besitze im stillen, was ihm die Götter verliehen.
Sehe ich doch auch hier die Freier Frevel verüben,
Güter verprassen und schamlos die Gattin des Mannes mißhandeln,
Der von Heimat und Haus, du kannst mirs glauben, nicht lang mehr
Fern sich hält. Schon ist er ganz nah. So möge ein Gott dich
Sicher heimgeleiten, daß du nicht jenem begegnest,
Wenn er einst zum lieben Lande der Väter zurückkehrt.
Ohne Blutvergießen, vermut ich, werden sich jener
Und die Freier nicht trennen, tritt unter sein Dach der Verschollne.“

Sprachs und trank den süßen Wein, nachdem er gespendet,
Und er reichte den Becher zurück in die Hände des Fürsten.
Der aber schritt durchs Haus, das Herz voll banger Betrübnis
Und das Haupt gesenkt, schon ahnte ihm nahendes Unheil.
Dennoch verfiel er dem Tode, da ihn Athene verstrickte.

(Od. XVIII, 119 f.)

Homer kann es wagen, derart den Verlauf der Handlung vorher anzudeuten, ohne dadurch irgendwie die Spannung zu vermindern. Im

Gegenteil. Er tut es immer wieder, und so sehen wir deutlich das Verhängnis sich nahen, fühlen aber auch um so stärker seine Unentrinnbarkeit. Die obige Warnungsstelle ist nur eine Andeutung gegenüber der gewaltigen Prophezeiungsszene des Theoklymenos, die in ihrer grandiosen, schaurigen Wucht an Shakespeares dämonischste Auftritte erinnert. Sie steht in ihrer phantastisch-verzerrten Art einzig bei Homer da, und dem Dichter muß mit Recht sehr an ihr gelegen gewesen sein, da man allgemein der Ansicht ist, daß Homer die Gestalt des Theoklymenos nur dieser Szene wegen eingeführt hat. Ich teile diese Auffassung zwar nicht und möchte sogar in Theoklymenos etwas ganz anderes vermuten, nämlich eine verkappte Gottheit, aber das ist ja für die rein dichterische Wucht dieser Partie belanglos, und die näher ausführende Begründung gehört nicht hierher.

Es ist unmittelbar vor dem Bogenwettkampf und dem Freiermord. Der frevelnde Übermut der werbenden Gesellen, ihr wildes, zügelloses Schalten im Hause des Odysseus hat seinen Höhepunkt erreicht. Ihre Schamlosigkeit und Verachtung guter Sitte schreien zum Himmel, man fühlt ordentlich, so kann es nicht weitergehen, die Nemesis naht. Aber einem jeden Frevler flüstert einmal im Leben die warnende Stimme, ihn vom Abgrund zurückzuhalten, meist vergebens; so auch hier:

> . . . . Doch Pallas Athene erregte unter den Freiern
> Wildes Gelächter und schlug ihre Sinne mit blöder Verblendung.
> Und so lachten sie denn mit fremdverzerrten Gesichtern,
> Schlangen das Fleisch noch blutig und roh und fühlten ins Auge
> Tränen steigen und ahnenden Jammer im Herzen sich heben.
> Doch zu ihnen begann Theoklymenos' göttliches Ansehn:
> „Was für ein Leid geschah euch Ärmsten? Nächtiges Dunkel
> Hält euer Haupt umhüllt und eure Gesichter und Kniee,
> Stöhnende Klage tönt, und Tränen netzen die Wangen,
> Blut trieft in den Nischen und an den prächtigen Wänden,
> Schatten füllen den Hof und selbst die vordere Halle,
> Drängend zum finsteren Reich in Erebos' Tiefen. Die Sonne
> Schwand am Himmel dahin, und rings steigt grausiges Dunkel."
> Also rief er, aber alle verlachten ihn herzlich.
>
> (Od. XX, 345 f.)

Welche unsägliche Tragik liegt nicht über dieser ungeheuren Vision! Die ganze Atmosphäre zittert vor schrecklicher Ahnung. In diesen wenigen Versen klingt eine Dämonie ohnegleichen.

Wieder habe ich wegen Zusammenfassung dieser zwei Warnungsszenen anderes übersprungen, auf das noch besonders hingewiesen werden muß. Mir ist es hier besonders um die Gestalt der Penelope zu tun, deren Zeichnung auf den ersten Blick nicht immer ganz klar und einheitlich ist, wie sie ja auch in der weiteren Sage durchaus nicht nur in dem idealen Lichte erscheint, in dem wir sie aus Homer kennen. Im großen und ganzen bleibt sie im Epos die schmerz- und sehnsuchtverzehrte Gattin, der über ihrem Kummer fast alles andere gleichgültig ist, worüber sich ja auch der alte Eumaios beklagt. Immerhin braucht der Dichter, um die Spannung noch zu erhöhen, den kritischen Augenblick der Gefahr, daß Penelope in letzter Minute die Frist der Treue für abgelaufen halten und untreu werden könnte. Hat doch Odysseus selbst beim Zuge nach Troia sie angewiesen, sich wieder zu vermählen, sobald ihr Sohn mannbar geworden sei. Diese Zeit ist jetzt gekommen. Etwas Zögerndes, Überlegendes tritt neu in Penelopes Bild; kann sie sich doch selbst nicht der Einsicht verschließen, daß die Sachlage zu irgendeiner Entscheidung drängt.

Diese Verbindung des Festhaltens an der Treue, gemischt mit versuchenden Erwägungen, hat Homer ausgezeichnet getroffen und doch dabei gleichzeitig verstanden, das Bild der Fürstin in seiner ganzen Schönheit vor uns hinzuzaubern:

. . . . vom oberen, schimmernden Stockwerk stieg sie hernieder,
Nicht allein, ihr folgten zugleich zwei dienende Weiber.
Wie nun die herrliche Frau hinab zu den Freiern gekommen,
Stand sie da am Pfosten der Pforte des stattlichen Hauses,
Ihre Wangen verhüllt mit einem leuchtenden Schleier,
Rechts und links je eine der treuen Frauen zur Seite.
Aber den Freiern bebten die Knie, von Liebe bezaubert
Sehnten sich alle, an ihrer Seite das Lager zu teilen.

(Od. XVIII, 206 f.)

Wenn diese Szene in ihrer Wirkung ein wenig an das Erscheinen der Helena auf Troias Mauer erinnert und nicht gerade zu den sympathischsten Stellen über Penelope gehört, so begehrenswert sie auch geschildert ist, so kennen wir manche andere, wo sie der einsame Schmerz in unseren Augen verklärt. Wieviel Mitgefühl haben wir mit der zur Verzweiflung getriebenen Frau, die keinen andern Ausweg aus ihrer Bedrängnis weiß, als einen Wettkampf um ihre Person mit dem Bogen ihres verschollenen Gatten anzusetzen in der Hoffnung, daß niemand diese sorglich verwahrte Waffe handhaben könnte:

Und so stieg sie hinan die ragende Treppe des Hauses
Und erfaßte mit kräftiger Hand den gebogenen, schönen,
Ehernen Schlüssel, geschmückt mit elfenbeinernem Handgriff.
Dann aber eilte sie selbst, gefolgt von den dienenden Weibern,
Tief in die äußerste Kammer. Dort lagen die Schätze des Herrschers,
Erzgerät und Gold und kunstgeschmiedetes Eisen,
Und dort lag auch der schnellende Bogen und pfeilegefüllte
Köcher, es ruhten darin viel schmerzensreiche Geschosse,
Gaben, die ihm in Lakedaimon sein Gastfreund verehrte,
Iphitos, Eurytos' Sohn, der ähnlich den ewigen Göttern.
— — — — — — — — — — — — —
Als nun die herrliche Frau zu jener Kammer gelangte
Und die eichene Schwelle betrat — ein Zimmermann hatte
Sie geschickt geglättet und mit der Maßschnur gerichtet,
Hatte drauf Pfosten gestellt, dran schimmernde Pforten befestigt —,
Löste Penelopeia schnell den Riemen vom Türring,
Steckte den Schlüssel hinein und stemmte sich gegen und stieß die
Riegel der Tür zur Seite. Aufbrüllte die Pforte so dröhnend
Wie ein weidender Stier, so dröhnten die mächtigen Türen
Unter des Schlüssels Stoß und traten dann rasch auseinander.
Doch die Königin schritt an das ragende Wandbrett; da standen
All die Truhen, darin die duftenden Kleider geborgen.
Dort aber reckte sie sich und nahm vom Nagel den Bogen
Mit dem Behälter herab, der glänzend die Waffe umschmiegte,
Und da ließ sie sich nieder und legte ihn über die lieben
Knie und weinte gar laut, wie sie den Bogen enthüllte.

(Od. XXI, 5 f.)

Ganz wundervoll ist hier auch das Bild der brüllenden Tür. Wer je den tiefen Klang erleben durfte, mit dem sich die Bronzepforten des Lateranbaptisteriums in Rom öffnen, der weiß, wie ausgezeichnet der Dichter beobachtet hat. Er lehrt uns damit aber auch den Schauplatz selbst, des Odysseus Haus, in allen Einzelheiten näher kennen, wenn auch alles nur den Vorbereitungen auf den großen Schlußkampf dienen soll. Homer geht hierin nicht hastig vor und läßt sich Zeit zu allerlei wundersamen Szenen, die uns um so mehr in die Stimmung der Erwartung versetzen. Auch die Hilfe der Himmlischen spielt wie überirdischer Glanz zuweilen mystisch und seltsam hinein, etwas Ungeheuerliches bereitet sich vor, und ein ahnender Schauer soll über den Hörer kommen, „als ob die Gottheit nahe wär'."

Ganz besonders schön und kennzeichnend hierfür erreicht das Homer in der Szene, wo Odysseus mit Telemach die Waffen aus dem Männersaal in die Kammer schafft, um den Freiern die Möglichkeit der Verteidigung zu nehmen; denn so hat es des Helden weise Vorsicht beschlossen.

Da erhoben sich nun der herrliche Sohn und Odysseus,
Und sie holten zur Kammer die Helme, gebuckelten Schilde
Und die spitzigen Speere. Voraus trug Pallas Athene
Einen goldenen Leuchter und breitete strahlenden Schimmer,
Daß Telemachos staunend zum lieben Vater sich wandte:
„O mein Vater, wie schaut mein Auge so mächtiges Wunder!
Wahrlich, die Wände des Saals und rings die prächtigen Nischen,
Auch die Tannenbalken und stolzen, ragenden Säulen
Leuchten vor meinen Augen, als wären sie loderndes Feuer.
Sicher verweilt hier einer der himmelbewohnenden Götter."

Ihm erwiderte drauf der vielerfahrne Odysseus:
„Schweig und bewahr es in deinem Herzen und frage nicht weiter.
Dies ist die Weise der Götter, des hohen Olympos Bewohner.
Du aber geh zur Ruh; ich will noch weiter hier weilen,
Um die Mägde zu prüfen und deine Mutter zu reizen,
Daß mich die Kummerbeladne um jedes Einzelne frage."

Sprachs, und Telemachos schritt, von leuchtenden Fackeln geleitet,
Durch den Saal hindurch, hinaus zu seinem Gemache,

Wo er auch vordem schlief, wenn süßer Schlummer ihm nahte,
Ruhte nun dort auch jetzt und harrte der heiligen Frühe.
Aber im Saale blieb allein der erlauchte Odysseus
Und überlegte, von Pallas gelenkt, der Freier Ermordung.

(Od. XIX, 31 f.)

Immer näher rückt die Katastrophe, um deretwillen die zweite Hälfte der Odyssee geschrieben wurde. Homer aber schiebt weiter mit dichterisch kluger Berechnung Hemmung auf Hemmung ein, um so die Spannung immer mehr zu steigern. Es ist ein Genuß, zu sehen, wie er bei lauter Umwegen und scheinbaren Retardierungen doch das Ziel unbarmherzig fest im Auge behält, wie wir aber trotzdem gespannt und gebannt ihm Schritt auf Schritt folgen müssen.

Das Hauptmittel zu diesen Verzögerungen, ehe der große Augenblick des fürchterlichen Erkennens kommt, gibt die schon angedeutete „Bogenprobe".

Das ist das Große bei Homer, daß jeder den schließlichen Ausgang seiner Erzählung im voraus weiß und daß es der Dichter dennoch versteht, uns nur an den von ihm gewünschten Augenblick zu fesseln und hier natürlich ebenso zwischen Zweifel und Hoffnung anzuspannen wie die Personen seiner Dichtung. Wenn Homer spricht, ist alles immer gegenwärtig in packendster Lebendigkeit.

So wird denn alles meisterlich ohne Übereilung in schönster epischer Breite für den Höhepunkt vorbereitet.

Der Entscheidungstag ist da. Die „Bogenprobe" beginnt. Alle Freier versagen, Telemach steht auf einen Wink seines Vaters von einer vielleicht geglückten letzten Anstrengung ab, nur die beiden Oberhäupter der Rotte haben sich noch nicht erprobt. Sie schlagen einen Aufschub vor, und nun bittet der Bettler Odysseus um die Erlaubnis zur Beteiligung an dem Wettkampf. Es gibt einen fürchterlichen Aufruhr, ein Gewirr von Rede und Gegenrede, einen Augenblick steht alles in Frage, da glättet Homer die Wogen, eine Art feierliche Stille tritt ein, denn nun ist der Umschwung da, die Nemesis beginnt. Man spürt ordentlich das gespannte Schweigen, mit dem aller Augen an dem landfremden Vaganten hangen, der nun

endlich die ersehnte, fürchterliche Waffe, das Werkzeug der Erfüllung, in den Händen hält:

....Als aber der kluge Odysseus
Prüfend den mächtigen Bogen gedreht und ringsum betrachtet,
Da, wie ein lautenkundiger Mann und erfahrener Sänger
Über den neuen Wirbel leicht eine Saite dahinspannt
Und den gedrehten Schafdarm an beiden Enden befestigt,
Spannte so mühelos Odysseus den mächtigen Bogen.
Mit der rechten Hand versuchte er prüfend die Sehne,
Die aber klang mit hellem Ton wie die Stimme der Schwalbe.
Doch die Freier griff wilde Bestürzung, und alle erbleichten,
Zeus aber donnerte laut und gab ein sichtliches Zeichen.
Mit Entzücken erkannte der hehre Dulder Odysseus,
Daß ihm der Sohn des verschlagenen Kronos dies Zeichen gesendet,
Und er ergriff einen flüchtigen Pfeil, der nackt auf dem Tisch lag,
Ruhten die anderen doch im hohlen Köcher verborgen,
Und es sollten gar bald die achaiischen Freier sie kosten.
Jenen tat er über den Bügel, zog Kerben und Sehne
Und entsandte sitzend von seinem Sessel aus vorwärts
Zielend den Pfeil und fehlte nicht die oberen Ösen
Sämtlicher Beile. Durch alle hindurch hinaus in das Freie
Flog der eherne Pfeil. Da sprach Odysseus zum Sohne:
„Telemach, keine Schande macht dir im Saale der Fremdling.
Weder mühte ich mich gar lang, den Bogen zu spannen,
Noch verfehlt' ich das Ziel, und meine Kraft ist noch immer
Ungebrochen, nicht so, wie lästernd die Freier mich schmähen.
Nun ist die Stunde da, ein abendlich Mahl den Achaiern
Selbst bei Tage zu bieten und sich noch anders zu freuen
An Gesang und Tanz. Das sind ja die Zierden des Mahles."

Riefs mit winkenden Braun. Und Telemachos warf sich das scharfe
Schwert um die Schulter, der liebe Sohn des erlauchten Odysseus,
Und er legte die Hand fest um die Lanze. Zum Vater
Trat er nahe zum Thron, gerüstet in funkelnde Erzwehr.
Nun entblößte sich von den Lumpen der kluge Odysseus,
Sprang, in den Händen Bogen und Köcher, den pfeilegefüllten,
Rasch auf die ragende Schwelle und goß die eilenden Pfeile
Vor die Füße sich hin und rief den Freiern entgegen:

„Dieser untadlige Kampf kam nun zum glücklichen Ende.
Jetzt aber werd ich ein anderes Ziel mir suchen, wie keines
Je ein Mann getroffen. Ruhm aber gebe mir Phoibos!“

Riefs, und wider Antinoos bog er die bittere Waffe.
Ha! der wollte gerade den doppeltgehenkelten, goldnen
Becher ergreifen, schon hob er mit den Händen ihn aufwärts,
Um vom Weine zu trinken, und der Gedanke zu sterben
Lag ihm gar fern. Wer dächte auch unter zechenden Männern,
Daß, so stark er auch sei, ein einzelner unter so vielen
Ihnen den bitteren Tod und schwarzes Verhängnis bereite.
Zielend traf Odysseus ihn mit dem Pfeil in die Kehle,
Daß durch den blühenden Nacken die Spitze bohrend hindurchdrang.
Seitwärts sank er um, und aus des Getroffenen Händen
Rollte der Becher, es fuhr ihm aus der Nase ein starker
Strom von Menschenblut. Wild stieß mit den Füßen den Tisch er
Von sich fort und schleuderte so die Speisen zu Boden.
— — — — — — — — — — — — — —
Aber mit finsterem Blick begann zu ihnen Odysseus:
„Hunde! Ihr meintet, ich würde nie mehr nach Hause gelangen
Aus dem Lande der Troer, und zehrtet darum mein Haus auf.
— — — — — — — — — — — — — —
Nun aber ist euch allen das Netz des Verderbens bereitet.“

(Od. XXI, 404—Schluß und XXII, 1—41)

Das ist die Riesenszene, auf deren schlagende Wucht und Größe ich schon hingedeutet hatte. Mit ihr beginnt wieder ein neuer und letzter Abschnitt in dem Epos: Odysseus als rächender Herrscher.

*

Eine fürchterliche Wut fegt durch den nächsten Abschnitt, etwas vom Ton der Ilias klingt an. Noch eine kurze Spanne, dann ist das grausige Werk getan, und nun klingt das Lied tatsächlich etwas ab. Es geht wie ein Aufatmen durch die Handlung. Die Erfüllung ist fast gefunden, und nur noch mit den letzten Ausgleichen hat sich ein längerer Abgesang zu befassen. Hier war es für den Dichter wohl am schwersten, die frühere Höhe zu wahren, denn die Masse der Hörer braucht Handlung, während jetzt mehr psychologische Probleme nur dem feinern Ohr einen köstlichen

Genuß bereiten. Naht doch, wie man meinen sollte, die zarteste und innigste, fast selbstverständliche Erkennung, die der Gatten. Aber mit einem so kurzen, banalen Märchenschluß gibt sich Homer nicht zufrieden.

Ich habe die feine, verschlungene Zeichnung der folgenden Szenen immer besonders geschätzt, man spürt, wie hier der Dichter vollkommen selbständig geformt und neuerfunden hat, und man bewundert seine Menschenkenntnis und tiefe Charakterisierung, die besonders das Bild Penelopes endgültig gestaltet.

Bei der großen Botschaft überwältigt sie wie der Blitz die Freude, aber nur ganz kurz, dann kommt der Zweifel, es kommt die Furcht vor Täuschung durch einen Betrüger oder die Götter. Vielleicht kämpft sie noch mit anderen Hemmungen, die kaum angedeutet, aber auch nicht rein abzuweisen sind. Wenn wir lange mit einer schmerzlichen Ungewißheit gerungen oder etwas bebend immer wieder erharrt haben, bis uns dieser Kummer fast zur Gewohnheit geworden, so stutzen wir seltsamen Menschen zuweilen vor der plötzlichen, fast nicht mehr erwarteten glücklichen Lösung. Es gibt Naturen, die die Größe ihrer Trauer so liebgewinnen, daß sie es wie einen Verlust empfinden, wenn ihnen der Grund dazu genommen wird.

Homer geht nicht so weit, diesen mehr modernen Gedankengang zu äußern, aber wir glauben, ihn irgendwie in der Seele der Penelope durchzittern zu sehen, unwägbar, unnennbar, aber begreiflich.

Sie muß sich erst finden, sie kann nicht so ohne weiteres dem ihr doch fast fremdgewordenen Gatten um den Hals stürzen. Das Bild des Verschollenen, das sie in liebender Treue in der Seele getragen, ist ihr viel vertrauter als der Wiedergekehrte in Person. Es ist hier etwas wie eine neue Werbung und die Herbigkeit der Zurückhaltung, wie sie das weibliche Herz selbst bei größter Liebe unbewußt übt.

Daß Homer dies alles gespürt hat und uns auch unter diesen Eindruck bringt, ohne es zu nennen und fast nur durch die Erzählung äußerer Vorgänge, das zeigt eine epische Kunst von seltener Reife, die ebenbürtig neben den höchsten psychologischen Kunstwerken unserer Zeit steht. Die Art der Ausführung hat hier von Volksdichtung keine Spur mehr,

sie gibt sich zwar immer noch äußerlich schlicht und klar verständlich, ist aber in Wahrheit viel verwickelter und tiefer und jedenfalls im Lauf des Epos einer der tiefsten Weisheitsblicke ins Menschen-, besonders ins Frauenherz.

Dies alles in einer Analyse zu erörtern, kann natürlich nicht vollen Einblick in die geheimnisvolle Schönheit der Dichtung gewähren. Man muß aufmerksam die Stelle selbst lesen, die so wundervoll mit den Versen beginnt:

Nun stieg jauchzend die greise Alte ins obere Stockwerk,
Ihrer Herrin die Heimkehr des teuren Gatten zu künden.
Hurtig regte sie ihre Knie, ihr stürzten die Füße,
Und sie beugte sich über das Haupt der Fürstin und rief sie:
„Penelopeia, erwach, lieb Kind, damit du mit eignen
Augen gewahrst, wonach du alle Tage dich sehntest.
Kam doch Odysseus und ist im Haus, so spät er auch heimkam,
All die trotzigen Freier erschlug er, die ihm so schändlich
Haus und Habe verdorben und seinen Sohn so geknechtet."
(Od. XXIII, 1 f.)

und die schließlich zur harmonischsten Lösung ausklingt:

Aber Eurynome, die Kammerfrau, führte die Gatten
Auf ihrem Gange zum Lager und hielt die Leuchte in Händen;
Und nach solchem Geleit in die Kammer, ging sie. Doch jene
Schritten zur Stätte des alten Lagers in seliger Freude.

Wie Homer wünscht, daß dem Hörer der Gesamteindruck Penelopes erscheine, faßt er im Schlußgesang zusammen in den kurzen, wunderschönen Worten:

O, wie herrlichen Sinn besaß doch Penelopeia,
Des Ikarios Tochter, wie treu gedachte sie immer
Ihres Gatten Odysseus, drum wird der Ruhm ihrer Tugend
Niemals untergehn. Die Götter werden den Menschen
Holden Gesang von Penelopeia, der klugen, verleihen.
(Od. XXIV, 194 f.)

Der Dichter hat recht behalten; neben dem fesselnden Bild des abenteuernden, listenreichen Helden ist das der treuen Penelope in die Unsterblichkeit der größten Dichtung eingegangen.

*

Man könnte sich das Epos mit dem 23. Gesang beendet denken, und es mag eine Fassung gegeben haben, in der das auch wirklich der Fall war. Es bleiben aber noch schließlich allerlei Fragen offen, und das mag den zusammenfassenden Dichter der Odyssee bewogen haben, noch den Schlußgesang hinzuzufügen, der als letzte Erkennungsszene die zwischen Odysseus und seinem alten Vater enthält und der uns dann noch den Ausgleich mit dem Volke und Odysseus' Rückkehr in seine Herrscherwürde berichtet.

Dieser 24. Gesang wird öfters als ein jüngster Teil der Dichtung etwas geringschätzig betrachtet, meiner Ansicht nach sehr mit Unrecht, wenn es allein auf dichterische Schönheit ankommt. Betrachtet man ihn völlig naiv nur daraufhin und kümmert sich nicht um Einwendungen der Wissenschaft oder einer gar zu verstandesmäßig kritisierenden Einstellung, so muß man im Gegenteil gestehen, daß gerade dieser Gesang im einzelnen eine Fülle von Schönheiten birgt, und mehr noch, daß er im ganzen durchtränkt ist von einem sonnigen Bestreben nach völliger Klarheit und Harmonie. Es geht ein beglückendes, befriedigendes Gefühl von ihm aus. Er ist wahrhaft ein Schluß, ein Ende, und zwar eins, wie es dem Geschwisterpaar dieser beiden Weltepen durchaus würdig ist. Nicht einen Abfall, nicht ein Versanden spürt man, sondern nur einen in äußeren und inneren Wohllaut gekleideten Ausklang.

*

Aber den Anfang des Schlußgesanges bildet ein ganz eigenartiges Stück, das wohl wirklich ursprünglich nicht hier stand und erst sehr spät hinzugetreten sein mag. Es ist aber ein Kleinod ersten Ranges und stellenweise von einer derartigen dichterischen Schönheit, daß man es keinem anderen als dem Homer genannten Dichter zutrauen möchte, ja einzelne Momente gemahnen an die höchste Kraft der Ilias. Das liegt nicht nur im Inhalt, der allerdings aus den Troia- und Heimkehrsagen genommen ist. Das ganze Stück hat im Hinblick auf das elfte Buch der Odyssee, die Hadesfahrt, den Namen der „zweiten Nekyia" erhalten. Die Vorstellungen vom Totenreich weichen zwar von den früher geäußerten

erheblich ab, auch nehmen sie gar nicht einen so breiten Raum ein. Die Bestattung des Achilleus und die Heimkehr Agamemnons bilden den Hauptinhalt, und gerade diese Leichenfeier des Peliden ist so unsagbar herrlich gedichtet, daß ich nicht anstehe, ihr nur weniges im gesamten Homer an die Seite zu stellen. Es ist ein ungeheurer Gesang von einer Breite und einem Weitklang, als ob die Elemente selber zu tönen begännen. Die Riesenhaftigkeit mythologischer Gebilde wächst wieder klingend empor, und es zieht eine Heroenwelt vorüber, beglänzt wie von einer höheren Sonne.

So sei denn dieser Teil der zweiten Nekyia hier wiedergegeben, um selbst für seine Herrlichkeit zu zeugen:

Nun aber rief der kyllenische Hermes die Seelen der toten
Freier heraus; er hielt in seinen Händen den großen,
Schönen Stab, mit dem er die Augen der Menschen durch Zauber
Zuschließt, wenn er will, und auch die Schlafenden aufweckt.
Damit scheuchte und führte er sie; sie folgten ihm schwirrend.
Wie wenn schwirrende Fledermäuse im Winkel von wilden
Höhlen flattern, wenn aus der Reihe eine von ihnen
Von dem Felsen fällt, sie halten sich dort aneinander:
So entflogen schwirrend auch jene zusammen. Der Retter
Hermes führte die Schar hinab die dumpfigen Pfade.
Am Okeanos gings, am Leukasfelsen vorüber,
Auch an Helios' Toren und an dem Lande der Träume,
An die Asphodelenwiese gelangten sie schließlich,
Wo die Seelen wohnen, das Abbild der Lebenserschöpften.

Und sie trafen die Seele des Peleïaden Achilleus,
Die des Patroklos und auch des wackern Antilochos Seele
Und auch Aias, der an Wuchs und Antlitz der Schönste
Unter der Danaer Zahl nach dem herrlichen Sohne des Peleus.
So umstanden sie dort den Sohn des Peleus, da nahte
Ihnen sich auch Atreus' Sohn, der Geist Agamemnons
Trauervoll; ringsum die anderen alle, die mit ihm
In dem Haus des Aigysthos ihr tödlich Ende gefunden.
Zu ihm sprach zuerst der Geist des Peleïonen:

„Atreus' Sohn, wir wähnten, dem donnerfrohen Kronion
Wärest du alle Zeiten von allen Helden am liebsten,
Weil du über so viele und tapfere Männer gebotest
Im Gefilde von Troia, wo wir Achaier so litten.
Dennoch sollte auch dich gar früh das böse Verhängnis
Treffen, dem keiner entgeht, der je auf Erden geboren.
Wärest du doch im Besitz der Würde, die du verwaltet,
In dem Lande der Troer dem Todesschicksal verfallen!
Ja, dann hätten dir alle Achaier den Hügel geschüttet,
Und du hättest dem Sohn viel Ruhm für später gelassen.
Nun aber war es dein Schicksal, des ärgsten Todes zu sterben."

Dem Peliden entgegnete der Geist Agamemnons:
„Seliger Sohn des Peleus, du göttergleicher Achilleus,
Der du vor Troia fielst so fern von Argos, und um dich
Sanken die edelsten Söhne der Troer und der Achaier,
Deinen Leib umstreitend. Der lag im Wirbel des Staubes
Lang und riesig gestreckt und hatte des Kampfes vergessen.
Wir aber stritten den ganzen Tag und hätten so endlos
Weitergekämpft, wenn nicht Zeus' Sturmwind alles beendet.
Als wir dich aus dem Ringen zurück an die Schiffe getragen,
Legten wir dich aufs Lager und wuschen die herrlichen Glieder
Rein mit lauem Wasser und Öl, die Danaer standen
Rings und weinten viel heiße Tränen und schnitten ihr Haar ab.
Deine Mutter vernahms und kam mit unsterblichen Meerfraun
Aus den Wogen herauf. Ein Schrei scholl über das Meer hin
Grausenerregend, und Schrecken packte alle Achaier.
Und sie wären davongestürmt zu den bauchigen Schiffen,
Hätte sie nicht ein Mann von alter, langer Erfahrung,
Nestor, aufgehalten, des Rat ja immer der beste,
Und der wandte sich nun beschwichtigend gegen die Leute:
„Haltet doch ein, Argeier, und flieht nicht, Männer Achaias!
Seine Mutter entsteigt mit den unsterblichen Meerfraun
Dort den Fluten, der Leiche des toten Sohnes zu nahen."
Riefs, und da hemmten ihr Fliehen die hochgemuten Achaier.
Um dich traten die Töchter des greisen Gottes der Meerflut
Trauervoll jammernd und kleideten dich in Himmelsgewänder.
Alle neun Musen klagten wechselnd mit lieblicher Stimme

Laut, und da hättest du nicht einen Achaier gesehen,
Der nicht weinte, vom hellen Gesang der Götter erschüttert.
Siebzehn Tage und Nächte beweinten wir ununterbrochen
Dich, unsterbliche Götter zusammen mit sterblichen Menschen;
Aber am achtzehnten legten wir dich ins Feuer, und um dich
Schlachteten wir in Menge gehörnte Rinder und Schafe.
Du verbranntest in den Gewändern der Götter mit vielem
Süßen Honig und Öl, und viele achaiische Helden
Tummelten sich bewaffnet um deinen flammenden Holzstoß,
Streiter und Reiter, und rings erschallte lautes Getöse.
Aber sobald dich die Flammen des Gottes Hephaistos verschlungen,
Sammelten wir dein bleiches Gebein am Morgen, Achilleus,
Tief in Öl und lauteren Wein. Es gab deine Mutter
Eine goldene Urne; sie sagte, Dionysos habe
Sie geschenkt und sie sei ein Werk des gepriesnen Hephaistos.
Darin ruht nun dein bleiches Gebein, erlauchter Achilleus,
Untermischt mit dem des Menoitiaden Patroklos,
Doch von Antilochos gesondert, den du von allen
Freunden am meisten geehrt, nachdem Patroklos gefallen.
Um euch häuften wir dann den Hügel riesig und herrlich,
Wir, die heilige Schar der speerbewehrten Achaier,
An Hellespontos' Breite auf einem ragenden Vorsprung,
Daß er vom Meer aus sichtbar wäre für alle Geschlechter,
Die noch heute leben und die in Zukunft geboren.
Herrliche Preise erbat von den Göttern die Mutter zum Wettkampf,
Und sie bot sie mitten im Kreis den Fürsten Achaias.
Hast du doch schon oft den Leichenfeiern von vielen
Helden beigewohnt, wenn nach Verscheiden des Herrschers
Junge Krieger sich gürtend gerüstet, den Preis zu erkämpfen;
Aber du hättest noch nie mit solchem Erstaunen so schöne
Preise gesehn, wie hier die silberfüßige Thetis
Dir zu Ehren gestellt: so warst du ein Liebling der Götter.
Drum erlosch auch nicht mit deinem Tode dein Name,
Immer wird leuchtender Ruhm bei allen Menschen dir blühen."

(Od. XXIV, 1—95)

Mit diesem einzig schönen Kleinod Homerischer Poesie sei die Übersicht über die Epen geschlossen.

27. Mord der Freier durch Odysseus

Sie hat uns gezeigt, welche Fülle beglückender Herrlichkeit hier vereinigt ist, genug, um noch weiteren Jahrtausenden ein immerfließender Born der Erquickung und des Entzückens zu bleiben. Der Wandel der Zeiten wird sie nicht bleichen und die kurzsichtige Torheit manches Geschlechtes sie nicht in Vergessenheit bringen können.

Wie die Dichtung Homers die Tore der europäischen Kultur geöffnet hat, so wird sie wohl auch an deren Ende unverblüht in eine andere Unvergänglichkeit übergehen. Die Stätten sind zerstört, die Völker geschwunden, Länder verwandelt, ja selbst die Götter versunken, aber das Werk jenes Genius, den wir Homer nennen, ist so erfüllt von der Ewigkeit des Lebens, daß es nur mit diesem selber auf Erden verlöschen kann.

Solange uns aber sein stärkender Glanz umwallt und erdgeborene Menschen durch ihn erquickt, erhoben und beseligt werden, wird seine göttliche Schönheit unter dem einen dankbar gepriesenen Namen unter uns fortleben, unter dem Namen HOMER.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Titelbild: Homer. Marmorbüste im Museum of Fine Arts, Boston.

1. Das Urteil des Paris. Hydra. Karlsruhe, Vasensammlung. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
2. Paris und die Entführung der Helena. Volcentische Schale von Hieron. Berlin, Museum. Aus Gerhard, Trinkschalen und Gefäße, Berlin 1848.
3. Rüstung zum Kampf. Schale des Duris. Wien, Museum für Kunst und Industrie. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
4. Menelaos verfolgt Paris; Aias im Kampf mit Hektor. Schale des Duris. Paris, Louvre. Aus W. Fröhner, Choix de vases grecs inédits. Paris 1867.
5. Hektors Abschied. Amphora. München, Vasensammlung. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
6. Hektor und Aias. Amphora. Würzburg. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
7. Kampfszene. Becher. London, British Museum. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
8. Zweikampf zwischen Diomedes und Aeneas. Krater. Halle, Graf Michael Tyskiewicz. Aus Robert, Szenen der Ilias und Aithiopis. Halle 1891.
9. Pallas und Ares. Archaische Amphora. Aus Gerhard, Auserlesene griechische Vasenbilder. Berlin 1847.

10. Hektor und Diomedes. Bacchische Amphora. Sammlung Raoul-Rochette. Aus Gerhard, Auserlesene griechische Vasenbilder. Berlin 1847.
11. Krieger im Hinterhalt. Schale von Euphronios. Brüssel, Sammlung von Branteghem. Aus Hartwig, Die griechischen Meisterschalen. Berlin 1893.
12. Zweikampf. Amphora des Andokides. Paris, Louvre. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
13. Hektors Rüstung. Amphora des Euthymides. München, Vasensammlung. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
14. Leichenfeier des Patroklos. Vase. Neapel, Vasensammlung. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
15. Kampf bei den Schiffen; Priamos bei Achill. Stamnos. München, früher Candelonsche Sammlung. Aus Gerhard, Auserlesene griechische Vasenbilder. Berlin 1847.
16. Patroklos verbindet Machaon. Innenbild einer Schale des Sosias aus Vulci. Berlin, Museum. Aufnahme des Museums, Berlin.
17. Hektors Lösung. Skyphos. Wien, Museum für Kunst und Industrie. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
18. Iliupersis. Schale des Brygos. Paris, Louvre. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
19. Helena entführt und wiedergewonnen. Skyphos des Hieron und Makron. Cancello, Sammlung Spinelli. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
20. Streit des Aias und Odysseus. Schale des Duris. Wien, Museum für Kunst und Industrie. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
21. Blendung Polyphems. Amphora. London, British Museum. Aus Monumenti inediti, Bd. X. Rom 1878.

22. Odysseus unter dem Widder. Aus Monumenti antichi pubbl. per cura della R. Accedemia dei Lincei, Bd. 24, 1915.
23. Odysseus in der Unterwelt. Krater. Paris, Bibliothèque Nationale. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
24. Raub der Leto. Amphora. Paris, Louvre. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904 ff.
25. Odysseus und die Sirenen. Lekythos. Athen, National-Museum. Aus Journal of Hellenic Studies, London 1893.
26. Penelope am Webstuhl; Die Fußwaschung des Odysseus. Aus Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. F. Bruckmann A.-G., München 1904ff.
27. Mord der Freier durch Odysseus. Skyphos aus Corneto. Berlin, Museum. Aus Monumenti inediti, Bd. X. Rom 1878.

HOMERISCHE LITERATUR

HERMANN GRIMM. Homers Ilias. 2 Bd. 1890.
GEORG FINSLER. Homer. 2 Bd. 2. Aufl. Leipzig 1914.
GEORG FINSLER. Homer in der Neuzeit. 1912.
U. VON WILAMOWITZ. Homerische Untersuchungen. 1884.
U. VON WILAMOWITZ. Die Ilias und Homer. 1916.
P. CAUER. Grundfragen der Homerkritik. 2. Aufl. 1909.
E. BETHE. Homer. I. Ilias. 1914.
FRIEDRICH SCHLEGEL. Pros. Jugendschriften, hrsg. v. Minor. Bd. I. Wien 1882.
E. DRERUP. Homer. 1903.
MATTHEW ARNOLD. On translating Homer. (Critical Essays). London 1861. 1896.
W. HELBIG. Das hom. Epos aus den Denkmälern erläutert. 2. Aufl. 1887.
HEDWIG JORDAN. Der Erzählungsstil in den Kampfszenen der Ilias. 1904.
DIETRICH MÜLDER. Die Ilias und ihre Quellen. Berlin 1910.
E. DRERUP. Das fünfte Buch der Ilias. 1913.
WILLY PASTOR. Homer. 1904. („Dichtung", Bd. 22.)
HERDER. Homer ein Günstling der Zeit. (Werke, hrsg. v. Suphan, Bd. 18.)
SCHUBARTH. Ideen über Homer und sein Zeitalter.
FRIEDRICH NIETZSCHE. Homer und die klass. Philologie (Basler Antrittsrede). (Werke II. Abt. Bd. 9.)
E. ROHDE. Kleine Schriften II. Nekyia. 1901.

Im gleichen Verlage erschienen von:

THASSILO VON SCHEFFER

Homers Ilias
Neu verdeutscht. 1913, 2. Auflage 1921

Homers Odyssee
Neu verdeutscht. 1918, 2. Auflage 1922

Aristophanes' Werke
2 Bände, herausgegeben, eingeleitet und neu bearbeitet nach Seegers Übersetzung. 1914

In Vorbereitung:

Senecas Schriften und Briefe
2 Bände, überarbeitet, herausgegeben u. eingeleitet nach der Übersetzung von Moser, Pauly u. Haakh

---

Vom gleichen Verfasser erschienen ferner:

Stufen
Leipzig 1896, bei Wilhelm Friedrich, jetzt bei Max Altmann

Seltene Stunden
Berlin 1898, bei Schuster & Loeffler

Die Eleusinien
Berlin 1898, bei Schuster & Loeffler

Moderner Cicerone
Rom III: Die Umgebung
Stuttgart 1903, b. Union Deutsche Verlagsges.

Neue Gedichte
München 1907, bei R. Piper & Co.

Der Mensch und die Religion
Leipzig 1908, bei Otto Wigand / Neuausgabe: München 1913, Hans Sachs-Verlag

Stätten der Kultur / Band 16: Neapel
Leipzig 1909, bei Klinkhardt & Biermann

Die Werke Friedrichs des Großen
In Übersetzung mit anderen, mehrere Bände
Berlin 1913, bei Reimar Hobbing

Die homerische Philosophie
(Philos. Reihe, Bd. 33)
München 1921, bei Rösl & Co.

Die Philosophie der Ehe
(Philos. Reihe Bd. 51)
München 1922, bei Rösl & Co.

Griechische Heldensagen
Stuttgart 1924, bei Union Deutsche Verlagsges.

Homer und seine Zeit
(Menschen, Zeiten, Völker Bd. III)
Wien 1925, bei Karl König

In Vorbereitung:

Die homerischen Götterhymnen
Neu verdeutscht. Bei Eugen Diederichs, Jena

Römische Götter- und Heldensagen
Bei Union Deutsche Verlagsges., Stuttgart

PA
4037
S3
1921

Scheffer, Thassilo Fritz H
von
Die schönheit Homers

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY